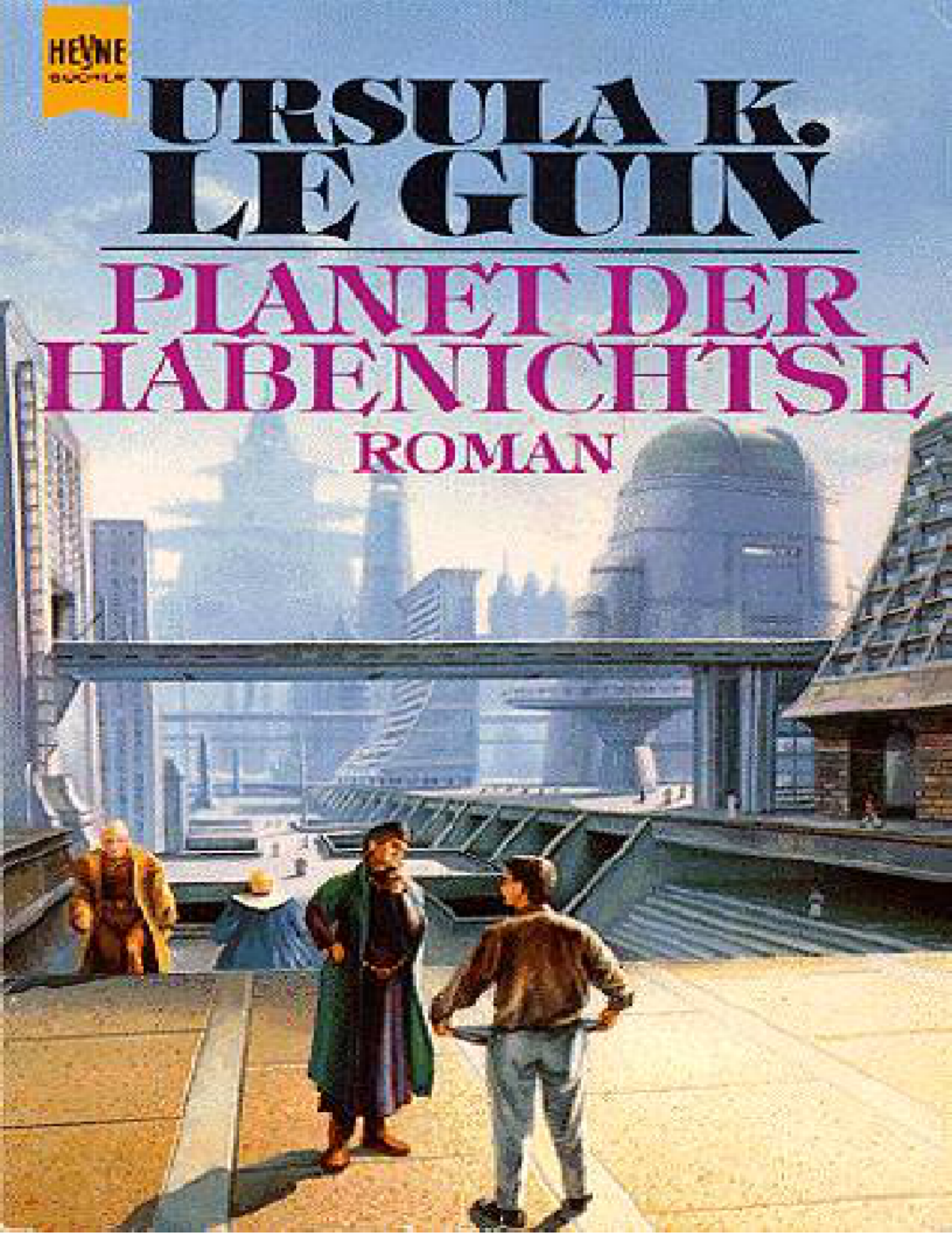
HEYNE BÜCHER

URSULA K. LE GUIN

PLANET DER HABENICHTSE

ROMAN



SHOUT
SHARE
IT

Annotation

Unzufrieden mit dem kapitalistisch-feudalistischen Gesellschaftssystem des Planeten Urras beschlossen die nach ihrer philosophischen Führerin genannten Odonier den unwirtlichen, bisher nur als Ressourcenlieferanten dienenden Mond Anarres zu besiedeln. Dort soll eine neue Form des Zusammenlebens auf der Basis der absoluten Gleichberechtigung in Bezug auf Status und Besitz gegründet werden. Jeder Kontakt mit der Herkunftswelt wird konsequent abgelehnt. Nach 170 Jahren fast vollständiger Isolation macht sich der geniale Temporalphysiker Shevek als erster Odonier auf den Weg nach Urras, um die Grenzen der Kommunikation zwischen den Planeten, sogar zwischen allen von Menschen besiedelten Welten, einzureißen.

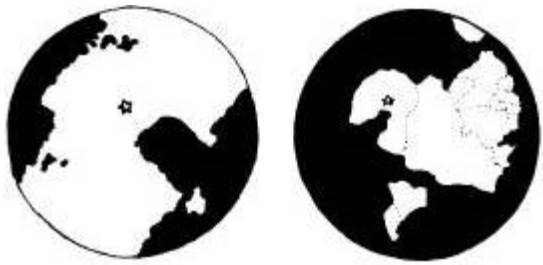
- Ursula K. Le Guin
  - Die Welten
  - 1. Kapitel
  - 2. Kapitel
  - 3. Kapitel
  - 4. Kapitel
  - 5. Kapitel
  - 6. Kapitel
  - 7. Kapitel
  - 8. Kapitel
  - 9. Kapitel
  - 10. Kapitel
  - 11. Kapitel
  - 12. Kapitel
  - 13. Kapitel

Ursula K. Le Guin
Planet der Habenichtse

Die Welten

ANARRES
Northwest
Northeast
Southwest
Southeast
Tehumau Sea
Northwestern
Northeastern
Southwestern
Southeastern
Tehumanan Sea
URRAS
North Sea
Thu
Thue Sea
Eastern Hemisphere
Western Hemisphere

1. Kapitel
Anarres — Urras



Da war eine Mauer. Besonders wichtig wirkte sie nicht. Sie bestand aus roh zugehauenen, vermörtelten Feldsteinen; ein Erwachsener konnte mühelos darüber hinwegblicken, und sogar ein Kind konnte sie erklettern. Wo sie die Straße kreuzte, besaß sie kein Tor, sondern reduzierte sich zu reiner Geometrie, zu einer Linie, einem Symbol für Grenze. Doch dieses Symbol, diese Idee war real. Und sie war wichtig. Seit sieben Generationen gab es nichts Wichtigeres auf der Welt als diese Mauer.

Wie alle Mauern war auch sie doppeldeutig, janusköpfig. Was drinnen und was draußen war, hing davon ab, auf welcher Seite der Mauer man sich befand.

Von der einen Seite gesehen, umschloß die Mauer ein ödes, sechzig Morgen großes Gelände, Hafen von Anarres genannt. Auf dem Gelände standen mehrere große Kräne, eine Raketenabschußrampe, drei Lagerhäuser, eine Lastwagengarage und ein Dormitorium. Das Dormitorium wirkte stabil, schmutzig und bedrückend; es hatte weder Gartenanlagen, noch spielten Kinder irgendwo; eindeutig lebte dort niemand, ja, es schien nicht einmal für einen längeren Aufenthalt bestimmt zu sein. Es handelte sich nämlich um eine Quarantänestation. Die Mauer schloß nicht nur das Landefeld ein, sondern auch die Schiffe, die aus dem Raum kamen, und die Männer, die mit den Schiffen kamen, und die Welten, von denen sie kamen, und das übrige Universum. Sie schloß das Universum ein und ließ Anarres draußen, sparte es aus.

Von der anderen Seite aus betrachtet, schloß die Mauer Anarres ein: Der ganze Planet war darin eingeschlossen, ein riesiges Gefangenenlager, abgeschnitten von anderen Welten und anderen Menschen, in Quarantäne.

Eine Anzahl Menschen kamen die Straße entlang auf das Landefeld zu oder standen herum, wo die Straße durch die Mauer führte.

Von der nahen Stadt Abbenay kamen häufig Leute herüber; sie hofften, ein Raumschiff sehen zu können, oder wollten ganz einfach die Mauer sehen. Schließlich war sie die einzige Grenzmauer auf ihrer Welt. Nirgendwo sonst gab es hier ein Schild mit der Aufschrift ›Betreten verboten‹ Vor allem Jugendliche fühlten sich zu der Mauer hingezogen, hockten auf ihr, gafften. Zuweilen konnte man einen Trupp Arbeiter beobachten, die vor den Lagerhäusern Kisten von Lastwagen luden. Vielleicht stand sogar ein Frachter auf der Rampe. Frachter kamen nur achtmal im Jahr, unvorangekündigt, nur die tatsächlich im Hafen arbeitenden Syndiks wußten von ihrer Ankunft. Daher waren die Zuschauer, die das Glück hatten, einen zu sehen, zuerst furchtbar aufgeregt und interessiert. Aber da saßen sie, und da stand er, ein gedrungener schwarzer Turm in einem Durcheinander fahrbarer Kräne, weit, weit hinten auf dem Feld. Und dann kam eine Frau von einem der Lagerhaustrupps herüber und sagte: »Wir machen Schluß für heute, Brüder.« Sie trug die Verteidigungsarmbinde, ein Anblick, der ebenso selten war wie ein Raumschiff. Auch das war ein kleines bißchen aufregend. Und der Ton, in dem sie sprach, war zwar liebenswürdig, aber entschieden. Sie war der Vorarbeiter dieses Trupps und würde, falls provoziert, von ihren Syndiks unterstützt werden. Außerdem gab es überhaupt nichts zu sehen. Die Fremden, die Außenweltler, hielten sich in ihrem Schiff versteckt. Sinnlos, zu warten. Auch für die Verteidigungstrupps war es langweilig. Manchmal wünschte sich die Vorarbeiterin, irgend jemand möge versuchen, die Mauer zu überklettern, ein Besatzungsangehöriger der fremden Schiffe desertieren oder ein Jugendlicher aus Abbenay versuchen, sich einzuschleichen, um sich den Frachter aus der Nähe anzusehen. Aber so etwas geschah nie. Es geschah überhaupt nie etwas. Und als dann doch etwas geschah, war sie nicht darauf gefaßt.

Der Kapitän des Frachters *Mindful* fragte sie: »Hat dieser Mob es etwa auf mein Schiff abgesehen?«

Die Vorarbeiterin blickte auf und sah, daß sich am Tor tatsächlich eine Menschenmenge angesammelt hatte, etwa hundert oder mehr. Allesamt standen sie herum, standen einfach so herum, wie die Leute während der Hungersnot an den Haltestellen der Lebensmittelzüge herumgestanden hatten. Die Vorarbeiterin fühlte sich unbehaglich.

»Nein. Die, äh, protestieren nur«, antwortete sie in ihrem schwerfälligen, limitierten lotisch. »Protest gegen den… äh… wie heißt das noch? Passagier?«

»Sie meinen, die sind hinter diesem Bastard her, den wir mitnehmen sollen? Wollen sie den aufhalten oder uns behindern?«

Das Wort ›Bastard‹ war nicht in die Sprache der Vorarbeiterin zu übersetzen und besaß für sie keine andere Bedeutung als die einer fremdartigen Bezeichnung für ihr Volk, aber ihr mißfiel sein Klang,

der Ton des Kapitäns und der Kapitän selbst. »Können Sie allein fertig werden?« fragte sie knapp.

»Verdammt noch mal, ja! Sehen Sie inzwischen zu, daß der Rest unserer Fracht möglichst schnell ausgeladen wird. Und schaffen Sie diesen Bastard an Bord. *Mich* können diese Verrückten da nicht einschüchtern.« Er klopfte auf den Gegenstand, den er am Gürtel trug, ein Metallobjekt, das geformt war wie ein mißgebildeter Penis, und blickte gönnerhaft auf die unbewaffnete Frau hinunter.

Sie musterte den phallischen Gegenstand, von dem sie wußte, daß es eine Waffe war, mit kaltem Blick. »Das Schiff ist um 14 Uhr fertig beladen«, erklärte sie. »Lassen Sie Ihre Crew an Bord. Start um 14 Uhr 40. Falls Sie Hilfe brauchen, geben Sie der Bodenkontrolle über Band Nachricht.« Sie schritt davon, ehe der Kapitän ihr Kontra geben konnte. Der Zorn machte sie ungeduldiger ihrem Trupp und der Menschenmenge gegenüber. »Macht sofort die Straße frei!« befahl sie, während sie sich der Mauer näherte. »Hier kommen Lastwagen durch, es könnte jemand verletzt werden. Platz da!«

Die Männer und Frauen diskutierten mit ihr und miteinander. Immer wieder überquerten sie die Straße, und einige kamen sogar auf das Gelände. Aber sie machten mehr oder weniger Platz. Die Vorarbeiterin hatte zwar keine Erfahrung im Umgang mit einem Mob, aber die Leute hatten auch keine Erfahrung darin, sich wie ein Mob zu verhalten. Da sie Mitglieder einer Gemeinschaft waren und nicht Elemente einer Masse, waren sie auch nicht von Kollektivgefühlen beherrscht; es gab so viele verschiedene Gefühle hier, wie es Menschen gab. Und da sie gar nicht auf die Idee kamen, ein Befehl könnte willkürlich sein, hatten sie auch keine Übung darin, Widerstand zu leisten. Dieser Mangel an Erfahrung rettete dem Passagier das Leben.

Einige von ihnen waren gekommen, um einen Verräter umzubringen. Andere waren hergekommen, um ihn an der Abreise zu hindern oder ihm Beleidigungen ins Gesicht zu schreien oder ganz einfach, um ihn zu sehen; und all diese anderen waren den Attentätern im Wege. Keiner von ihnen besaß eine Schußwaffe, einige nur hatten ein Messer. Angriff bedeutete also Nahkampf; sie wollten den Verräter selbst in die Finger kriegen. Sie erwarteten, daß er unter Begleitschutz in einem Fahrzeug kam. Doch während sie einen Lastwagen und seine Ladung kontrollierten und sich mit dem empörten Fahrer herumstritten, kam der Mann, den sie suchten, mutterseelenallein die Straße entlangmarschiert. Als sie ihn endlich erkannten, war er schon mitten auf dem Landefeld, und zwar mit fünf Verteidigungssyndiks auf den Fersen. Diejenigen, die ihn hatten umbringen wollen, machten sich — zu spät — an die Verfolgung und bombardierten ihn mit Steinen — nicht ganz zu spät. Einer der Steine

streifte den Mann, als er gerade an Bord des Raumschiffs ging, an der Schulter, ein anderer, zwei Pfund schwerer Stein jedoch traf einen Angehörigendes Verteidigungstrupps an der Schläfe und tötete ihn auf der Stelle.

Die Schiffsluken schlossen sich. Der Verteidigungstrupp machte, vorsichtig den toten Kameraden tragend, kehrt; die Männer unternahmen keinen Versuch, die Rädelsführer des Mobs, die zum Schiff hinüberrannten, aufzuhalten, obwohl die Vorarbeiterin sie, schneeweiß vor Schreck und Zorn, wütend beschimpfte, als sie an ihr vorbeikamen und einen Bogen um sie schlugen. Am Schiff angelangt, blieb die Vorhut des Mobs unschlüssig stehen. Das Schweigen des Frachters, die abrupten Bewegungen der riesigen, skelettartigen Kräne, die seltsame, öde, bedrückende Atmosphäre des Geländes, das Fehlen aller Dinge mit menschlichen Ausmaßen verwirrten sie. Einige zuckten erschrocken zusammen, als ein Dampf- oder Gasausstoß erfolgte, der irgendwie mit dem Schiff zusammenhängen mußte; beunruhigt spähten sie zu den weiten, schwarzen Tunnels der Raketen hinauf. Eine Warnsirene heulte weithin über das Gelände. Zuerst einer, dann ein zweiter, zogen sie sich langsam ans Tor zurück. Niemand hielt sie auf. Innerhalb von zehn Minuten war das Gelände leer, die Protestierer einzeln und in Gruppen auf dem Rückweg nach Abbenay. Es schien, als sei tatsächlich nichts geschehen.

In der *Mindful* jedoch geschah eine ganze Menge. Da die Bodenleitstelle die Startzeit vorverlegt hatte, mußten alle Routineaufgaben doppelt so schnell wie sonst vor sich gehen. Der Kapitän hatte befohlen, den Passagier mit dem Arzt zusammen in der Mannschaftsmesse anzuschnallen und einzuschließen, damit sie ihm nicht im Weg waren. Es gab dort einen Monitor; wenn sie wollten, konnten sie sich den Start ansehen.

Und das tat der Passagier. Er sah das Landefeld und die Mauer um das Gelände und weit hinter der Mauer die fernen Hänge der Ne Theras, gesprenkelt mit Busch-Holum und spärlichem, silbrigem Monddorn.

All das huschte unvermittelt, schwindelnd über den Bildschirm. Der Passagier spürte, wie sein Kopf gegen die gepolsterte Kopfstütze gepreßt wurde. Es war wie beim Zahnarzt, der Kopf nach hinten gedrückt, der Mund unwillkürlich geöffnet. Er konnte nicht atmen, ihm war übel, er merkte, wie sich vor Angst seine Därme lösten. Sein ganzer Körper schrie auf unter den ungeheuren Kräften, die ihn gepackt hielten. *Noch nicht, jetzt noch nicht, wartet!*

Die Augen waren seine Rettung. Was sie zu sehen und an ihn weiterzugeben verlangten, befreite ihn aus dem Autismus des Schreckens, denn der Monitor brachte jetzt ein ganz fremdartiges Bild: eine große, helle, mit Geröll übersäte Ebene. Es war die Wüste, wie

man sie von den Bergen oberhalb des Großen Tals aus sehen konnte. Wie war er zum Großen Tal zurückgekommen? Er versuchte sich klarzumachen, daß er sich in einem Luftschiff befand. Nein, in einem Raumschiff. Der Rand der Ebene glitzerte so hell wie Licht auf Wasser, Licht auf einem fernen Meer. Aber es gab kein Wasser in dieser Wüste. Also, was sah er ? Die Steinebene war jetzt nicht mehr eben, sondern gehöhlt, wie eine riesige Schüssel voll Sonnenlicht. Doch voller Staunen konnte er zusehen, wie sie immer flacher wurde, ihr Licht überfloß. Und plötzlich zog sich eine scharfe Link darüber hin, abstrakt, geometrisch, ein perfekter Kreisausschnitt. Und dahinter war es schwarz. Diese Schwärze kehrte das gesamte Bild um, machte es negativ. Der reale, steinerne Teil war nun keineswegs mehr konkav und lichtgefüllt, sondern konvex, reflektierend, das Licht zurückwerfend. Es war weder eine Ebene noch eine Schüssel, sondern eine Kugel, ein weißer Steinball, der in die Dunkelheit hinabfiel. Es war seine Welt.

»Das verstehe ich nicht«, sagte er laut.

Irgend jemand antwortete ihm. Eine kurze Zeit lang begriff er nicht, daß die Person, die an seinem Sessel stand, mit ihm sprach, ihm antwortete, denn er wußte nicht mehr, was eine Antwort ist. Deutlich bewußt war er sich nur einer einzigen Tatsache: seiner eigenen totalen Isolation. Die Welt war ihm wortwörtlich entfallen, und er war allein.

Daß es einmal soweit kommen würde, das hatte er schon immer gefürchtet, hatte er mehr gefürchtet als den Tod. Sterben heißt das Ich verlieren und sich zu den anderen gesellen. Er hatte sein Ich bewahrt und die anderen verloren.

Endlich brachte er es fertig, zu dem Mann neben sich emporzublicken. Es war natürlich ein völlig Fremder. Von nun an würde es nur noch Fremde geben. Er sagte etwas in einer fremden Sprache: lotisch. Seine Worte ergaben Sinn. Alle kleinen Dinge ergaben Sinn; nur das große Ganze nicht. Der Mann sagte etwas über die Gurte, mit denen er im Sessel festgeschnallt war. Er fingerte an ihnen herum. Der Sessel schwang in die Vertikale, und da er aufgrund seines Schwindelgefühls das Gleichgewicht noch nicht wieder wahren konnte, wäre er beinahe herausgefallen. Der Mann erkundigte sich immer wieder, ob jemand verletzt sei. Von wem redete er? »Ist Er sicher, daß Er nicht verletzt ist?« Auf lotisch war die dritte Person die höfliche Form der Anrede. Der Mann meinte ihn, ihn selbst! Er wußte nicht, wieso er sich verletzt haben sollte; der Mann sprach immer wieder von geworfenen Steinen. Aber der Stein wird niemals treffen, dachte er. Und wollte sich noch einmal den Stein auf dem Bildschirm ansehen, den weißen Stein, der in die Schwärze fiel. Aber der Bildschirm war jetzt leer.

»Mir fehlt nichts«, sagte er schließlich aufs Geratewohl.

Doch das beruhigte den Mann nicht. »Bitte kommen Sie mit. Ich bin Arzt.«

»Mir fehlt nichts.«

»Bitte kommen Sie mit, Dr. Shevek!«

»Sie sind Arzt«, erwiderte Shevek nach einer Pause. »Ich aber nicht. Ich heiße Shevek.«

Der Arzt, ein kleiner, hellhäutiger, kahlköpfiger Mann, verzog das Gesicht zu einem schiefen Lächeln, gestikulierte eifrig. »Sie sollten in Ihre Kabine gehen, Sir — Infektionsgefahr — Sie sollten mit niemandem außer mir Kontakt haben, ich habe zwei Wochen Desinfektion durchgemacht, und völlig umsonst, Gott strafe diesen Kapitän! Bitte kommen Sie mit, Sir. Man wird mich sonst verantwortlich machen…«

Shevek merkte, daß der kleine Mann verärgert war. Er verspürte keine Gewissensbisse, kein Mitleid; doch selbst dort, wo er war, in dieser absoluten Einsamkeit, galt ein Gesetz, das einzige Gesetz, das er je anerkannt hatte. »Nun gut«, sagte er und stand auf.

Ihm war immer noch nicht wohl, und seine rechte Schulter schmerzte. Er wußte, daß sich das Schiff bewegte, aber er spürte diese Bewegung nicht; da war nur eine Stille, eine furchtbare, absolute Stille draußen, direkt hinter den Wänden. Der Arzt führte ihn durch stille Metallkorridore zu einem Zimmer.

Es war ein sehr kleines Zimmer mit verschweißten, leeren Wänden. Shevek fand es abstoßend, es erinnerte ihn an einen Ort, an den er nicht erinnert werden wollte. Deshalb blieb er an der Tür stehen. Aber der Arzt drängte und bat, und so trat er schließlich doch ein.

Er setzte sich, noch immer schwindlig und lethargisch, auf das schmale Bett und sah dem Arzt ohne Interesse zu. Eigentlich hätte er neugierig sein müssen, denn dies war der erste Urrasti, den er sah. Aber er war viel zu müde. Am liebsten hätte er sich hingelegt und wäre sofort eingeschlafen.

Die Nacht zuvor hatte er überhaupt nicht geschlafen, sondern seine Papiere geordnet. Drei Tage zuvor hatte er Takver und die Kinder nach Frieden-und-Fülle gebracht, und seitdem war er ununterbrochen beschäftigt gewesen, war ständig zum Funkturm gelaufen, um mit den Bewohnern von Urras letzte Funksprüche auszutauschen, oder hatte mit Bedap und den anderen Pläne und Möglichkeiten diskutiert. Und während dieser hektischen Tage seit Takvers Abreise, hatte er das Gefühl gehabt, daß nicht er all diese Dinge tat, sondern daß sie ihn taten. Er war in anderer Menschen Hände gewesen. Sein eigener Wille war nicht tätig geworden. Er hatte nicht tätig zu werden brauchen. Es war sein eigener Wille gewesen, der dies alles ausgelöst, der diesen Augenblick und die Wände um ihn

herum geschaffen hatte. Vor wie langer Zeit? Vor Jahren. Vor fünf Jahren in der Stille der Nacht in Chakar in den Bergen, als er zu Takver gesagt hatte: »Ich werde nach Abbenay gehen und Mauern einreißen.« Aber schon vorher; lange zuvor, in der Großen Staubwüste, in den Jahren des Hungers und der Verzweiflung, als er sich geschworen hatte, nur noch nach seiner eigenen, freien Entscheidung zu handeln. Und daß er diesen Schwur gehalten hatte, das hatte ihn bis hierher geführt: zu diesem Augenblick ohne Zeit, diesem Ort ohne Erde, in dieses winzige Zimmer, diese Gefängniszelle.

Der Arzt untersuchte die Prellung an seiner Schulter (die Prellung verblüffte Shevek; er war zu nervös und hektisch gewesen, um zu merken, was sich auf dem Landefeld abspielte, und hatte überhaupt nicht gefühlt, daß er von einem Stein getroffen wurde). Jetzt kam der Arzt mit einer Injektionsspritze auf ihn zu.

»Ich will das nicht«, sagte Shevek. Sein lotisch war sehr langsam und seine Aussprache, wie er von seinem Funkverkehr wußte, schlecht, aber er sprach grammatikalisch richtig. Mit dem Verstehen hatte er größere Schwierigkeiten als mit dem Sprechen.

»Das ist nur ein Impfstoff gegen Masern«, erklärte der Arzt, der gegen Proteste taub war.

»Nein«, wiederholte Shevek.

Sekundenlang biß sich der Arzt auf die Lippe. Dann fragte er: »Wissen Sie, was Masern sind, Sir?«

»Nein.«

»Eine Krankheit. Ansteckend. Bei Erwachsenen häufig mit schwerem Verlauf. Bei Ihnen auf Anarres gibt es diese Krankheit nicht; sie wurde durch prophylaktische Maßnahmen ausgeschaltet, als der Planet besiedelt wurde. Auf Urras kommt sie häufig vor. Sie könnten daran sterben. Daran und an einem Dutzend anderer Virusinfektionen. Sie haben keine Abwehrkräfte dagegen. Sind Sie Rechtshänder, Sir?«

Automatisch schüttelte Shevek den Kopf. Mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers stieß der Arzt die Nadel in seinen rechten Arm. Schweigend ließ Shevek auch die anderen Injektionen über sich ergehen. Er hatte kein Recht, mißtrauisch zu sein oder zu protestieren. Er hatte sich in die Hände dieser Menschen gegeben; er hatte auf sein angeborenes Recht auf freie Entscheidung verzichtet. Es war fort, von ihm abgefallen wie seine Welt, die Welt der Verheißung, der nackte Stein.

Wieder sagte der Arzt etwas, aber Shevek hörte nicht zu.

Stunden- oder tagelang existierte er in einem Vakuum, in einer trockenen, elenden Leere ohne Vergangenheit und Zukunft. Die Wände engten ihn ein. Draußen war nur Stille. Seine Arme und Gesäßmuskeln schmerzten von den Injektionen; er bekam Fieber, das sich zwar nicht zum Delirium steigerte, ihn aber in einem

schwerelosen Zustand zwischen Vernunft und Unvernunft hielt, in einem Niemandsland des Geistes. Die Zeit verging nicht. Es gab keine Zeit. Er war die Zeit: nur er. Er war der Fluß, der Pfeil, der Stein. Aber er rührte sich nicht. Der geschleuderte Stein hing immer noch in der Luft. Es gab weder Tag noch Nacht. Manchmal machte der Arzt das Licht an oder aus. Neben dem Bett war eine Uhr in die Wand eingelassen; ihr Zeiger wanderte von einer der zwanzig Zahlen des Zifferblatts zur anderen, sinnlos, bedeutungslos.

Als er nach langem, tiefem Schlaf erwachte, betrachtete er verschlafen die Uhr, der er das Gesicht zukehrte. Der Zeiger hatte gerade die 15 hinter sich gelassen, und das mußte, wenn man das Zifferblatt, wie die Anarresti-Uhr mit den vierundzwanzig Stunden, von Mitternacht ausgehend ablas, bedeuten, daß es Nachmittag war. Aber wie konnte es im Raum zwischen zwei Welten Nachmittag sein? Nun gut, wahrscheinlich galt auf dem Schiff eine eigene Zeit. All diese logischen Schlußfolgerungen gaben ihm Mut. Er richtete sich auf und war überhaupt nicht mehr krank. Er stieg aus dem Bett und testete seinen Gleichgewichtssinn: zufriedenstellend, obwohl seine Fußsohlen keinen allzu festen Kontakt mit dem Boden zu haben schienen. Offenbar war das Schwerkraftfeld des Schiffes recht schwach. Dieses Gefühl behagte ihm nicht; er brauchte Standfestigkeit, soliden Boden, konkrete Tatsachen. Und auf der Suche danach begann er sein kleines Zimmer methodisch zu sondieren.

Die kahlen Wände bargen zahllose Überraschungen, die jeweils durch einen Druck auf die Verkleidung zum Vorschein kamen: Waschbecken, Nachtstuhl, Spiegel, Schreibtisch, Sessel, Schrank, Regale. Mit dem Waschbecken waren mehrere ganz und gar mysteriöse elektrische Geräte verbunden, und der Wasserhahn schloß sich nicht von selbst, wenn man ihn losließ, sondern spie Wasser, bis man ihn abstellte — für Shevek ein Zeichen entweder für uneingeschränktes Vertrauen in die Natur des Menschen oder für immense Vorräte an heißem Wasser. Er entschied sich für die zweite Vermutung, wusch sich von Kopf bis Fuß und trocknete sich, da er kein Handtuch fand, mit einem jener mysteriösen Geräte ab, das einen angenehm prickelnden warmen Luftstrom von sich gab. Da er seine eigenen Kleider nicht fand, zog er diejenigen wieder an, in denen er aufgewacht war: eine lose sitzende, oben zugebundene Hose und eine weite Tunika, beides hellgelb, mit kleinen blauen Punkten bedruckt. Er betrachtete sich im Spiegel. Sein Anblick gefiel ihm nicht. Kleidete man sich so auf Urras? Vergeblich suchte er einen Kamm, begnügte sich sodann damit, sein langes Haar im Nacken zu flechten, und wollte derart frisch gemacht das Zimmer verlassen.

Es ging nicht. Die Tür war verschlossen.

Sheveks erste Ungläubigkeit verwandelte sich in Wut, in eine

blinde Wut voller Gewalttätigkeit, wie er sie in seinem ganzen Leben noch nicht empfunden hatte. Er zerrte an dem unbeweglichen Türgriff, hämmerte mit beiden Händen gegen das glatte Metall der Tür, machte dann kehrt und drückte auf den Rufknopf, den er, wie ihm der Arzt erklärt hatte, im Notfall betätigen sollte. Nichts rührte sich.

Es gab noch eine Menge anderer kleiner, mit Nummern versehener Knöpfe verschiedener Farben auf der Intercom-Tafel; mit der flachen Hand drückte er alle auf einmal. Der Wandlautsprecher begann zu plappern: »Verdammt wer ja komme sofort laut und deutlich was von zweiundzwanzig…«

Shevek überbrüllte sie alle: *»Schließt die Tür auf!«*

Die Tür glitt zur Seite, der Arzt kam herein. Beim Anblick seines kahlen Schädels mit dem besorgten, gelblichen Gesicht legte sich Sheveks Wut ein wenig und zog sich in eine innere Dunkelheit zurück. »Die Tür war verschlossen«, sagte er.

»Tut mir leid, Dr. Shevek — eine Vorsichtsmaßnahme — Ansteckungsgefahr — damit die anderen nicht herein können…«

»Damit ich nicht hinaus kann, damit andere nicht herein können, alles dasselbe«, erwiderte Shevek, der mit hellen, fernen Augen auf den kleinen Arzt hinabblickte.

»Sicherheitsmaßnahmen…«

»Sicherheitsmaßnahmen? Muß man mich deswegen in einen Kasten einsperren?«

»Die Offiziersmesse«, schlug der Arzt eilfertig, beruhigend vor. »Haben Sie Hunger, Sir? Vielleicht sollten Sie sich jetzt anziehen, damit wir in die Messe gehen können.«

Shevek betrachtete die Kleider des Arztes: enge, blaue Hosen, in Stiefel gesteckt, die so glatt und fein aussahen, als wären sie ebenfalls aus Tuch; eine vorn offene, mit Silberverschnürungen geschlossene Tunika; und darunter, nur am Hals und an den Handgelenken hervorschauend, ein Strickhemd von blendendem Weiß.

»Bin ich denn nicht angezogen?« erkundigte sich Shevek schließlich.

»O doch, Sie können gern Ihren Pyjama anbehalten. Auf einem Frachter geht's nicht besonders formell zu.«

»Pyjama?«

»Was Sie da anhaben. Schlafanzug.«

»Ein Anzug, den man beim Schlafen trägt?«

»Ja.«

Shevek machte langsam die Augen zu und wieder auf. »Wo sind meine eigenen Kleider?« fragte er dann.

»Ihre Kleider? Die habe ich reinigen — sterilisieren lassen. Hoffentlich haben Sie nichts dagegen, Sir…« Er schaute hinter ein

Wandstück, das Shevek noch nicht bemerkt hatte, und holte ein in hellgrünes Papier gewickeltes Paket hervor. Er nahm Sheveks alten Anzug heraus, der sehr sauber und irgendwie geschrumpft aussah, knüllte das grüne Papier zusammen, drückte auf einen anderen Teil der Wandverkleidung, warf das Papier in die Tonne, die erschien, und lächelte unsicher. »Bitte sehr, Dr. Shevek.«

»Was geschieht mit dem Papier?«

»Mit dem Papier?«

»Mit dem grünen Papier.«

»Ach so! Das habe ich in den Abfall geworfen.«

»Abfall?«

»Müll. Wird verbrannt.«

»Sie verbrennen *Papier?«*

»Vielleicht wird er auch in den Weltraum entleert. Keine Ahnung. Ich bin kein Raumfahrtmediziner, Dr. Shevek. Mir wurde die Ehre, Sie zu versorgen, lediglich wegen meiner Erfahrung mit anderen Besuchern von fremden Welten zuteil, den Botschaftern von Terra und Hain, ich leite die Dekontamination und Habituation aller Fremden, die in A-Io eintreffen; obwohl Sie ja natürlich nicht in demselben Sinne ein Fremder sind.« Er sah Shevek an, der seinen Worten zwar nicht ganz folgen konnte, aber dennoch den Eifer, die Schüchternheit und den guten Willen dahinter spürte.

»Nein«, bestätigte Shevek ruhig. »Vielleicht haben wir dieselbe Großmutter, vor zweihundert Jahren, auf Urras.« Er schlüpfte in seine alten Kleider und sah, als er das Hemd über den Kopf zog, daß der Arzt den blau-gelben ›Schlafanzug‹ in den ›Müll‹-Behälter stopfte. Shevek erstarrte, den Kragen mitten auf der Nase. Dann zog er das Hemd ganz herunter, kniete sich auf den Fußboden und öffnete den Behälter. Er war leer.

»Die Kleidungsstücke werden verbrannt?«

»Ach, das war nur ein billiger Pyjama, Militärware, zum Wegwerfen. Das ist billiger als Reinigung.«

»Das ist *billiger«,* wiederholte Shevek nachdenklich. Er sagte es etwa so, wie ein Paläontologe ein Fossil betrachtet, ein Fossil, nach dem er eine ganze Erdformation datieren kann.

»Ihr Gepäck ist, fürchte ich, bei jener letzten Flucht zum Schiff irgendwo verlorengegangen. Hoffentlich hatten Sie nichts Wichtiges dabei.«

»Ich habe gar nichts mitgebracht«, antwortete Shevek. Obwohl sein Anzug beinahe weiß gebleicht worden und ziemlich stark eingelaufenwar, paßte er ihm immer noch, und das Gefühl des rauhen Tuchs aus Holum-Fasern war vertraut und angenehm auf der Haut. Er wurde allmählich wieder er selbst. Er setzte sich auf die Bettkante, sah den Arzt an und sagte: »Ich weiß, daß Sie die Dinge anders auffassen

als wir. Auf Ihrer Welt, auf Urras, muß man sich Dinge kaufen. Ich komme auf Ihre Welt, ich habe kein Geld, ich kann nichts kaufen, deswegen hätte ich etwas mitbringen sollen. Aber wieviel kann ich mitbringen? Kleider, ja, ich könnte zwei Anzüge mitbringen. Aber Lebensmittel? Wie kann ich ausreichend Lebensmittel mitbringen? Ich kann nichts mitbringen und ich kann nichts kaufen. Wenn Sie mich am Leben erhalten wollen, müssen Sie mir alles schenken. Ich bin ein Anarresti, ich zwinge die Urrasti, sich zu verhalten wie die Anarresti: zu schenken, nicht zu verkaufen. Wenn es Ihnen recht ist. Aber natürlich besteht keine Notwendigkeit, mich am Leben zu erhalten. Ich bin ein Bettler, ein Habenichts.«

»Aber keineswegs, Sir — nein, nein, bestimmt nicht! Sie sind ein hochgeehrter Gast. Bitte beurteilen Sie uns nicht nach der Besatzung dieses Schiffes, diese Männer sind Ignoranten, sind borniert. Sie ahnen ja nicht, wie willkommen man Sie auf Urras heißt! Schließlich sind Sie ein weltberühmter, ein galaxisweit berühmter Wissenschaftler! Und unser erster Besuch von Anarres! Ich versichere Ihnen, daß alles ganz anders sein wird, wenn wir auf dem Peier-Feld landen!«

»Zweifellos«, antwortete Shevek. »Zweifellos wird alles ganz anders sein.«

Der Flug dauerte normalerweise in jeder Richtung viereinhalb Tage, doch diesmal wurden dem Rückflug fünf Tage Eingewöhnungszeit für den Passagier angehängt. Shevek und Dr. Kimoe verbrachten sie mit Impfungen und Gesprächen. Der Kapitän der *Mindful* verbrachte sie damit, das Schiff auf einer Umlaufbahn um Urras zu halten und ausgiebig zu fluchen. Wenn er mit Shevek sprechen mußte, dann tat er das mit nervöser Respektlosigkeit. Der Arzt, der bereitwillig alles erklärte, hatte auch dafür eine Analyse bereit: »Er ist es gewohnt, alle Fremden als minderwertig zu betrachten, als nicht hundertprozentig menschlich.«

»Die Schaffung einer Pseudo-Spezies wurde so etwas von Odo genannt. Ja. Ich dachte, daß die Menschen von Urras heutzutage vielleicht nicht mehr so denken, da Sie ja dort so viele verschiedene Sprachen und Nationen und sogar Besucher aus anderen Sonnensystemen haben.«

»Von letzteren aber nur wenige, da Interstellarreisen sehr kostspielig und langsam sind. Möglicherweise bleibt das nicht immer so«, fügte Dr. Kimoe hinzu, offensichtlich darauf bedacht, Shevek zu schmeicheln oder ihn auszufragen, was Shevek jedoch ignorierte.

»Der Zweite Offizier scheint sich vor mir zu fürchten«, sagte er.

»Ach ja, bei dem ist das religiöse Bigotterie. Er ist ein strikter Epiphanist. Spricht jeden Morgen die Prim. Ein absolut unbeugsamer Mensch.«

»Und er sieht in mir — was?«

»Einen gefährlichen Atheisten.«

»Einen Atheisten! Wieso das?«

»Weil Sie ein Odonier von Anarres sind, und auf Anarres gibt es keine Religion.«

»Keine Religion? Ja, sind wir denn aus Stein auf Anarres?«

»Ich meine, keine etablierte Religion, keine Kirchen, Glaubensrichtungen…« Kimoe wurde schnell nervös. Zwar besaß er die energische Selbstsicherheit aller Ärzte, doch Shevek durchstieß diesen Panzer immer wieder. All seine Erklärungen endeten nach zwei oder drei Fragen Sheveks in hilflosem Stammeln. Jeder der beiden setzte gewisse Relationen als selbstverständlich voraus, die der andere nicht einmal erkennen konnte. Zum Beispiel dieses seltsame Problem der Überlegenheit und Minderwertigkeit. Wie Shevek wußte, war die Konzeption der Überlegenheit, der relativen Höhe, für die Urrasti von größter Bedeutung; in ihren Schriften benutzten sie dort, wo ein Anarresti den Ausdruck ›zentraler‹ verwenden würde, häufig das Wort ›höher‹ als Synonym für ›besser‹. Aber was hatte die Tatsache, ›höher‹ zu sein, mit der Tatsache, ›fremd‹ zu sein, zu tun? Und das war nur ein Rätsel unter Hunderten.

»Ach, verstehe«, sagte er jetzt, als ihm ein weiteres Rätsel plötzlich klar wurde. »Sie erkennen also keine Religion an, die außerhalb der Kirchen liegt, genau wie sie außerhalb der Gesetze keine Moral anerkennen. Tja, das hätte ich ohne Sie niemals begriffen, obwohl ich so viele Urrasti-Bücher gelesen habe.«

»Nun, heutzutage würde jeder aufgeklärte Mensch zugeben…«

»Das Vokabularium erschwert das Verständnis«, fuhr Shevek fort. Er wollte seine Entdeckung genauer durchleuchten. »Auf Pravic ist das Wort ›Religion‹ selten. Oder, wie Sie es ausdrücken, rar. Nicht häufig gebraucht. Gewiß, es ist eine der Kategorien: der Vierte Modus. Nur wenige Menschen lernen alle Modi zu verwenden. Aber die Modi stützen sich auf die natürlichen Fähigkeiten des Verstandes, Sie können daher also nicht im Ernst glauben, daß wir keine religiöse Fähigkeit besitzen, wie? Daß wir Physik ausüben, während wir von der grundlegendsten Verbindung abgeschnitten sind, die der Mensch mit dem Kosmos hat?«

»O nein, durchaus nicht…«

»Dann wären wir nämlich wirklich eine Pseudo-Spezies!«

»Gebildete Menschen würden das durchaus verstehen. Diese Offiziere sind Ignoranten.«

»Aber dürfen denn nur religiöse Fanatiker in den Kosmos hinausfahren?«

So verliefen alle Diskussionen — für den Arzt anstrengend, für Shevek unbefriedigend, für beide aber unendlich interessant. Sie waren für Shevek die einzige Möglichkeit, diese neue Welt, die ihn

erwartete, zu erforschen. Das Schiff selbst sowie Kimoes Verstand waren sein Mikrokosmos. An Bord der *Mindful* gab es keine Bücher, die Offiziere gingen Shevek aus dem Weg, und die Mannschaften wurden von ihm ferngehalten. Was den Verstand des Arztes betraf, so war dieser zwar intelligent und ganz gewiß wohlmeinend, bestand aber aus einem Durcheinander intellektueller Artefakte, die weit verwirrender waren als alle Instrumente, Apparate und Bequemlichkeiten, mit denen das Schiff vollgestopft war. Diese letzteren fand Shevek unterhaltsam; alles war so üppig, stilvoll und erfindungsreich; den Inhalt von Kimoes Intellekt dagegen fand er alles andere als bequem. Kimoes Gedanken schienen niemals einen geraden Weg einzuschlagen; sie mußten sich um dieses herumwinden, jenes vermeiden und landeten dann unversehens vor einer Mauer. All seine Gedanken waren von Mauern umgeben, aber er schien sich ihrer niemals bewußt zu werden, obwohl er sich ständig dahinter verkroch. Ein einziges Mal nur in all den Tagen ihrer Gespräche zwischen zwei Welten erlebte Shevek, daß eine Bresche in ihnen entstand.

Er hatte gefragt, warum keine Frauen auf dem Schiff waren, und Kimoe hatte erwidert, der Dienst auf einem Raumfrachter sei eben keine Frauenarbeit. Durch Geschichtskurse und durch seine Kenntnis der Schriften Odos hatte Shevek einen Anhaltspunkt, aufgrund dessen er diese tautologische Antwort verstand, daher sagte er nichts weiter. Aber der Arzt stellte ihm nunmehr eine Frage, eine Frage über Anarres. »Trifft es zu, Dr. Shevek, daß die Frauen in Ihrer Gesellschaft genauso behandelt werden wie die Männer?«

»Das wäre Verschwendung guten Materials«, antwortete Shevek mit kurzem Lachen und lachte gleich darauf noch einmal, als ihm die Komik dieser Vorstellung bewußt wurde.

Der Arzt zögerte, weil er offenbar einen Weg um eins der Hindernisse in seinem Bewußtsein herum suchte; dann machte er ein verlegenes Gesicht und sagte: »O nein, ich meinte nicht sexuell... Anscheinend haben Sie… Ich meinte, hinsichtlich ihres gesellschaftlichen Status…«

»Ist ›Status‹ dasselbe wie ›Klasse‹?«

Kimoe versuchte den Begriff Status zu erklären, da ihm das jedoch nicht gelang, kehrte er zum ersten Thema zurück. »Gibt es wirklich keinen Unterschied zwischen Männerarbeit und Frauenarbeit?««

»Nun ja — nein. Das wäre doch eine sehr mechanische Grundlage für die Arbeitsteilung, nicht wahr? Jeder wählt seine Arbeit nach seinen Interessen, seiner Begabung und seiner Körperkraft. Was hat das Geschlecht damit zu tun?«

»Männer sind körperlich stärker«, verkündete der Arzt mit professioneller Bestimmtheit.

»Das stimmt — häufig. Und auch größer. Aber was spielt das für

eine Rolle, da wir ja doch Maschinen haben? Und selbst wenn wir keine Maschinen haben, wenn wir mit dem Spaten graben oder Lasten auf unserem Rücken tragen müssen, arbeiten die Männer zwar möglicherweise schneller — die großen —, die Frauen aber arbeiten länger… Ich habe mir oft genug gewünscht, so zäh und belastbar zu sein wie eine Frau.«

Kimoe starrte ihn fassungslos an; sein Schock war so groß, daß er die Höflichkeit vergaß. »Aber dann geht doch alles verloren… alles Weibliche, alles Zarte… und die männliche Selbstachtung… Sie können mir doch nicht weismachen, daß die Frauen Ihnen auf Ihrem Fachgebiet gleichrangig sind ? In der Physik, in der Mathematik, hinsichtlich des Intellekts ? Sie können mir doch nicht weismachen, daß Sie sich ständig auf deren Niveau hinabbegeben?«

Shevek saß in dem weichen, bequemen Sessel und sah sich in der Offiziersmesse um. Auf dem Bildschirm hing der strahlend helle Kreis, der Urras war, immer noch vor dem Schwarz des Weltraums, leuchtend wie ein blaugrüner Opal. Dieser zauberhafte Anblick, dieser Meßraum waren Shevek in diesen letzten Tagen vertraut geworden, doch nun plötzlich erschienen ihm die schönen Farben, die körpergerechten Sessel, die indirekte Beleuchtung, die Spieltische, Fernsehgeräte und weichen Teppiche, erschien ihm das alles auf einmal so fremd wie im allerersten Augenblick.

»Ich glaube kaum, daß ich irgend jemandem jemals etwas weiszumachen versuche, Kimoe«, sagte er.

»Gewiß, ich habe auch hochintelligente Frauen kennengelernt, Frauen, die logisch denken konnten wie ein Mann«, räumte der Arzt hastig ein. Er merkte, daß er beinahe geschrien hatte, daß er, wie Shevek fand, mit beiden Händen an die verschlossene Tür gehämmert und geschrien hatte…

Shevek lenkte das Gespräch auf ein anderes Thema, mußte aber weiterhin über dieses nachdenken. Die Frage der Überlegenheit und Minderwertigkeit mußte im Gesellschaftsleben der Urrasti eine wichtige Rolle spielen. Wenn Kimoe, um seine Selbstachtung zu erhalten, die Hälfte der menschlichen Rasse als minderwertig betrachten mußte, wie erhielten sich dann die Frauen ihre Selbstachtung — betrachteten sie die Männer als minderwertig? Und wie wirkte sich all das auf ihr Sexualleben aus? Durch Odos Schriften wußte er, daß die hauptsächlichsten sexuellen Institutionen der Urrasti vor zweihundert Jahren die ›Ehe‹, eine von rechtlichen und wirtschaftlichen Sanktionen autorisierte und durchgesetzte Partnerschaft, und die ›Prostitution‹ gewesen waren, welch letztere lediglich ein etwas weiter gefaßter Terminus zu sein schien, Kopulation im ökonomischen Modus. Odo hatte sie beide verurteilt; und dennoch war Odo selber ›verheiratet‹ gewesen; außerdem

mochten sich die Institutionen in diesen zweihundert Jahren weitgehend verändert haben. Wenn er auf Urras und mit den Urrasti leben wollte, war es wichtig, daß er das feststellte.

Sonderbar, daß sogar der Sex, für ihn seit so vielen Jahren Quelle des Trostes, des Vergnügens und der Freude, über Nacht zu einem unbekannten Territorium werden konnte, wo er sich vorsichtig bewegen und seine Unkenntnis einsehen mußte; aber so war es. Er war nun vorgewarnt — nicht nur durch Kimoes merkwürdigen Ausbruch von Zorn und Verachtung, sondern auch durch einen vorangegangenen, vagen Eindruck, den diese Episode nun wieder wachrief. In der ersten Zeit an Bord des Schiffes, in jenen langen Stunden des Fiebers und der Verzweiflung, war er immer wieder, zuweilen angenehm, zuweilen unangenehm, von einer ungeheuer simplen Sinnes Wahrnehmung abgelenkt worden: der Weiche des Bettes. Obwohl es nur eine Koje war, gab die Matratze mit zärtlicher Geschmeidigkeit unter seinem Körpergewicht nach. Sie gab sich ihm hin, so nachdrücklich, daß er sich dieser Tatsache noch bewußt war, als er schon einschlief. Und sowohl das angenehme als auch das unangenehme Gefühl, das dadurch in ihm hervorgerufen wurde, waren ganz eindeutig erotisch. Genauso wie dieser Heißlufttrockner: dieselbe Wirkung. Ein Prickeln. Und das Design der Möbel in der Offiziersmesse, die weich geschwungenen, plastischen Kurven, in die starres Holz und harter Stahl gezwungen worden waren, die glatten, feinen Oberflächen und Texturen: war das alles nicht auch von einem leichten, aber unverwechselbaren Hauch Sexualität umgeben? Er selbst kannte sich gut genug, um genau zu wissen, daß ein paar Tage ohne Takver ihn auch unter starkem Streß nicht so anfällig für sexuelle Erregung machen konnte, daß er in jeder Tischplatte eine Frau spürte. Es sei denn, es war wirklich eine Frau dabei.

Lebten die Urrasti-Tischler alle im Zölibat?

Er gab es auf; er würde es bald genug erfahren — auf Urras.

Unmittelbar bevor sie sich für die Landung anschnallten, kam der Arzt zu ihm in die Kabine, um den Fortschritt der verschiedenen Impfungen zu kontrollieren, deren letzte, eine Pestimpfung, Shevek ziemlich krank gemacht hatte. Kimoe gab ihm eine neue Pille. »Das wird Sie für die Landung aufmöbeln«, erklärte er. Stoisch schluckte Shevek das Ding. Der Arzt beugte sich über seine Tasche und begann plötzlich sehr schnell zu sprechen: »Dr. Shevek, ich glaube kaum, daß ich Sie weiter behandeln darf, obwohl eine gewisse Möglichkeit besteht, aber wenn nicht, möchte ich Ihnen sagen, daß ich… daß es mir eine große Ehre gewesen ist. Nicht, weil… Sondern weil ich Sie kennenlernen durfte und sehr hoch achte… weil ich gestehen muß… daß mir als Mensch Ihre Freundlichkeit, Ihre echte Freundlichkeit…«

Da Shevek aufgrund seiner Kopfschmerzen keine passendere

Antwort einfiel, ergriff er Kimoes Hand, drückte sie herzlich und sagte: »Dann wollen wir uns Wiedersehen, Bruder!« Kimoe schüttelte Sheveks Hand nach Art der Urrasti und eilte hinaus. Als er fort war, merkte Shevek, daß er Pravic mit ihm gesprochen und ihn in dieser Sprache, die Kimoe nicht verstand, ›ammar‹ — ›Bruder‹, genannt hatte.

Der Wandlautsprecher blökte Befehle. Auf seiner Koje festgeschnallt, lauschte Shevek benommen und desinteressiert. Die Auswirkungen des Eintritts in die Atmosphäre verstärkten seine Benommenheit; er dachte einzig und allein daran, daß er sich nicht übergeben wollte. Daß sie gelandet waren, wußte er nicht, bis Kimoe wieder hereingeeilt kam und ihn drängte, mit in die Offiziersmesse zu kommen. Der Bildschirm, auf dem von Wolken umringt und hell leuchtend Urras gehangen hatte, war dunkel. Der Raum war voller Menschen. Woher waren sie alle gekommen? Er war überrascht und erfreut darüber, daß er stehen, gehen und Hände schütteln konnte. Einzig darauf konzentrierte er sich, kümmerte sich nicht um die Bedeutung. Stimmen, Lächeln, Hände, Worte, Namen. Immer wieder sein Name: Dr. Shevek, Dr. Shevek… Jetzt schritt er mit all den Fremden, die ihn umringten, eine gedeckte Gangway hinab, wo alle Stimmen sehr laut klangen und die Worte von den Wänden zurückgeworfen wurden. Dann wurde das Stimmengewirr dünner. Eine fremdartige Luft berührte sein Gesicht. — Er blickte empor, und als er von der Gangway auf den ebenen Boden hinuntertreten wollte, stolperte er und wäre fast gefallen. In diesem Zeitraum zwischen dem Beginn eines Schritts und seiner Vollendung dachte er an den Tod; und nach der Vollendung des Schritts stand er auf einer neuen Erde.

Ringsumher ein weiter, grauer Abend. In der Ferne, am anderen Ende eines vernebelten Landefelds, brannten dunstverhangen blaue Lichter. Die Luft auf Gesicht und Händen, in seiner Nase, seiner Kehle und seiner Lunge war kühl, feucht, duftbeladen, mild. Sie war nicht fremdartig. Es war die Luft der Welt, von der seine Rasse stammte. Die Luft der Heimat.

Irgend jemand hatte, als er stolperte, seinen Arm ergriffen. Lichter zuckten auf, blendeten ihn. Kamerateams filmten die Szene für die Nachrichten: Der erste Mann vom Mond, eine hohe, schmale Gestalt inmitten von Würdenträgern, Professoren und Sicherheitsbeamten, den fein geschnittenen, lang behaarten Kopf sehr aufrecht haltend (so daß die Kameraleute jede Einzelheit festhalten konnten), als wolle er über die Scheinwerfer hinweg in den Himmel hinaufsehen, den weiten Nebelhimmel, der die Sterne, den Mond und alle anderen Welten verbarg. Journalisten versuchten den Polizeikordon zu durchbrechen: »Ein paar Worte, Dr. Shevek, in diesem historischen Augenblick…« Sie wurden sofort zurückgedrängt. Die Männer schoben ihn vorwärts. Er wurde davongetragen, zu der schon wartenden Limousine,

unverwechselbar bis zuletzt für die Fotografen durch seine Größe, sein langes Haar und den seltsamen Ausdruck von Trauer und Erkenntnis auf seinem Gesicht.

Die Türme der Stadt ragten in den Nebel hinauf, riesige Leitern aus verschwommenem Licht. Oben rasten Züge dahin, helle, kreischende Blitze. Über dem Wettrennen der Wagen und Busse waren die Straßen von massiven Mauern aus Stein und Glas gesäumt. Stein, Stahl, Glas, elektrisches Licht. Keine Gesichter.

»Dies ist Nio Esseia, Dr. Shevek. Aber man fand, es wäre wohl besser, Ihnen zunächst das Gedränge der Stadt zu ersparen. Wir fahren direkt zur Universität.«

Bei ihm in dem dunklen, weich gepolsterten Wagen saßen fünf Männer. Sie wiesen ihn auf die wichtigsten Gebäude hin, doch in dem Nebel konnte er nicht unterscheiden, welches von den großen, vagen, vorüberhuschenden Bauwerken das Oberste Gericht, das Nationalmuseum, das Direktorat und der Senat waren. Sie überquerten einen Fluß oder Meeresarm: die Millionen Lichter von Nio Esseia zitterten nebelverschwommen auf dunklem Wasser, blieben zurück. Die Straße wurde dunkler, der Nebel dicker, der Fahrer verlangsamte das Tempo. Die Scheinwerfer warfen ihr Licht voraus auf den Nebel wie auf eine Wand, die ständig weiter vor ihnen zurückwich. Shevek saß vorgebeugt da, starrte hinaus. Sein Blick war auf nichts Bestimmtes gerichtet, seine Gedanken ebenfalls, aber er wirkte so geistesabwesend und ernst, daß die anderen, sein Schweigen respektierend, nur leise miteinander sprachen.

Was war dieses tiefere Dunkel, das sich endlos neben der Straße dahinzog? Bäume? Fuhren sie vielleicht, seit sie die Stadt verlassen hatten, zwischen Bäumen dahin? Das iotische Wort dafür kam ihm in den Sinn: ›Wald‹. Sie würden nicht unvermittelt in die Wüste kommen. Die Bäume blieben neben ihnen, standen auf dem nächsten Berghang, und dem nächsten, und dem nächsten in dieser süßen Kühle des Nebels, endlos, ein Wald, der sich über die Welt erstreckte, ein stetig wachsendes Zusammenspiel vieler Lebewesen, eine dunkle Bewegung von Laub in der Nacht. Dann, als Shevek noch dasaß und staunte, als der Wagen aus dem Nebel des Flußtals hinaufkam in klarere Luft, starrte ihn aus der Dunkelheit unter dem Laubdach neben der Straße sekundenlang ein Gesicht an.

Ein Gesicht, anders als jedes menschliche Gesicht. Es war so lang wie sein Arm und gespenstisch weiß. Dampfend strömte Atem aus Löchern, die Nüstern sein mußten, und gräßlich, aber unverwechselbar war da ein Auge. Ein großes, dunkles Auge, traurig, vielleicht zynisch?, sofort wieder aus dem Licht der Scheinwerfer verschwunden. »Was war das?«

»Ein Esel, glaube ich.«

»Ein Tier?«

»Natürlich, ein Tier. Ach Gott, stimmt ja! Sie haben auf Anarres keine größeren Tiere!«

»Ein Esel ist so etwas Ähnliches wie ein Pferd«, sagte ein anderer, und dann wieder ein anderer, mit fester, etwas älter klingender Stimme: »Es *war ein* Pferd, Esel werden nicht so groß.« Sie hätten sich gern mit ihm unterhalten, aber Shevek hörte schon wieder nicht mehr zu. Er dachte an Takver, fragte sich, was dieser tiefe, emotionslose, dunkle Blick aus der Dunkelheit für Takver wohl bedeutet hätte. Sie hatte immer gewußt, daß alle Lebewesen eine Gemeinschaft bilden, hatte sich an ihrer Verwandtschaft mit den Fischen in den Aquarien ihrer Labors gefreut, die Erfahrung von Existenzen außerhalb der menschlichen Grenzen gesucht. Takver hätte gewußt, wie man den Blick des Auges in der Dunkelheit unter den Bäumen erwidern mußte. »Das da vor uns ist Ieu Eun. Dort warten ziemlich viele Menschen auf Sie, Dr. Shevek; alle wollen Sie begrüßen, der Präsident, die Direktoren und natürlich der Rektor, alle möglichen hohen Herrschaften. Aber wenn Sie müde sind, werden wir diese Höflichkeitscour so kurz wie möglich gestalten.«

Die Höflichkeitscour dauerte mehrere Stunden. Später konnte er sich nicht mehr deutlich daran erinnern. Er wurde aus der kleinen, dunklen Zelle des Autos in eine riesige, helle Zelle voller Menschen geführt Hunderten von Menschen unter einer goldenen Decke mit Kristallichtern. All diesen Leuten wurde er vorgestellt. Alle waren sie kleiner als er und völlig kahl. Die wenigen Frauen, die anwesend waren, hatten ebenfalls kahle Köpfe; es wurde ihm schließlich klar, daß sie sich alle Haare abrasiert haben mußten, sowohl das feine, weiche und kurze Körperhaar seiner Rasse als auch sämtliche Kopfhaare. Aber das glichen sie mit prunkvoller Kleidung aus, herrlich der Schnitt, herrlich die Farben, die Frauen in weiten Gewändern, die bis auf den Boden reichten, mit nackten Brüsten, Taille, Hals und Kopf mit Juwelen, Spitze und Tüll geschmückt, die Männer in Hosen und Röcken oder Tuniken in Rot, Blau, Violett, Gold, Grün, mit geschlitzten Ärmeln und ganzen Spitzenkaskaden oder in langen, karmesinroten, dunkelgrünen und schwarzen Gewändern, die sich am Knie teilten, um die weißen Strümpfe mit den silbernen Strumpfbändern zu zeigen. Ein anderes iotisches Wort tauchte in Sheveks Kopf auf, eins, für das er bisher keine Definition gehabt hatte, dessen Klang ihm aber ungemein gefiel: ›Pracht‹. Diese Leute waren *prächtig.* Ansprachen wurden gehalten. Der Senatspräsident der Nation A-Io, ein Mann mit seltsamen, kalten Augen, brachte einen Toast aus: »Auf die neue Ära der Brüderlichkeit zwischen den beiden Zwillingsplaneten und auf den Vorboten dieser neuen Ära, unseren verehrten und willkommenen Gast, Dr. Shevek von Anarres!« Der

Rektor der Universität unterhielt sich äußerst charmant mit ihm; der Erste Direktor der Nation unterhielt sich sehr ernsthaft mit ihm; er wurde Botschaftern, Astronauten, Physikern, Politikern, Dutzenden von Leuten vorgestellt, die alle lange Titel und Ehrentitel vor und hinter ihren Namen führten, und sie unterhielten sich mit ihm, und er antwortete ihnen, konnte sich später aber nicht mehr daran erinnern, was irgend jemand gesagt hatte, am allerwenigsten er selber. Sehr spät am Abend wanderte er im warmen Regen mit einer kleinen Gruppe Männer durch einen großen Park, aber vielleicht war es auch ein Platz. Da war dieses federnde Gefühl des lebendigen Rasens unter seinen Füßen; er kannte es von seinen Spaziergängen im Dreieckspark von Abbenay. Diese lebhafte Erinnerung sowie der kühle Hauch des Nachtwinds machten ihn wach. Seine Seele kam aus ihrem Versteck. Seine Begleiter führten ihn zu einem Gebäude, in ein Zimmer, das, wie sie ihm erklärten, *›sein‹* Zimmer war.

Es war groß, ungefähr zehn Meter lang, und offensichtlich ein Gemeinschaftsraum, da es weder Trennwände noch Schlafplattformen gab; die drei Männer, die immer noch bei ihm waren, mußten seine Zimmergenossen sein. Es war ein wunderschöner Gemeinschaftsraum, mit einer ganzen Reihe von Fenstern an einer Wand, alle durch eine schlanke Säule geteilt, die wie ein Rosenbaum emporstieg, um sich oben zu einem Doppelbogen zu entfalten. Der Fußboden war mit einem karmesinroten Teppich ausgelegt, und an der gegenüberliegenden Wand des Zimmers brannte in einem offenen Kamin ein Feuer. Shevek durchquerte den Raum und stellte sich vor das Feuer. Er hatte noch nie gesehen, daß man Holz verbrannte, um Wärme zu erzeugen, aber inzwischen wunderte er sich über gar nichts mehr. Er streckte seine Hände gegen diese angenehme Wärme aus und nahm auf einer blankpolierten Marmorbank am Kamin Platz. Der jüngste der Männer, die ihn begleitet hatten, setzte sich ihm gegenüber. Die beiden anderen unterhielten sich noch über Physik, aber Shevek versuchte nicht, ihrem Gespräch zu folgen. Der junge Mann sagte leise: »Ich frage mich, was Sie jetzt empfinden, Dr. Shevek.«

Shevek streckte die Beine aus und beugte sich vor, um auch sein Gesicht an der Wärme des Feuers teilhaben zu lassen. »Ich fühle mich schwer.« — »Schwer?«

»Vielleicht ist es die Schwerkraft. Oder ich bin sehr müde.«

Er blickte den anderen an, doch durch die Glut des Kaminfeuers gesehen war sein Gesicht verschwommen; nur der goldene Schimmer einer schweren Kette und das dunkle Granatrot seines Talars war zu erkennen.

»Ich kenne Ihren Namen nicht.« — »Saio Pae.«

»Ach ja, Pae! Ich kenne Ihre Artikel über das Paradox.«

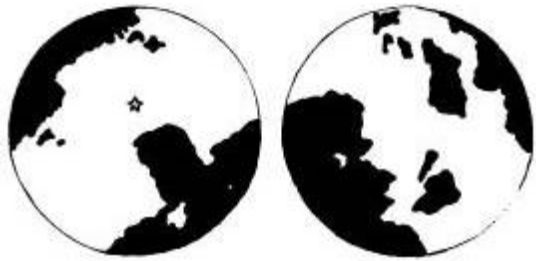
Er sprach schwerfällig, schläfrig.

»Irgendwo muß hier auch eine Bar sein. Höhere Mitglieder des Lehrkörpers haben immer einen Spirituosenschrank im Zimmer. Hätten Sie vielleicht gern einen Drink?«

»Ja, gern — Wasser.«

Als der junge Mann mit einem Glas Wasser wiederkam, gesellten sich auch die beiden anderen zu ihnen am Kamin. Shevek trank durstig das Wasser und starrte dann auf das Glas in seiner Hand, ein zerbrechliches, schön geformtes Gefäß, dessen Goldrand den Glanz des Feuers widerspiegelte. Er war sich der Gegenwart der drei Männer und ihres Verhaltens bewußt; es war beschützend, respektvoll, besitzergreifend. Er blickte zu ihnen auf, betrachtete ein Gesicht nach dem anderen. Alle sahen ihn erwartungsvoll an. »Nun, jetzt haben Sie mich«, sagte er lächernd. »Jetzt haben Sie Ihren Anarchisten. Was werden Sie mit ihm anfangen?«

2. Kapitel
Anarres



Vor einem rechteckigen Fenster in einer weißen Wand steht der klare, freie Himmel. In der Mitte des Himmels steht die Sonne.

Es sind elf Kleinkinder in diesem Zimmer, die meisten zu zweit oder zu dritt in großen, gepolsterten Laufställen. Sie begeben sich unter Geplapper und Gezappel allmählich zur Ruhe. Nur die beiden ältesten laufen frei herum: ein dickes, aktives Kind, das gerade ein Spielbrett mit Pflöcken auseinandernimmt, und ein knochigeres, das mitten in dem gelben Sonnenlichtquadrat des Fensters sitzt und mit ernster, verständnisloser Miene an den Sonnenstrahlen entlang nach oben blickt.

Im Vorzimmer unterhält sich die Hausmutter, eine einäugige, grauhaarige Frau, mit einem hochgewachsenen, bedrückt wirkenden Mann von etwa dreißig Jahren. »Seine Mutter ist nach Abbenay versetzt worden«, erklärt der Mann. »Sie möchte, daß er hier untergebracht wird.«

»Dann soll er ganztags bei uns bleiben, Palat?«

»Ja. Ich ziehe wieder in ein Wohnheim.«

»Keine Sorge, er kennt uns hier alle! Aber Arbteil wird dich doch sicher auch dorthin schicken, wo Rulag ist. Schließlich seid ihr beiden ja Partner und außerdem beide Ingenieure.«

»Stimmt, aber sie ist... Das Zentralinstitut für Technik hat sie angefordert. Ich bin nicht so gut wie sie. Rulag hat eine großartige Arbeit vor sich.«

Die Hausmutter nickte seufzend. »Trotzdem…«, sagte sie energisch, aber weiter sagte sie nichts.

Der Blick des Vaters ruhte auf dem knochigen Kind, das ihn im Vorzimmer noch nicht bemerkt hatte, da es zu sehr von dem Licht in Anspruch genommen war. In diesem Augenblick kam der kleine Dicke eilig auf ihn zugelaufen — mit einem sonderbaren Watscheln, weil ihm eine nasse Windel zwischen den Beinen hing. Er kam entweder

aus Langeweile oder weil er Gesellschaft suchte, als er jedoch das Sonnenviereck erreichte, entdeckte er, daß es dort warm war. Mit einem Plumps ließ er sich neben dem Knochigen nieder und drängte diesen in den Schatten.

Die stille Hingabe des Knochigen wich einer finster-zornigen Grimasse. Er versetzte dem Dicken einen Stoß und schrie: »Geh weg!«

Sofort war die Hausmutter zur Stelle. Sie richtete den Dicken wieder auf. »Shev, man darf andere Leute nicht schubsen!«

Der knochige kleine Junge stand auf. Sein Gesicht glühte vom Sonnenlicht und vom Zorn. Seine Windeln hatten sich gelöst. »Meins!« rief er mit hoher, tönender Stimme. »Sonne — meins!«

»Das ist nicht deine Sonne«, korrigierte ihn die Einäugige sanft, aber entschieden. »Nichts gehört dir allein. Alles ist nur zum Gebrauch da, zum Teilen mit anderen. Wenn du etwas nicht teilen willst, dann kannst du es auch nicht benutzen.« Damit hob sie den knochigen kleinen Jungen auf und setzte ihn außerhalb des Sonnenvierecks wieder zu Boden. Der Dicke saß da und starrte gleichgültig vor sich hin. Der Knochige zitterte am ganzen Körper, schrie: »Sonne — meins!« und brach in zorniges Weinen aus.

Der Vater nahm ihn auf den Arm und drückte ihn an sich. »Na, na, aber Shev!« sagte er beruhigend. »Du weißt doch, daß man Dinge nicht besitzen kann. Was ist los mit dir?« Seine Stimme war leise und unsicher, als drohe auch er gleich in Tränen auszubrechen. Das magere, lange, leichte Kind in seinen Armen weinte hemmungslos.

»Es gibt immer einige, die das Leben schwernehmen«, sagte die Einäugige, die mitleidig zusah.

»Ich werde ihn jetzt mit ins Wohnheim nehmen. Seine Mutter fährt heute abend ab.«

»Natürlich. Hoffentlich werdet ihr bald irgendwo miteinander eingesetzt«, antwortete die Hausmutter, die sich den kleinen Dicken wie einen Mehlsack unter den Arm klemmte. Ihre Miene war bedrückt, mit dem gesunden Auge aber zwinkerte sie. »Wiedersehen, Shev, mein kleines Herzblatt! Morgen, hörst du, morgen spielen wir beide Lastwagenfahren.«

Aber der Kleine hatte ihr noch nicht verziehen. Schluchzend klammerte er sich an des Vaters Hals und barg sein Gesicht in der Dunkelheit der verlorenen Sonne.

Das Orchester hielt an diesem Vormittag alle Bänke für seine Probe besetzt, und im großen Saal des Lernzentrums hüpfte die Tanzgruppe herum, daher hatten sich die Kinder, die zur Sprech-und-Zuhör-Gruppe gehörten, im Kreis auf den Schaumsteinboden der Werkstatt gesetzt. Der erste Freiwillige, ein schlaksiger Achtjähriger mit übergroßen Händen und Füßen, erhob sich. Er hielt sich, wie alle gesunden Kinder, sehr aufrecht; sein ganz leicht flaumiges Gesicht war

zuerst sehr blaß, wurde dann aber, während er darauf wartete, daß ihm die anderen Kinder zuhörten, hochrot. »Fang an, Shevek«, sagte der Gruppenleiter.

»Na ja, ich hab da so eine Idee.«

»Lauter«, forderte der Gruppenleiter, ein untersetzter Mann Anfang Zwanzig.

Der Junge lächelte verlegen. »Na ja, ich habe mir gedacht, sagen wir, ich werfe einen Stein. An einen Baum. Ich werfe also, der Stein fliegt durch die Luft und trifft den Baum. Nicht wahr? Aber das kann er nicht. Weil nämlich… Bitte, könnte ich mal die Tafel haben? Paßt auf, hier, das bin ich, wie ich den Stein werfe, und das da ist der Baum.« Er malte etwas auf die Tafel. »Das soll ein Baum sein, und hier, seht ihr, das ist der Stein, mitten dazwischen.« Die Kinder kicherten über seine Darstellung eines Holumbaums, und er lächelte ebenfalls. »Um nun von mir zum Baum zu kommen, muß der Stein irgendwann einmal mitten zwischen mir und dem Baum sein, versteht ihr ? Und dann muß er mitten zwischen der Mitte und dem Baum sein. Und dann muß er mitten zwischen der *zweiten* Mitte und dem Baum sein. Ganz gleich also, wie weit er schon geflogen ist, es gibt immer eine Stelle, oder vielmehr einen Zeitpunkt, der mitten zwischen der letzten Stelle, an der er sich befand, und dem Baum liegt…«

»Findet ihr das interessant?« fiel ihm der Gruppenleiter, an die anderen Kinder gewandt, ins Wort.

»Warum kann der Stein den Baum nicht erreichen?« fragte ein zehnjähriges Mädchen.

»Weil er stets erst die Hälfte des Wegstücks zurücklegen muß, das er noch vor sich hat«, antwortete Shevek, »und weil dann stets die andere Hälfte des Wegs noch vor ihm liegt — versteht ihr?«

»Wollen wir nicht einfach sagen, daß du schlecht gezielt hast?« meinte der Gruppenleiter mit verkniffenem Lächeln.

»Es ist völlig egal, wie man zielt. *Der Stein kann den Baum einfach nicht erreichen.«*

»Wer hat dich auf diese Idee gebracht?«

»Niemand. Ich hab's mir einfach so vorgestellt. Ich glaube, ich kann ganz deutlich sehen, wie der Stein…«

»Das reicht!«

Einige der anderen Kinder hatten zu schwatzen begonnen, hielten aber verblüfft inne. Der kleine Junge mit der Schiefertafel stand in einem Ring von Schweigen. Er war eingeschüchtert und machte ein finsteres Gesicht.

»Sprechen ist mit anderen teilen — eine kooperative Kunst. Du teilst aber nicht, du egoisierst.«

Vom anderen Ende des Korridors her kamen die dünnen, aber eifrigen Klänge des Orchesters.

»Du hast dir das nicht selbst ausgedacht, das war keine spontane Idee. Ich habe etwas ganz Ähnliches in einem Buch gelesen.«

Shevek starrte den Gruppenleiter an. »In welchem Buch? Gibt es eins hier?«

Der Gruppenleiter stand auf. Er war ungefähr doppelt so groß und dreimal so schwer wie sein Gegenüber, und in seinem Gesicht stand deutlich geschrieben, daß er eine starke Abneigung gegen den Jungen hegte; in seiner Haltung lag jedoch keinerlei körperliche Drohung, lediglich eine Betonung seiner Autorität, abgeschwächt allerdings ein wenig durch seine gereizte Antwort auf die merkwürdige Frage des Jungen: »Nein! Und hör mit dem Egoisieren auf!« Dann fuhr er in seinem üblichen freundlichen Ton fort: »Diese Darbietung widerspricht tatsächlich allem, was wir in unserer Sprech-und-Zuhör-Gruppe anstreben. Das Sprechen ist eine Zweiwegfunktion. Shevek kann das noch nicht verstehen, im Gegensatz zu euch anderen, deswegen stört er die Arbeit unserer Gruppe. Das merkst du doch selbst, nicht wahr, Shevek? Ich schlage vor, daß du dir eine andere Gruppe suchst, die deinem Niveau eher entspricht.«

Niemand sonst sagte etwas. Inmitten des Schweigens und der lauten, dünnen Musik des Orchesters gab der Junge die Tafel zurück und entfernte sich aus dem Kreis. Er ging in den Korridor hinaus und blieb dort stehen. Unter Leitung ihres Lehrers begann die Gruppe, die er verlassen hatte, eine Gemeinschaftsgeschichte zu erzählen, bei der die Kinder sich abwechselten. Shevek lauschte ihren gedämpften Stimmen und auf sein immer noch heftig klopfendes Herz. Seine Ohren klangen, aber das kam nicht von der Orchestermusik, sondern von der Anstrengung, aufsteigendes Weinen zu unterdrücken; er hatte dieses Klingen bereits mehrmals erlebt. Er hörte es nicht gern, und er wollte auch nicht mehr an den Stein und den Baum denken, darum konzentrierte er sich auf das Quadrat. Es bestand nur aus Zahlen, und Zahlen waren immer kühl und stabil; wenn er einen Fehler begangen hatte, konnte er getrost bei ihnen Zuflucht suchen, denn sie hatten keinen Fehler. Das Quadrat war vor einiger Zeit schon vor seinem inneren Auge erschienen, eine Figur im Raum, wie die Figuren, die die Musik in der Zeit zeichnete: ein Quadrat aus den ersten neun Zahlen mit der Fünf genau in der Mitte. Wie man die Reihen auch addierte, das Ergebnis war immer dasselbe, jede Ungleichheit war ausgeglichen. Es war hübsch anzusehen. Wenn er nur eine Gruppe finden könnte, die gern über solche Dinge sprach! Aber das taten nur ein paar der älteren Jungen und Mädchen, und die hatten viel zuviel zu tun. Was war das bloß für ein Buch, von dem der Gruppenleiter gesprochen hatte? War es ein ganzes Buch voller Zahlen? Ob da drin stand, wie der Stein den Baum erreichte? Es war dumm von ihm gewesen, diesen Scherz von dem Stein und dem Baum zu erzählen, keiner hatte

erkannt, daß es ein Scherz war, der Gruppenleiter hatte recht. Sein Kopf schmerzte. Er blickte nach innen, nach innen auf die ruhigen Muster der Zahlen.

Wenn ein Buch nur aus Zahlen bestand, mußte es wahr sein. Gerecht sein. Was man in Worte faßte, kam niemals ganz richtig heraus. Mit Worten wurden die Dinge verdreht, liefen ineinander über, statt schön abgegrenzt zu sein und glatt ineinanderzugreifen. Unterhalb der Worte jedoch, in der Mitte, kam alles, wie in der Mitte des Quadrats, schön und gleichmäßig geordnet heraus. Man konnte alles total verändern, aber nichts würde verlorengehen. Wenn man die Zahlen sah, konnte man es genau erkennen, die Ausgewogenheit, das gleichmäßige Muster. Man sah die Fundamente der Welt. Und die waren fest.

Shevek hatte warten gelernt. Darin war er gut, ein Experte. Zuerst hatte er darauf zu warten gelernt, daß seine Mutter Rulag heimkehrte, obwohl das so lange her war, daß er sich nicht mehr daran erinnern konnte; und dann hatte er diese Fähigkeit vervollkommnet, indem er darauf wartete, daß die Reihe an ihm war, daß er teilen durfte, daß man mit ihm teilte. Mit acht Jahren fragte er zwar, warum und wie und was wäre, wenn, aber er fragte selten, wann.

Er wartete, bis sein Vater ihn zu einem Besuch im Wohnheim abholte. Darauf mußte er lange warten: sechs Dekaden. Palat hatte einen Kurzauftrag als Wartungstechniker beim Wasserrückgewinnungswerk am Drum-Berg angenommen und ging anschließend für eine Dekade auf Urlaub an den Strand von Malennin, wo er baden, ausruhen und mit einer Frau namens Pipar kopulieren konnte. Das hatte er alles seinem Sohn erklärt. Shevek hatte Vertrauen zu ihm, und er verdiente dieses Vertrauen. Als diese sechzig Tage vorüber waren, kam er zu den Kinderheimen von Wide Plains: ein hochgewachsener, magerer Mann, der trauriger wirkte denn je zuvor. Das Kopulieren war gar nicht das, was er eigentlich wollte. Er wollte Rulag. Als er seinen Jungen sah, lächelte er, und seine Stirn kräuselte sich vor innerem Schmerz.

Sie genossen das Zusammensein.

»Palat, hast du schon mal Bücher gesehen, in denen nur Zahlen stehen?«

»Was meinst du, Shevek — Mathematik?«

»Ich glaube schon.«

»So wie das hier?«

Aus seiner Tunika zog Palat ein Buch. Es war klein, damit man es in der Tasche tragen konnte, und wie die meisten Bücher hatte es einen grünen Einband mit dem eingeprägten Kreis des Lebens. Es war ganz voll gedruckt, mit kleinen Zahlen und schmalem Rand, denn Papier ist ein Material, zu dessen Herstellung man eine Menge

Holumbäume und menschliche Arbeitskraft brauchte, wie der Materialverwalter im Lernzentrum immer betonte, wenn man eine Seite verpfuschte und sich eine neue holen wollte. Palat öffnete das Buch und zeigte es Shevek. Auf der Doppelseite waren Zahlenkolonnen zu sehen. Genau wie er es sich vorgestellt hatte. Er empfing die Gesetze ewiger Gerechtigkeit. Logarithmentafeln, Grundzahlen 10 und 12, hieß es auf dem Einband oberhalb des Lebenskreises.

Der Junge betrachtete die erste Seite. »Wozu ist das ?« erkundigte er sich, denn diese Zahlenreihen standen bestimmt nicht wegen ihrer Schönheit da. Und der Ingenieur versuchte ihm dort, auf der harten Couch in dem kalten, schlecht beleuchteten Gemeinschaftsraum des Wohnheims, die Logarithmen zu erklären. Zwei alte Männer hockten in einer Ecke des Raums über einem Spielbrett. Ein jugendliches Paar kam herein, fragte, ob das Einzelzimmer in dieser Nacht frei sei, und machte sich auf den Weg dorthin. Der Regen trommelte auf das Metalldach des einstöckigen Wohnheims, ließ nach und hörte auf. Es regnete nie sehr lange. Palat holte seinen Rechenschieber heraus und erklärte Shevek, wie man damit umging; dafür zeigte ihm Shevek das Quadrat und das Prinzip der Zahlenanordnung darin. Als sie merkten, wie spät es war, war es wahrhaftig sehr spät geworden. Zusammen liefen sie durch die herrliche regenfrische, morastige Dunkelheit zum Heim der Kinder und ließen eine nicht ganz ernst gemeinte Strafpredigt der Nachtwache über sich ergehen. Rasch küßten sie sich, lachten laut, und Shevek rannte in den großen Schlafsaal, ans Fenster, wo er seinem Vater nachblicken konnte, der in der nassen, belebenden Dunkelheit die einzige Straße von Wide Plains hinunterging.

Mit schmutzigen Beinen legte sich der Junge schlafen und träumte. Er träumte, daß er auf einer Straße wanderte, die durch ödes, leeres Land führte. Weit vorn verlief eine Linie quer über die Straße. Als er sich ihr näherte, sah er, daß es eine Mauer war. Von Horizont zu Horizont zog sie sich über das öde Land: fest, dunkel und sehr hoch. Die Straße lief direkt darauf zu und hörte auf.

Er mußte weitergehen, konnte es aber nicht. Die Mauer hinderte ihn daran. Eine schmerzhafte, zornige Angst stieg in ihm auf. Er mußte weitergehen, sonst konnte er nie wieder heimkehren. Aber da stand die Mauer. Es war unmöglich.

Mit den Fäusten hämmerte er an die glatte Fläche und schrie. Wortlos und krächzend. Erschrocken über den Klang seiner Stimme, duckte er sich, und dann sagte eine andere Stimme: »Sieh her!« Es war die Stimme seines Vaters. Er ahnte, daß seine Mutter Rulag auch da war, aber sehen konnte er sie nicht (er erinnerte sich nicht an ihr Gesicht). Er hatte den Eindruck, daß sie und Palat auf allen vieren in der Dunkelheit an der Mauer kauerten und daß sie umfangreicher

waren als menschliche Wesen und von anderer Gestalt. Sie deuteten, zeigten ihm etwas auf dem Boden, dem sauren Boden, auf dem nichts gedieh. Ein Stein lag da. Er war so dunkel wie die Wand, aber auf ihm, oder in ihm, sah er eine Zahl; eine Fünf, dachte er zuerst, dann hielt er sie eher für eine Eins, doch schließlich begriff er, was es war: die Urzahl, die zugleich Einheit und Mehrheit darstellte. »Das ist der Grundstein«, sagte eine liebvertraute Stimme, und Shevek war ganz von Freude erfüllt. Es gab keine Wand mehr, dort im Schatten, und er wußte, daß er zurückgekehrt, daß er wieder daheim war.

Später konnte er sich an die Einzelheiten dieses Traums nicht mehr erinnern, doch diese ungeheure Woge der Freude vergaß er nie. So etwas hatte er noch nicht erlebt; und so unfehlbar beständig schien sie zu sein, wie ein flüchtiger Blick auf ein Licht, das beständig brennt, daß er sie keine Sekunde als unwirklich empfand, obwohl er sie doch nur im Traum gespürt hatte. So beständig sie jedoch *dort* zu sein schien — er konnte sie weder durch tiefes Sehnen noch durch reine Willenskraft wieder herbeizwingen. Er konnte sich nur im Wachen an sie erinnern. Denn wenn er wieder einmal von der Mauer träumte, wie es gelegentlich geschah, waren die Träume deprimierend und ohne den erlösenden Schluß.

Den Begriff ›Gefängnis‹ hatten sie beim Studieren von Episoden aus dem Werk *Das Leben Odos* kennengelernt, ein Buch, das alle lesen mußten, die sich mit Geschichte befaßten. Es enthielt zahlreiche Unklarheiten, und in Wide Plains gab es niemanden, der sich so gut in Geschichte auskannte, daß er ihnen alles erklären konnte; als sie jedoch bei Odos Zeit im Fort von Drio waren, erklärte sich der Begriff ›Gefängnis‹ von selbst. Und als ein Geschichtslehrer auf seiner Rundreise in den Ort kam, erläuterte er ihnen dieses Thema so zögernd und widerwillig wie ein hochehrbarer Erwachsener, den Kinder nach der Bedeutung eines obszönen Wortes fragen. Ja, sagte er, ein Gefängnis sei ein Gebäude, in das ein Staat Menschen einweise, die seine Gesetze übertreten hätten. Aber warum gingen sie nicht einfach weg? Sie konnten nicht weggehen, da die Türen verschlossen waren. Verschlossen? — Wie die Türen eines fahrenden Lastwagens, damit ihr nicht hinausfallt, du Dummkopf! Aber was *taten* sie bloß die ganze Zeit in einem einzigen Raum? Nichts. Es gab nichts zu tun. Ihr habt doch Bilder von Odo in der Gefängniszelle von Drio gesehen, nicht wahr? Verkörperung trotziger Geduld, gebeugter Kopf mit grauem Haar, verkrampfte Hände, reglos in den wachsenden Schatten. Manchmal wurden Gefangene auch zu Arbeit verurteilt. Verurteilt? — Nun ja, ein Richter — ein Mann, dem das Gesetz Macht verleiht — befahl ihnen, körperliche Arbeit zu verrichten. — Er befahl es ihnen? Und wenn sie nicht wollten? — Nun, dann wurden sie gezwungen; wenn sie nicht arbeiten wollten, wurden sie geschlagen. — Prickelnde

Erregung bei den Kindern, elf- und zwölfjährigen, von denen keins jemals geschlagen worden war oder gesehen hatte, daß jemand geschlagen wurde, es sei denn, in plötzlich aufflammendem Zorn.

Tirin stellte die Frage, die ihnen allen auf der Zunge lag: »Heißt das, daß viele Leute einen einzigen Menschen schlugen?«

»Warum haben die anderen sie nicht daran gehindert?«

»Weil die Wärter Waffen hatten, die Gefangenen aber nicht«, antwortete der Lehrer. Er sprach mit der Heftigkeit eines Menschen, der sich gezwungen sieht, etwas Abscheuliches zuzugeben, und dem das unerträglich peinlich ist.

Es war die Faszination des Unbekannten, Abwegigen, die Tirin, Shevek und drei weitere Jungen zusammenführte. Mädchen wurden nicht geduldet; warum, hätten sie nicht sagen können. Tirin hatte ein ideales Gefängnis entdeckt: unter dem Westflügel des Lernzentrums. Es war ein Raum, der von drei Betongrundmauern sowie der Unterseite des Bodens darüber gebildet wurde, gerade groß genug, daß eine Person sich darin sitzend oder liegend aufhalten konnte; da die Grundmauern zu einem Fertigbauteil aus Beton gehörten, ging der Boden dieses Raums nahtlos in die Wände über, und eine schwere Platte der Schaumsteinverkleidung würde einen perfekten Verschluß abgeben. Doch diese ›Tür‹ mußte verriegelt werden.

Nach einigen Versuchen stellten sie fest, daß zwei Stützbalken, zwischen die ›Tür‹ und eine gegenüberliegende Wand geklemmt, die Platte unverrückbar an ihrem Platz halten würden. Wer drinnen saß, konnte die ›Tür‹ auf gar keinen Fall aufstemmen.

»Was ist mit Licht?«

»Kein Licht«, entschied Tirin. Er sprach über derartige Dinge stets mit Bestimmtheit, weil er sich dank seiner Vorstellungskraft direkt in eine Situation hineinversetzen konnte. Soweit ihm Tatsachen zur Verfügung standen, verwendete er sie, doch nicht die Tatsachen verliehen ihm die Gewißheit. »In diesem Fort in Drio mußten die Gefangenen auch im Dunkeln sitzen. Jahrelang.«

»Aber Luft«, wandte Shevek ein. »Die Tür paßt wie ein Vakuumverschluß. Sie muß ein Loch haben.«

»Aber es dauert Stunden, Steinschaum zu durchbohren. Außerdem, wer will denn schon so lange in dem Loch da bleiben, daß ihm wirklich die Luft ausgeht?« Ein Chor von Freiwilligen antwortete ihm. Tirin sah sie verächtlich an. »Ihr seid ja alle komplett verrückt. Ihr wollt euch da drin einschließen lassen? — Wozu?« Die Gefängniszelle zu bauen war seine Idee gewesen, und das genügte ihm vollauf; er wußte nicht, daß manche Menschen nicht genügend Vorstellungskraft besitzen, daß sie selber in die Zelle gehen müssen, versuchen müssen, die fest verschlossene Tür zu öffnen.

»Ich will wissen, wie das ist«, erklärte Kadagv, ein ernster,

anmaßender Zwölfjähriger mit kräftigem Brustkasten.

»Streng deinen Kopf an!« höhnte Tirin, aber die anderen waren auf Kadagvs Seite. Shevek holte einen Bohrer aus der Werkstatt, und dann bohrten sie in Nasenhöhe ein zwei Zentimeter großes Loch in die ›Tür‹. Wie Tirin vorausgesagt hatte, brauchten sie dazu fast eine Stunde.

»Wie lange willst du darin bleiben, Kad? Eine Stunde?«

»Hört mal«, protestierte Kadagv, »wenn ich der Gefangene sein soll, darf ich auch nichts bestimmen. Weil ich nicht frei bin. Ihr müßt bestimmen, wann ihr mich wieder rauslassen wollt.«

»Das stimmt«, bestätigte Shevek, geschlagen von so viel Logik.

»Allzu lange darfst du aber nicht drinbleiben, Kad. Ich will auch mal!« verlangte Gibesh, der Jüngste von ihnen. Der Gefangene ließ sich zu keiner Antwort herbei. Er betrat seine Zelle. Die Tür wurde angehoben und mit einem Knall geschlossen, dann wurden die Stützbalken dagegengestemmt und von den vier Gefängniswärtern mit Begeisterung festgekeilt. Anschließend drängten alle ans Loch, um einen Blick auf den Gefangenen zu werfen; da jedoch nur durch das Luftloch Licht in die Zelle fallen konnte, war *es* drinnen stockdunkel und sie sahen nichts.

»Nehmt dem armen Schwein nicht alle Luft weg!«

»Pustet ihm welche rein!«

»Furzt ihm welche rein!«

»Wie lange er's da drin wohl aushält?«

»Eine Stunde.«

»Drei Minuten.«

»Fünf Jahre!«

»Noch vier Stunden bis zum Lichtaus. Das müßte reichen.«

»Aber ich will auch mal!«

»Na schön, du kannst dann die Nacht über drinbleiben.«

»Nein, nein, ich meine doch, morgen.«

Vier Stunden später schlugen sie die Stützbalken weg und befreiten Kadagv. Er kam ebenso überheblich wieder heraus, wie er hineingegangen war, erklärte bloß, er habe Hunger und es sei ein Kinderspiel; er habe die meiste Zeit geschlafen.

»Würdest du's noch mal tun?« fragte Tirin herausfordernd.

»Na klar!«

»Nein, jetzt will ich…«

»Halt den Mund, Gib! Also, was ist, Kad? Würdest du jetzt sofort wieder da hineinmarschieren, ohne zu wissen, wann wir dich wieder rauslassen?«

»Na klar!«

»Ohne Essen?«

»Die haben ihren Gefangenen aber zu essen gegeben«, wandte

Shevek ein. »Das ist ja das Makabre daran.«

Kadagv zuckte die Achseln. Seine überhebliche Gleichgültigkeit war geradezu unerträglich.

»Hört mal«, wandte sich Shevek an die beiden Jüngsten, »ihr geht jetzt gleich in die Küche und laßt euch Reste geben. Und bringt auch 'ne Flasche Wasser mit.« Er drehte sich wieder zu Kadagv um. »Wir werden dir einen ganzen Sack voll mitgeben, dann kannst du da drinbleiben, solange du willst.«

»Solange *ihr* wollt«, berichtigte Kadagv.

»Von mir aus. Also, rein!« Kadagvs Selbstsicherheit brachte in Tirin die Neigung zur Satire ans Licht. »Du bist ein Gefangener. Du hast uns nicht zu widersprechen. Verstanden? Umdrehen! Hände oben auf den Kopf!«

»Wozu?«

»Willst du lieber aufhören?«

Kadagv musterte ihn verdrossen.

»Du hast kein Recht zu fragen, warum. Und wenn du's trotzdem tust, dürfen wir dich schlagen, und du mußt es dir gefallen lassen, und kein Mensch wird dir helfen. Wir können dich sogar in die Eier treten, und du darfst dich nicht wehren. Weil du *nicht frei bist.* Also, willst du jetzt immer noch weitermachen?«

»Klar. Los, schlag mich!«

Tirin, Shevek und der Gefangene standen einander in einer seltsamen, steifen Gruppe um die Laterne gegenüber — im Dunkeln, mitten zwischen den schweren Grundmauern des Gebäudes.

Tirin lächelte arrogant, genußvoll. »Du hast mir gar nichts zu befehlen, du Profitler! Sei still und geh endlich in deine Zelle!« Und als Kadagv sich umdrehte, um seinen Befehl auszuführen, versetzte Tirin ihm einen Stoß in den Rücken, daß er der Länge nach in das Loch hineinflog. Vor Überraschung oder Schmerz stieß er ein kurzes Grunzen aus, dann richtete er sich auf und hielt sich einen Finger, den er sich an der Rückwand der Zelle aufgeschürft oder verstaucht hatte. Shevek und Tirin sagten kein Wort. In ihrer Rolle als Wärter standen sie regungslos und mit ausdruckslosen Gesichtern da. Sie spielten diese Rolle jetzt nicht mehr, sie wurden von der Rolle beherrscht. Die Jüngeren kehrten mit etwas Holumbrot, einer Melone und einer Flasche Wasser zurück; sie redeten laut, als sie näherkamen, das seltsame Schweigen bei der Zelle aber ließ sie sofort verstummen. Essen und Wasser wurden hineingeschoben, die Tür angehoben und festgekeilt. Kadagv war allein im Dunkeln. Die anderen sammelten sich um die Laterne. Gibesh flüsterte: »Und wenn er mal muß?«

»Dann pißt er ins Bett«, erwiderte Tirin mit ironischer Deutlichkeit.

»Und wenn er scheißen muß?« fragte Gibesh und brach in

schallendes Gelächter aus.

»Was ist so komisch, wenn man scheißt?«

»Ich dachte nur… Na ja, wenn er doch nichts sehen kann… So im Dunkeln…« Gibesh konnte die Komik seiner Vorstellung nicht voll zur Geltung bringen. Ohne weitere Erklärung begannen alle zu lachen, bis sie keuchten und keine Luft mehr bekamen. Alle wußten, daß der Junge in der Zelle ihr Lachen hörte.

Im Kinderschlafsaal war es lange nach Lichtaus, und viele Erwachsene waren auch schon im Bett, obwohl in den Wohnheimen dort und da noch Licht brannte. Die Straße war leer. Die Jungen stürmten lachend und rufend dahin, ausgelassen vor Freude über ihr Geheimnis, über die Tatsache, daß sie andere störten, über die gemeinsame böse Tat. Sie spielten Fangen in den Gängen und zwischen den Betten und weckten damit die anderen Kinder. Kein Erwachsener griff ein; der Tumult legte sich bald von selbst.

Tirin und Shevek saßen noch lange auf Tirins Bett und flüsterten miteinander. Sie kamen zu dem Ergebnis, daß Kadagv an allem selbst schuld sei und dafür zwei ganze Nächte in seinem Gefängnis verbringen müsse.

Am anderen Nachmittag traf sich die Gruppe abermals in der Werkstatt für Holzwiederverarbeitung, und der Vorarbeiter fragte nach Kadagv. Shevek tauschte einen Blick mit Tirin. Er kam sich überaus gescheit vor und genoß ein gewisses Machtgefühl, als er nicht antwortete. Als jedoch Tirin eiskalt erwiderte, er habe sich wohl einer anderen Gruppe angeschlossen, war Shevek über die Lüge entsetzt. Sein Gefühl geheimer Macht war ihm auf einmal unbehaglich: seine Beine juckten, seine Ohren brannten. Als ihn der Vorarbeiter ansprach, zuckte er erschrocken zusammen — aus Angst oder einem ähnlichen Gefühl, einem Gefühl, das er bis dahin nicht gekannt hatte, einem Gefühl, das etwa so war wie Verlegenheit, nur noch viel schlimmer: innerlich, und böse… Während er in dreischichtigen Holumbrettern Nagellöcher füllte und die Bretter dann mit Sandpapier glättete, bis sie sich wie Seide anfühlten, mußte er ununterbrochen an Kadagv denken. Jedesmal, wenn er den Blick nach innen wandte, sah er Kadagv. Es war ekelhaft!

Gibesh, der inzwischen Wache gestanden hatte, kam nach dem Abendessen zu Tirin und Shevek. Er wirkte beunruhigt. »Ich glaube, Kad hat da drin irgend was gesagt. Mit einer ganz komischen Stimme.«

Pause. »Wir lassen ihn raus«, bestimmte Shevek.

Tirin protestierte. »Hör mal, Shev, jetzt laß uns bitte nicht im Stich! Sei nicht so scheiß-menschenfreundlich! Laß ihn seine Zeit drinnen ruhig absitzen, damit er hinterher seine Selbstachtung behält.«

»Menschenfreundlich? Ich will bloß auch meine Selbstachtung behalten«, erwiderte Shevek und machte sich auf den Weg zum Lernzentrum. Tirin kannte ihn; darum verschwendete er keine Zeit mit Diskussionen, sondern ging hinterher. Die Elfjährigen schlossen sich an. Gemeinsam krochen sie unter das Gebäude bis zur Zelle. Shevek schlug den einen Stützbalken weg, Tirin den anderen. Mit einem dumpfen Knall kippte die Gefängnistür um.

Kadagv lag zusammengerollt auf der Seite. Er setzte sich auf, kam dann ganz langsam hoch und kroch heraus. Er hielt sich unter der niedrigen Decke tiefer gebückt als notwendig. Er kniff die Augen vor dem Laternenlicht zusammen, sah aber nicht anders aus als sonst. Der Geruch allerdings, der mit ihm aus dem Loch kam, war unbeschreiblich. Aus irgendeinem Grund hatte er Durchfall bekommen. In der Zelle war alles verdreckt, und sogar auf seinem Hemd waren gelbe Fäkalienflecken. Als er sie im Licht entdeckte, versuchte er sie mit einer Hand zu verbergen. Keiner von ihnen sagte etwas.

Als sie unter dem Gebäude hervorgekrochen und auf dem Weg zum Kinderheim waren, fragte Kadagv: »Wie lange war's?«

»Mit den ersten vier insgesamt dreißig Stunden.«

»Ziemlich lange«, sagte Kadagv ohne rechte Überzeugung.

Nachdem sie ihn in einem Bad gesäubert hatten, begab sich Shevek im Laufschritt zu einer Latrine. Dort beugte er sich über eine Schüssel und erbrach sich. Eine Viertelstunde lang würgte er. Hinterher zitterte er vor Erschöpfung. Er setzte sich in den Gemeinschaftsraum des Kinderheims, las in einem Physikbuch und ging früh zu Bett. Keiner der fünf Jungen suchte je wieder das Gefängnis unter dem Lernzentrum auf. Keiner von ihnen erwähnte je wieder die Episode — außer Gibesh, der bei ein paar älteren Jungen und Mädchen einmal damit angab; aber die begriffen nichts, und so ließ er das Thema wieder fallen.

Der Mond stand hoch über dem Northsetting Regional-Institut für Ideelle und Materielle Wissenschaften. Vier fünfzehn- bis sechzehnjährige Jungen saßen zwischen stacheligem Kriech-Holum auf einem Hügel und blickten zum Regional-Institut hinunter und zum Mond hinauf.

»Komisch«, sagte Tirin, »ich habe eigentlich noch nie daran gedacht, daß da oben, auf Urras, vielleicht auch Leute auf einem Hügel sitzen und zu uns, zu Anarres, hinaufblicken und sagen: ›Seht, da oben ist der Mond.‹ Unsere Erde ist ihr Mond; unser Mond ist ihre Erde.«

»Wo also liegt die Wahrheit?« deklamierte Bedap und gähnte.

»In dem Hügel, auf dem man zufällig sitzt«, erwiderte Tirin.

Sie hörten nicht auf, zu dem hellen, etwas verschwommenen

Türkis hinaufzuschauen, der, da es einen Tag nach Vollmond war, nicht ganz rund wirkte. Das Eis des Nordpols glänzte strahlend. »Das Wetter im Norden ist schön«, sagte Shevek. »Sonnig. Das da, die bräunliche Delle, ist A-Io.«

»Da liegen sie alle nackt in der Sonne«, sinnierte Kvetur. »Mit Edelsteinen im Nabel, und ohne Haare.« Schweigen.

Sie waren auf den Hügel gekommen, weil sie als Männer unter sich sein wollten. Die Gegenwart weiblicher Wesen war ihnen allen unangenehm. Seit kurzem hatten sie den Eindruck, die Welt wimmle nur so von Mädchen. Wohin sie blickten, im Wachen oder im Schlaf, sahen sie Mädchen. Alle hatten sie schon versucht, mit Mädchen zu kopulieren; in ihrer Verzweiflung hatten einige von ihnen auch schon versucht, nicht mit Mädchen zu kopulieren. Es war sinnlos. Die Mädchen waren nicht wegzukriegen.

Drei Tage zuvor hatten sie alle in einer Vorlesung über die Geschichte der Odo-Bewegung an einer visuellen Lektion teilgenommen, und seitdem sahen sie allesamt insgeheim die schimmernden Edelsteine in der glatten Vertiefung der eingeölten, sonnengebräunten Bäuche der Frauen vor sich.

Daneben aber hatten sie auch die nackten Leichen von Kindern gesehen, ebenso behaart wie sie selbst, aufgestapelt wie Eisenträger, steif und rostig, an einem Meeresstrand; und Männer, die öl über die Kinderleichen gössen und sie in Brand steckten. »Eine Hungersnot in der Provinz Bachifoil in der Nation Thu«, hatte die Stimme des Kommentators dazu gesagt. »Leichen von verhungerten und an Krankheiten gestorbenen Kindern werden an den Stranden verbrannt. An den Stranden von Tius, siebenhundert Kilometer entfernt, in der Nation A-Io (hier kamen die juwelengeschmückten Nabel) dagegen liegen für den sexuellen Bedarf männlicher Angehöriger der *besitzenden Klasse* (hier wurde die iotische Bezeichnung verwendet, da es auf Pravic kein Äquivalent dafür gab) zur Verfügung gehaltene Frauen den ganzen Tag im Sand, bis ihnen von Menschen der *besitzlosen Klasse* das Abendessen serviert wird.« Nahaufnahme des Abendessens: weichlippige Münder, die kauen und lächeln, glatte Hände, die nach Silberschalen voll feucht-appetitlicher Delikatessen greifen. Dann Überblendung zu dem blinden, stumpfen, abgezehrten Gesicht eines toten Kindes, mit offenem Mund, leer, schwarz, trocken. »Nah beieinander«, hatte die ruhige Stimme dazu gesagt.

Aber das Bild, das sich wie eine ölig-irisierende Seifenblase in den Köpfen der Jungen festgesetzt hatte, blieb unverändert.

»Wie alt sind diese Filme eigentlich?« fragte Tirin. »Sind sie aus der Zeit vor der Besiedlung, oder neu? Das wird nie dazugesagt.«

»Spielt das denn eine Rolle?« entgegnete Kvetur. »Auf Urras haben sie vor der Odonischen Revolution so gelebt. Die Odonier sind

ausgewandert und hierher, nach Anarres gekommen. Also hat sich wahrscheinlich nichts geändert — sie treiben's immer noch genauso, dort.« Er deutete auf den großen, blaugrünen Mond.

»Woher weißt du das?«

»Was meinst du, Tir?« erkundigte sich Shevek.

»Wenn diese Filme einhundertfünfzig Jahre alt sind, haben sich die Dinge auf Urras vielleicht inzwischen verändert. Ich will nicht behaupten, daß es so ist, aber wenn es so ist, wie sollen wir davon erfahren? Wir kommen nicht hin, wir reden nicht mit ihnen, es gibt keine Verständigung. In Wirklichkeit haben wir keine Ahnung, wie das Leben auf Urras jetzt aussieht.«

»Die Leute von der PDK wissen Bescheid. Die reden mit der Urrasti-Besatzung der Frachter, die im Hafen von Anarres landen. Die bleiben auf dem laufenden. Das müssen sie auch, sonst könnten wir unseren Handel mit Urras nicht aufrechterhalten und wüßten nicht, inwieweit die eine Gefahr für uns sind.« Bedaps Worte klangen vernünftig, doch Tirins Antwort war dennoch scharf: »Dann ist vielleicht die PDK informiert, aber wir nicht.«

»Informiert!« sagte Kvetur. »Ich höre seit dem Kindergarten ständig Berichte über Urras! Ich hab keine Lust, je wieder einen Film über die widerlichen Urrasti-Städte und die öligen Körper dieser Urrasti zu sehen!«

»Das ist es ja gerade!« triumphierte Tirin mit der Überlegenheit desjenigen, der nur der Logik folgt. »Das Material über Urras, das Schülern und Studenten zur Verfügung steht, ist immer und überall das gleiche. Abstoßend, unmoralisch, ekelhaft. Aber wenn es so schlimm war, als die Siedler auswanderten, wieso ist es dann einhundertundfünfzig Jahre lang so weitergegangen? Wenn sie so krank waren, warum sind sie dann nicht tot? Warum ist ihre besitzbetonte Gesellschaftsform nicht zusammengebrochen? Wovor haben wir eigentlich Angst?« — »Vor Ansteckung«, antwortete Bedap.

»Sind wir denn so schwach, daß wir uns dieser geringen Gefahr nicht aussetzen können? Außerdem *alle* können sie doch nicht krank sein. Wie ihre Gesellschaftsform auch aussehen mag, einige von ihnen *müssen* anständige Menschen sein. Hier gibt es doch auch alle möglichen Menschen, nicht wahr? Sind wir alle untadelige Odonier? Seht euch doch zum Beispiel mal diesen verrückten Pesus an!«

»In einem kranken Organismus ist aber auch eine gesunde Zelle dem Untergang geweiht«, erklärte Bedap.

»Ach was! Mit Analogien kann man alles beweisen, das weißt du genau. Übrigens, woher wissen wir, daß ihre Gesellschaft insgesamt wirklich krank ist?«

Bedap kaute auf seinem Daumennagel. »Du willst also sagen, daß wir vom PDK und vom Syndikat für Unterrichtsmaterial im Hinblick

auf Urras belegen werden.«

»Nein! Ich habe gesagt, wir wissen nur das, was man uns mitteilt. Und du weißt, was man uns mitteilt, nicht wahr?« Tirins dunkles Gesicht mit der Stupsnase, im hellen, bläulichen Mondlicht deutlich zu sehen, wandte sich ihnen zu. »Kvet hat es vor einer Minute gesagt. Er hat's erfaßt. Und ihr habt es gehört: verabscheut Urras, haßt Urras, fürchtet Urras!«

»Warum auch nicht?« fuhr Kvetur auf. »Nach dem, wie sie uns Odonier behandelt haben!«

»Sie haben uns schließlich ihren Mond gegeben, nicht wahr?«

»Ja, allerdings. Damit wir ihre Profitler-Staaten nicht zerstören und an ihrer Stelle gerechte Gesellschaftsformen einführen! Und ich wette, sobald sie uns losgeworden waren, haben sie schneller denn je aufgerüstet, weil niemand mehr da war, der sie daran hinderte. Wenn wir ihnen unseren Hafen öffnen würden — glaubt ihr, sie kämen als Freunde und Brüder? Tausend Millionen von Urras gegen zwanzig Millionen von uns? Die würden uns ausradieren oder uns zu — wie heißt das noch, wie war dieser Ausdruck? — zu *Sklaven* machen, damit wir in ihren Bergwerken arbeiten!«

»Schon gut! Ich sehe ja ein, daß es wahrscheinlich klüger ist, Urras zu fürchten. Aber warum müssen wir es denn *hassen?* Haß ist sinnlos; weshalb lehrt man uns hassen? Vielleicht deswegen, weil wir Urras möglicherweise schön fänden, wenn wir es kennenlernten — wenigstens einige von uns? Weil die PDK nicht nur verhindern will, daß ein paar von denen hierherkommen, sondern auch, daß einige von uns dorthin gehen wollen?«

»Nach Urras?« fragte Shevek entsetzt.

Sie diskutierten, weil sie gern diskutierten, weil es ihnen Spaß machte, ihre Gedanken frei wandern, alle Pfade der Eventualitäten aufspüren zu lassen, in Frage zu stellen, was nicht in Frage gestellt wurde. Sie waren intelligent, ihr Verstand war schon zu den klaren, eindeutigen Gedankengängen der Naturwissenschaften erzogen worden, und sie waren sechzehn Jahre alt. An diesem Punkt aber hörte der Spaß an der Diskussion für Shevek auf, genau wie er für Kvetur schon viel eher aufgehört hatte. Er war beunruhigt. »Wer würde denn je nach Urras gehen wollen?« fragte er. »Und wozu?«

»Um festzustellen, wie es auf einer anderen Welt aussieht. Um zu *sehen,* was ein ›Pferd‹ ist!«

»Das ist kindisch«, entgegnete Kvetur. »Es gibt auch auf anderen Sternensystemen Leben…« — er machte eine umfassende Geste zum mondhellen Himmel —, »heißt es jedenfalls. Na und? Wir hatten das Glück, hier geboren zu werden!«

»Wenn wir besser sind als jede andere menschliche Gesellschaft, dann sollten wir diesen anderen helfen«, sagte Tirin. »Aber das ist uns

verboten.«

»Verboten? Ein nicht-organisches Wort. Wer verbietet? Du externalisierst die integrierende Funktion«, sagte Shevek, der sich, fasziniert von dem Gespräch, vorbeugte. »Ordnung ist nicht gleich ›Befehlen‹. Wir verlassen Anarres nicht, weil wir Anarres *sind*. Da du Tirin bist, kannst du nicht aus Tirins Haut schlüpfen. Du kannst möglicherweise versuchen, ein anderer zu sein, um mal zu sehen, wie das ist, aber gelingen wird dir das nicht. Und wirst du mit Gewalt daran gehindert? Werden wir gewaltsam hier festgehalten? Mit welcher Gewalt — mit welchen Gesetzen, von welchen Regierungen, von welcher Polizei? Von keiner. Nur von unserer eigenen Natur, von der Tatsache, daß wir Odonier sind. Es liegt in deiner Natur, daß du Tirin bist, und es liegt in meiner Natur, daß ich Shevek bin, und es liegt in unser beider Natur, daß wir Odonier sind und deswegen einander verpflichtet. Diese Verpflichtung ist unsere Freiheit. Ihr auszuweichen würde heißen, die Freiheit zu verlieren. Würdest du wirklich in einer Gesellschaft leben wollen, in der du weder Verpflichtungen noch Freiheit hast, keine echte Wahl also, sondern nur die falsche Wahl zwischen dem Gehorsam vor dem Gesetz und dem Ungehorsam, der bestraft wird? Würdest du wirklich in einem Gefängnis leben wollen?«

»Verdammt noch mal — nein! Kann ich nicht ausreden? Das Schlimme bei dir ist, Shev, daß du überhaupt nichts sagst, bis du einen ganzen Waggon voll gewichtiger Argumente hast, und die lädst du dann alle auf einmal ab, ohne einen Blick für den armen, zerquetschten Gegner, der von dieser Ladung förmlich erdrückt wird…«

Shevek lehnte sich zufrieden zurück.

Bedap aber, ein untersetzter Bursche mit kantigem Gesicht, kaute auf seinem Daumennagel und sagte: »Trotzdem, Tir hat in gewisser Weise recht. Es wäre gut, wenn wir die Wahrheit über Urras wußten.«

»Glaubst du denn wirklich, daß wir belogen werden?« fragte Shevek.

Gelassen begegnete Bedap seinem Blick. »Von wem, Bruder? Von wem, außer von uns selbst?«

Der Schwesterplanet schien ruhig leuchtend auf sie herab — ein schönes Beispiel für die Unwahrscheinlichkeit der Realität.

Die Aufforstung des west-temaenischen Küstenstreifens gehörte zu den großen Unternehmen der fünfzehnten Dekade der Besiedlung von Anarres und beschäftigte im Verlauf von zwei Jahren nahezu achtzehntausend Menschen.

Die langgezogene Küstenregion in Südost war zwar ertragreich und gab zahlreichen Fischer- und Bauerngemeinden Brot, aber der anbaufähige Boden bildete nur einen schmalen Streifen am

Meeresrand. Weiter landeinwärts, nach Westen hin, war das Land bis quer über die weiten Ebenen von Südwest bis auf ein paar vereinzelte Bergbaustädte unbewohnt. Dieses Gebiet wurde ›die Staubwüste‹ genannt.

In der vorangegangenen geologischen Periode war die Staubwüste ein riesiger Wald von Holumbäumen gewesen, jener allgegenwärtigen, alles beherrschenden Pflanzenart von Anarres. Aber dann war das Klima heißer, trockener geworden. Jahrtausende ohne einen Tropfen Regen hatten die Bäume sterben lassen und den Boden so ausgedörrt, daß er nur noch aus einem feinen, grauen Staub bestand, der bei jedem Windhauch aufwirbelte und sich zu Hügeln türmte, ebenso klar gezeichnet und unfruchtbar wie eine Sanddüne. Die Anarresti hofften, dieser rastlosen Erde durch die Anpflanzung eines Waldes ihre Fruchtbarkeit zurückgeben zu können. Dies stand, nach Sheveks Ansicht, in Übereinstimmung mit dem Prinzip der kausativen Reversibilität, die zwar von der gegenwärtig auf Anarres anerkannten Sequenzenschule der Physik ignoriert wurde, aber immer noch ein wesentliches, stillschweigend vorausgesetztes Element des odonischen Gedankenguts darstellte. Er hätte gern eine Arbeit über die Verwandtschaft zwischen Odos Ideen und den Ideen der zeitgenössischen Physik und vor allem über den Einfluß der kausativen Reversibilität auf ihre Einstellung zu dem Problem von Zweck und Mittel verfaßt. Aber mit achtzehn wußte er noch nicht genug, um eine derartige Abhandlung zu schreiben, und würde auch niemals genug wissen, wenn er sich nicht bald wieder mit der Physik beschäftigen konnte, statt hier in diesem verdammten Staub rumzusitzen.

Des abends in den Zeltlagern des Projekts mußten sie ununterbrochen husten. Tagsüber husteten sie weniger; da hatten sie zuviel zu tun, um zu husten. Der Staub war ihr Feind, dieses feine, trockene Zeug, das ihnen Kehle und Lungen verstopfte; ihr Feind und ihre Aufgabe, ihre Hoffnung. Früher einmal hatte dieser Staub als fette, dunkle Erde im Schatten der Bäume gelegen. Wenn sie ihre Aufgabe erfüllt hatten, würde es vielleicht wieder so sein.

Sie holt das grüne Laub aus dem Stein, Fließendes Wasser aus dem Herzen der Felsen…

Dieses Lied summte Gimar immer vor sich hin, und jetzt, als sie in der heißen Abendluft über die Ebene zum Lager zurückkehrte, sang sie den Text laut heraus.

»Wer tut das? Wer ist ›sie‹?« fragte Shevek.

Gimar lächelte. Ihr breites, seidiges Gesicht war staubverschmiert, ihre Haare waren voll Staub und sie roch kräftig, aber angenehm nach Schweiß.

»Ich bin in Southrising aufgewachsen«, erklärte sie. »Wo die

Bergleute wohnen. Es ist ein Bergarbeiterlied.«

»Was für Bergarbeiter?«

»Weißt du das nicht? Leute, die schon hier waren, als die ersten Siedler kamen. Einige von ihnen blieben und schlossen sich der Interessengemeinschaft an. Goldminenarbeiter, Zinnminenarbeiter. Sie haben immer noch eigene Feiertage und eigene Lieder. Der *tadde** war auch Bergarbeiter; er hat mir dieses Lied vorgesungen, als ich noch klein war.«

[* Pap'a: Ein Kind kann jeden Erwachsenen *mamme* oder *tadde* nennen. Gimars *tadde* kann ihr Vater, ein Onkel oder ein nicht verwandter Erwachsener gewesen sein, der ihr gegenüber elterliche oder großelterliche Verantwortung und Zuneigung bewies. Möglicherweise hat sie sogar mehrere Leute *tadde* oder *mamme* genannt, aber dieses Wort hat eine spezifischere Verwendung als *ammar* (Bruder/Schwester), eine Bezeichnung, die man für jeden verwenden kann.]

»Ja, schön. Aber wer ist ›sie‹?«

»Keine Ahnung, das ist eben der Text. Und ist das nicht genau das, was wir hier tun? Grünes Laub aus Steinen holen?«

»Klingt nach Religion.«

»Du und deine gelehrten Wörter! Ist doch nur ein Lied! Ach, ich wünschte, wir wären drüben im anderen Lager und könnten schwimmen gehen. Ich stinke!«

»Ich stinke auch.«

»Wir stinken alle.«

»Solidarisch…«

Das andere Lager war jedoch fünfzehn Kilometer vom temaeschen Strand entfernt, und so konnte man höchstens im Staub baden.

Im Lager gab es einen Mann, dessen Name fast so wie Sheveks klang: Shevet. Wenn einer gerufen wurde, antwortete der andere. Aufgrund dieser Zufallsähnlichkeit empfand Shevek diesem Mann gegenüber eine Affinität, die stärker war als das Verwandtschaftsgefühl zu einem Bruder. Ein paarmal sah er, daß Shevet ihn beobachtete. Noch hatten sie nicht miteinander gesprochen.

Shevek hatte die ersten Dekaden beim Aufforstungsprojekt in stummem Trotz und körperlicher Erschöpfung verbracht. Man hätte Leute, die auf so zentralen Funktionsgebieten wie der Physik arbeiteten, nicht zu dieser Art von Projekten und Sondereinsätzen heranziehen dürfen. War es nicht unmoralisch, eine Arbeit zu verrichten, die man nicht gern tat? Gewiß, die Arbeit mußte getan werden, aber es gab zahlreiche Menschen, denen es gleich war, wo sie

eingesetzt wurden, und die ständig ihren Job wechselten; die hätten sich freiwillig dazu melden sollen. Eine derartige Arbeit konnte auch der Dümmste verrichten. Ja, viele konnten es sogar weit besser als er. Er war immer stolz auf seine Kraft gewesen und hatte sich beim turnusmäßigen Dienst an jedem zehnten Tag immer für die schweren Arbeiten gemeldet; aber hier ging es Tag für Tag, acht Stunden am Tag, in Staub und Hitze. Den ganzen Tag über sehnte er sich nach dem Abend, wenn er allein sein und nachdenken konnte, aber kaum hatte er sich nach dem Abendessen ins Schlafzelt begeben, sank sofort sein Kopf auf das Kissen, und er schlief wie ein Stein bis zum Morgengrauen, ohne daß ein einziger Gedanke in seinem Hirn entstanden wäre.

Seine Arbeitskameraden fand er langweilig und primitiv, und sogar diejenigen, die jünger waren als er, behandelten ihn wie einen kleinen Jungen. Voll Zorn und Abscheu konzentrierte er sich auf seine einzige Freude: Er schrieb seinen Freunden Tirin und Rovab in einem Kode, den sie am Institut ausgearbeitet hatten, einer Anzahl verbaler Entsprechungen für die einzelnen Symbole der temporalen Physik. Im ganzen gelesen, schienen sie eine sinnvolle Nachricht zu ergeben, in Wirklichkeit aber waren sie unsinnig, das heißt, bis auf die Gleichung oder die philosophische Formel, die sie kaschierten. Sheveks und Rovabs Gleichungen waren echt. Tirins Briefe waren sehr komisch und hätten jeden Leser überzeugt, daß sie sich ausschließlich auf reale Gefühle und Ereignisse bezogen, ihr physikalischer Inhalt jedoch war zweifelhaft. Als Shevek festgestellt hatte, daß er diese Rätsel im Kopf ausarbeiten konnte, während er im Sandsturm mit einer Schaufel Löcher in die Steine grub, schickte er häufiger eins ab. Tirin antwortete ihm mehrmals, Rovab nur ein einziges Mal. Sie war ein überaus kühles Mädchen, er wußte, daß 'sie kühl war. Doch keiner der beiden dort am Institut ahnte, wie schlecht es ihm tatsächlich ging. Sie waren ja nicht, wie er, abkommandiert worden, als sie gerade mit den selbständigen Forschungen begannen, abkommandiert zu diesem verfluchten, blödsinnigen Aufforstungsprojekt! Ihre zentrale Funktion wurde ja nicht vergeudet. Sie durften arbeiten: tun, was sie gern taten. Er arbeitete nicht. Er wurde bearbeitet.

Dennoch war es sonderbar, wieviel Stolz man empfand, wenn man all das zusammen geschafft hatte, welche Befriedigung dies einem gewährte. Und einige von den Arbeitskameraden waren ja wirklich außergewöhnliche Menschen. Gimar, zum Beispiel. Anfangs hatte ihre muskulöse Schönheit ihn eher eingeschüchtert, jetzt aber war er stark genug, sie zu begehren.

»Komm heute abend mit mir, Gimar.«

»O nein!« antwortete sie und starrte ihn so verblüfft an, daß er mit der Würde des Schmerzes sagte: »Aber ich dachte, wir wären

Freunde!«

»Sind wir auch.«

»Ja, aber dann…«

»Ich habe einen Partner. Er ist zu Hause.«

»Das hättest du mir sagen müssen«, erwiderte Shevek, rot werdend.

»Ich ahnte nicht, daß das erforderlich war. Tut mir leid, Shev.« Sie sah ihn so voller Mitleid an, daß er, Hoffnung schöpfend, noch einmal begann: »Meinst du nicht, daß wir…«

»Nein. Das kann man in einer Partnerschaft nicht machen, ein bißchen für ihn, und ein bißchen für andere.«

»Lebenslange Partnerschaft verstößt eigentlich gegen die odonische Ethik, nicht wahr?« sagte Shevek pedantisch.

»Quatsch!« antwortete Gimar mit ihrer sanften Stimme. »Besitzen ist falsch; teilen ist richtig. Und was könnte man mehr mit einem anderen teilen als sich selbst, sein ganzes Leben, jeden Tag und jede Nacht?«

Er saß mit gesenktem Kopf, die Hände zwischen den Knien, ein hochaufgeschossener Junge, knochig, tief unglücklich, unfertig. »Das ist noch nichts für mich«, sagte er nach einer Weile.

»Wieso?«

»Weil ich eigentlich noch überhaupt niemanden kenne. Du hast ja gesehen, daß ich dich nicht verstanden habe. Ich bin ausgesperrt. Ich kann nicht hinein. Werde es nie können. Es wäre nicht klug von mir, an eine Partnerschaft zu denken. So etwas ist für… für menschliche Wesen…«

Ein wenig scheu, nicht kokett, sondern mit einer aus Achtung geborenen Scheu, legte ihm Gimar die Hand auf die Schulter. Sie versuchte nicht, ihn zu trösten. Sie sagte nicht, er sei wie jeder andere. Sondern sie sagte: »Ich werde nie wieder jemanden kennenlernen wie dich, Shevek. Ich werde dich niemals vergessen.«

Dennoch — Zurückweisung ist und bleibt Zurückweisung. Trotz all ihrer Behutsamkeit verließ er sie mit schmerzender Seele und voll Zorn.

Es war sehr heiß; nur in der Stunde vor Sonnenaufgang wurde es ein bißchen kühler.

Eines Abends nach dem Essen kam der Mann namens Shevet zu Shevek. Es war ein untersetzter, hübscher Bursche von dreißig Jahren. »Ich habe es satt, dauernd mit dir verwechselt zu werden!« erklärte er. »Such dir einen anderen Namen.«

Früher hätte er Shevek mit seiner bulligen Aggressivität verunsichert. Jetzt antwortete dieser ihm auf gleiche Art. »Wenn dir das nicht paßt, such dir doch selbst einen neuen Namen!«

»Du bist auch einer von diesen kleinen Profitlern, die zur Schule

gehen, damit sie sich nicht die Hände schmutzig machen müssen«, sagte der Mann. »Einen wie dich hab ich schon immer mal verprügeln wollen.«

»Untersteh dich, mich Profitler zu nennen!« gab Shevek zurück, aber dies war keine der ihm vertrauten Wortschlachten. Shevet traf ihn, daß er sich krümmte. Er konnte auch mehrere Schläge landen, hauptsächlich, weil seine Arme so lang waren und weil er mehr Temperament besaß, als sein Gegner erwartet hatte: aber er war ihm weit unterlegen. Ein paarmal blieben Leute stehen, sahen, daß es ein fairer, doch uninteressanter Kampf war, und gingen weiter. Primitive Gewalttätigkeit stieß sie weder besonders ab, noch zog sie sie an. Da Shevek nicht um Hilfe rief, ging es keinen anderen etwas an. Als er wieder zu sich kam, lag er zwischen zwei Zelten auf dem dunklen Boden.

Ein paar Tage lang hatte er noch ein Rauschen in den Ohren sowie eine aufgeschlagene Lippe, die wegen des Staubs sehr schlecht heilte, denn der Staub entzündete alle Wunden. Mit Shevet wechselte er nie wieder, ein Wort. Aus der Ferne sah er seinen Gegner mehrere Male an anderen Kochfeuern, empfand aber keine besondere Abneigung gegen ihn. Shevet hatte ihm gegeben, was er zu geben hatte, und er hatte die Gabe entgegengenommen, obwohl es lange dauerte, bis er ihren Wert und ihre Natur erkannte. Als er endlich soweit war, gab es keinen Unterschied mehr zwischen ihr und einer anderen Gabe, einer anderen Zäsur in seinem Leben. Ein junges Mädchen, das erst kürzlich zu ihnen gestoßen war, kam genau wie Shevet im Dunkeln zu ihm, als er das Kochfeuer verließ, und seine Lippe war noch nicht verheilt… An das, was sie sagte, konnte er sich später nicht mehr erinnern; sie hatte ihn geneckt; und wieder hatte er eindeutig reagiert. Im Dunkeln wanderten sie in die Ebene hinaus, und dort schenkte sie ihm die Freiheit des Fleisches. Das war ihre Gabe, und er nahm sie an. Wie alle Kinder von Anarres sammelte er uneingeschränkt sexuelle Erfahrungen mit Jungen und Mädchen, aber damals waren sie alle Kinder gewesen; er war nie weitergegangen als bis zu dem Vergnügen, das, wie er vermutete alles war. Beshun erst, eine Expertin sexueller Freuden, führte ihn in das Herz der Sexualität, dorthin, wo es weder Groll noch Dummheit gibt, wo die beiden Körper, die sich vereinigen wollen, den Augenblick auslöschen und über sich selbst, über die Zeit hinauswachsen.

Von da an war alles so leicht, draußen im warmen Staub, im Licht der Sterne, so leicht und so wunderschön. Und die Tage waren lang und heiß und strahlend, und der Staub roch wie Beshuns Körper.

Er arbeitete damals in einer Pflanzungsgruppe. Die Lastwagen hatten winzige Bäumchen von Nordost heruntergebracht, Tausende von Setzlingen, gezogen in den Grünen Bergen im Regengürtel, wo es

im Jahr bis zu einem Meter Regen gab. Sie pflanzten die Bäumchen in den Staub.

Als sie fertig waren, fuhren die fünfzig Mannschaften, die während des zweiten Jahres an dem Projekt gearbeitet hatten, auf offenen Lastwagen davon, und blickten zurück, als sie sich entfernten. Sie sahen, was sie getan hatten. Über den bleichen Kurven und Terrassen der Wüste lag ein ganz feiner grüner Schleier. Über dem toten Land lag ein ganz zarter Schleier des Lebens. Sie jubelten, sangen, riefen von einem Lastwagen zum anderen hinüber. Sheveks Augen füllten sich mit Tränen. *Sie holt das grüne Laub aus dem Stein…* dachte er. Gimar war schon lange nach Southrising zurückversetzt worden. »Warum schneidest du solche Grimassen?« fragte Beshun, die sich an ihn schmiegte und ihm mit der Hand über den harten, staubweißen Arm strich, während der Lastwagen dahinholperte.

»Frauen«, dozierte Vokep im Lastwagendepot von Zinnerz, Südwest, »Frauen denken immer, daß man ihr Besitz ist. Eine Frau kann niemals ein richtiger Odonier sein.« — »Aber Odo selbst…«

»Theorie. Und kein Sexualleben, nachdem Assieo umgekommen war, stimmt's? Immerhin, Ausnahmen gibt es überall. Aber die meisten Frauen, bei denen besteht ihr Verhältnis zum Mann im *Besitzen.* Entweder besitzen, oder besessen werden.« »Glaubst du, daß sie da anders sind als die Männer?« »Ich weiß es. Ein Mann will Freiheit. Eine Frau will Besitz. Sie läßt dich nur gehen, wenn sie dich gegen was anderes eintauschen kann. Alle Frauen sind geborene Propertarier.«

»Das ist ein ziemlich hartes Urteil über die eine Hälfte der menschlichen Rasse«, meinte Shevek, der sich fragte, ob der Mann wirklich recht hatte. Beshun hatte sich die Augen ausgeweint, als er nach Nordwest zurückversetzt wurde, hatte getobt und geheult und ihn zwingen wollen, ihr zu sagen, daß er ohne sie nicht leben könne, und behauptet, sie könne nicht ohne ihn leben, sie müßten Partner werden Partner! Sie, die nicht mal ein halbes Jahr mit ein und demselben Mann zusammenbleiben konnte!

Die Sprache, die Shevek sprach, die einzige, die er kannte, hatte keinerlei besitzanzeigende Bezeichnungen für den Sexualakt. Auf Pravic machte es einfach keinen Sinn, wenn ein Mann sagte, er habe eine Frau ›gehabt‹; das Wort, das der Bedeutung von ›ficken‹ am nächsten kam und eine ähnliche Nebenbedeutung als Schimpfwort hatte, war eindeutig: es bedeutete Vergewaltigung. Das gebräuchliche Verb, das nur mit einem Pluralsubjekt gebraucht werden konnte, war allein durch ein neutrales Wort wie kopulieren zu übersetzen. Es bedeutete etwas, was zwei Menschen taten, nicht etwas, was eine Person tat oder hatte. Dieser Wortrahmen konnte natürlich die Gesamtheit des Erlebens ebensowenig erfassen wie jeder andere, und

Shevek war sich klar darüber, daß da etwas fehlte, obwohl er nicht genau wußte, was. Gewiß, er hatte manchmal, in jenen sternenhellen Nächten im Staub, das Gefühl gehabt, Beshun zu besitzen. Und sie hatte geglaubt, ihn zu besitzen. Aber sie hatten sich beide getäuscht, und Beshun hatte das trotz ihrer Sentimentalität gewußt; sie hatte ihn, endlich lächelnd, zum Abschied geküßt und ihn gehenlassen. Sie hatte ihn nicht besessen. Sein eigener Körper hatte ihn besessen, dieser erschreckende erste Ausbruch reifer sexueller Leidenschaft; ja, davon war er tatsächlich besessen gewesen — und sie auch. Doch das war vorüber. Es war geschehen. Es würde (dachte er, achtzehn Jahre alt, während er um Mitternacht mit einer Reisebekanntschaft im Lastwagendepot von Zinnerz bei einem Glas süß-klebrigem Fruchtsaft saß und darauf wartete, daß ihn ein nordwärts fahrender Konvoi mitnahm), ja, es konnte nie wieder geschehen. Vieles würde noch geschehen, aber ein zweites Mal würde er sich nicht überraschen, umhauen, überwältigen lassen. Eine Niederlage, eine Kapitulation hatte ihre Reize. Beshun selbst verlangte vielleicht nichts anderes. Und warum sollte sie auch? Da sie es ja war, in ihrer Freiheit, die ihn befreit hatte.

»Weißt du, ich bin da anderer Meinung«, sagte er zu Vokep, dem Landwirtschaftschemiker mit dem langen, schmalen Gesicht, der nach Abbenay wollte. »Ich glaube, Männer müssen zumeist erst lernen, Anarchisten zu sein. Frauen brauchen das nicht zu lernen.«

Vokep schüttelte grimmig den Kopf. »Schuld sind die Kinder«, erklärte er. »Das Kinderkriegen. Das macht sie zu Propertariern. Dann lassen sie einen nicht mehr weg.« Er seufzte. »Hinlangen und dann nichts wie weg, Bruder, das ist das Beste. Laß nie zu, daß eine dich besitzen will.«

Shevek lächelte und trank seinen Fruchtsaft. »Bestimmt nicht«, antwortete er.

Er freute sich, wieder im Regionalinstitut zu sein, die niedrigen, von bronzefarbenem Kriechholum bedeckten Hügel wiederzusehen, die Küchengärten, die Dormitorien, die Wohnheime, die Werkstätten, Klassenräume und Laboratorien, alles, was ihn umgeben hatte, seit er dreizehn Jahre alt war. Er würde immer ein Mensch bleiben, für den die Heimkehr ebenso wichtig war wie die Reise. Zu reisen war nicht genug für ihn, war nur zur Hälfte genug für ihn; er mußte heimkehren. In dieser Tendenz zeichnete sich vielleicht schon das Wesen jener ungeheuren Entdeckungsreise in die Extreme des Begreiflichen ab, die er später unternehmen sollte. Er hätte sich höchstwahrscheinlich nicht an jenes jahrelange Unternehmen gewagt, hätte er nicht die feste Überzeugung gehegt, daß eine Heimkehr möglich war, auch wenn er selbst vielleicht nicht heimkehren würde; daß ja das Wesen dieser Reise an sich, genau wie die Umkreisung der

Erde, die Heimkehr implizierte. Man kann weder denselben Fluß zweimal hinunterfahren, noch kann man wieder nach Hause kommen. Das wußte er; das war sogar die Grundlage seiner Weltanschauung. Doch aus dieser Hinnähme der Vergänglichkeit entwickelte er seine weitreichende Theorie, nach der sich das, was am veränderlichsten ist, als am stärksten von Ewigkeit erfüllt erweist, und sich das Verhältnis *des* Menschen zum Fluß und das Verhältnis des Flusses zum Menschen und zu sich selbst als zugleich komplexer und beruhigender herausstellt denn ein reiner Mangel an Identität. Man *kann* heimkehren, versicherte die Allgemeine Temporaltheorie, solange man begreift, daß ›heim‹ ein Ort ist, an dem man nie zuvor gewesen ist.

Er freute sich also, an einen Ort zurückgekehrt zu sein, der für ihn das war, was er sich als Zuhause wünschte. Aber er fand seine Freunde dort ziemlich unreif. Er selbst war in diesem vergangenen Jahr sehr gereift. Ein paar Mädchen hatten mit ihm Schritt gehalten oder ihn sogar überholt; sie waren zu Frauen herangewachsen. Aber er vermied jeden engeren Kontakt mit den Mädchen, denn ihm war vorerst nicht nach einem weiteren Sexgeplänkel zumute; er hatte Wichtigeres zu tun. Wie er feststellte, waren die gescheitesten Mädchen, wie Rovab, ebenso zurückhaltend und verhielten sich in den Labors, den Arbeitsgruppen und in den Gemeinschaftsräumen der Dormitorien wie gute Kameraden, weiter nichts. Die Mädchen wollten ihre Ausbildung beenden und mit ihren Forschungen beginnen oder einen ihnen zusagenden Posten finden, bevor sie ein Kind bekamen; doch jugendliches Herumexperimentieren mit dem Sex genügte ihnen nicht mehr. Sie wollten eine reife Partnerschaft, keine sterile; nur noch nicht jetzt, noch nicht gleich.

Diese Mädchen waren gute Kameraden, freundlich und unabhängig. Die Jungen in Sheveks Alter schienen dagegen in der Endphase einer Kindlichkeit steckengeblieben zu sein, die sich inzwischen überholt hatte. Sie waren überintellektuell. Sie wollten sich weder ganz der Arbeit noch ganz dem Sex verschreiben. Wenn man Tirin reden hörte, hatte er das Kopulieren erfunden, aber er hatte es bisher nur mit fünfzehn- bis sechzehnjährigen Mädchen getrieben; vor den Mädchen seines Alters scheute er zurück. Bedap, sexuell niemals besonders aktiv, akzeptierte die Bewunderung eines jüngeren Burschen, der eine homosexuell-idealistische Zuneigung zu ihm hegte, und begnügte sich damit. Er schien nichts ernstzunehmen; er war ironisch und geheimniskrämerisch geworden.

Shevek fühlte sich von ihm zurückgestoßen. Keine seiner alten Freundschaften hielt; sogar Tirin war zu egozentrisch und in letzter Zeit zu deprimiert, um die alten Bindungen Wiederaufleben zu lassen — falls Shevek das gewollt hätte. Aber er wollte es ja gar nicht. Er war glücklich über seine Isolierung. Nicht ein einziges Mal kam

ihm der Gedanke, daß die Reserviertheit, die er bei Bedap und Tir in feststellte, eine Reaktion sein könnte; daß sein sanftes, aber bereits eindeutig einsiedlerisches Wesen ein ganz eigenes Ambiente formte, dem nur große Kraft oder große Ergebenheit gewachsen war. Er merkte nur, daß er endlich Zeit genug zum Arbeiten hatte.

Unten in Südost hatte er, als er sich an die körperliche Arbeit gewöhnt hatte und seine Hirnkapazität nicht mehr auf Kodenachrichten oder seinen Samen auf feuchte Träume verschwendete, einige Ideen gehabt. Jetzt hatte er Muße, diese Ideen auszuarbeiten, zu sehen, ob sie etwas wert waren.

Die älteste Physikerin im Institut hieß Mitis. Da alle zwanzig ständigen Mitglieder des Lehrkörpers sich turnusmäßig bei den Verwaltungsarbeiten ablösten, leitete sie zwar im Moment nicht die physikalische Fakultät, war aber bereits dreißig Jahre am Institut und besaß den geschliffensten Verstand. Mitis war ständig von einer Art psychologischem leeren Raum umgeben, ähnlich wie eine Bergspitze, die alle anderen überragt. Völliger Mangel an allen Schnörkeln und Ausdrucksmitteln der Autorität bewirkte, daß die Sache an sich wirkte. Es gibt Menschen, denen Autorität angeboren ist; manche Kaiser haben tatsächlich neue Kleider.

»Ich habe deine Arbeit über die relative Frequenz an Sabul in Abbenay geschickt«, sagte sie in ihrer knappen, burschikosen Art zu Shevek. »Möchtest du seine Antwort sehen?«

Über die Schreibtischplatte schob sie ihm einen Fetzen Papier hin, offensichtlich von einem größeren Blatt abgerissen. Er war mit winzigen Schriftzeichen bedeckt: eine Gleichung.

Shevek stützte sich mit beiden Händen auf die Tischplatte und betrachtete den Papierfetzen eingehend. Seine Augen leuchteten hell, und das Licht vom Fenster her lag auf ihnen, so daß sie klar wie Wasser schimmerten. Er war neunzehn, Mitis fünfundfünfzig. Sie beobachtete ihn voll Mitleid und Bewunderung.

»Genau das hat gefehlt«, sagte er und tastete nach einem Bleistift.

Eifrig begann er auf dem Zettel zu kritzeln. Während er schrieb, rötete sich sein blasses, mit silbrigem Flaum bedecktes Gesicht, und seine Ohren begannen zu glühen.

Leise ging Mitis um den Schreibtisch herum und setzte sich. Sie hatte Kreislaufstörungen in den Beinen und konnte nicht lange stehen. Die Bewegung störte Shevek jedoch. Mit kaltem, ärgerlichem Blick sah er auf.

»In ein, zwei Tagen habe ich das fertig«, sagte er.

»Sabul möchte das Ergebnis sehen.«

Pause. Sheveks Gesichtsfarbe wurde wieder normal, und jetzt war er sich auch wieder der Anwesenheit von Mitis bewußt, die er sehr liebte. »Warum hast du die Arbeit an Sabul geschickt?« fragte er. »Mit

diesem großen Loch da drin!« Er lächelte; er strahlte vor Freude darüber, daß er nun endlich das Loch in seinem Gedankengebäude stopfen konnte.

»Weil ich dachte, er könnte den Fehler entdecken. Ich konnte es nicht. Außerdem wollte ich ihm zeigen, worauf du hinauswillst… Er wird dich wahrscheinlich in Abbenay haben wollen.«

Der junge Mann antwortete nicht. »Möchtest du hin?«

»Noch nicht.«

»Das dachte ich mir. Aber du mußt eines Tages gehen. Wegen der Bücher; und wegen der Wissenschaftler, die du dort kennenlernen wirst. Du wirst deinen Verstand nicht hier in der Wüste vergraben!« Mitis sprach jetzt leidenschaftlich. »Es ist deine Pflicht, dir das Beste herauszusuchen, Shevek; laß dich nicht von falschen Gleichheitstheorien verleiten. Du wirst mit Sabul zusammenarbeiten; er ist gut; er wird dich hart rannehmen. Aber du hast die Möglichkeit, den Weg zu finden, dem du folgen möchtest. Bleib noch ein Quartal hier; dann geh. Und sieh dich vor, in Abbenay. Bewahre dir deine Freiheit. Macht konzentriert sich an einem Punkt. Du gehst zu diesem Punkt. Ich kenne Sabul nicht sehr gut; ich weiß nichts, was gegen ihn spricht; aber vergiß nicht: Du wirst sein Mann sein.«

Die Singularformen des Possessivpronomens wurden auf Pravic fast nur als Betonung verwendet; in der Umgangssprache vermied man sie. Kleinkinder mochten vielleicht ›meine Mutter‹ sagen, lernten aber bald schon ›die Mutter‹ sagen. Statt: ›Meine Hände tun weh«, hieß es: ›Die Hände tun mir weh‹, und so weiter; wollte man sagen: ›Dies gehört mir und das gehört dir‹, so sagte man auf Pravic: ›Ich benutze dies und du benutzt das.‹ Mitis' Formulierung:

›Du wirst *sein* Mann sein‹ klang sonderbar. Shevek starrte sie verständnislos an.

»Vor dir liegt eine Menge Arbeit«, fuhr Mitis fort. Ihre schwarzen Augen blitzten, als sei sie verärgert. »Tu sie!« Dann ging sie hinaus, da im Labor eine Gruppe auf sie wartete. Verwirrt betrachtete Shevek den eng beschriebenen Papierfetzen. Er dachte, Mitis habe ihm sagen wollen, er solle sich beeilen und seine Gleichung korrigieren. Erst sehr viel später begriff er, was sie ihm wirklich hatte sagen wollen.

Am Abend vor seiner Abreise nach Abbenay gaben ihm seine Kommilitonen eine Party. Es wurden häufig Partys gefeiert, schon beim allerkleinsten Anlaß, doch Shevek war erstaunt über die Energie, mit der diese betrieben wurde, und fragte sich, wieso sie so besonders schön war. Da er sich selbst nie beeinflussen ließ, wußte er nicht, daß er die anderen beeinflußte; er hatte keine Ahnung, daß sie ihn mochten.

Viele von ihnen mußten tagelang ihre Rationen gespart haben. Es gab unvorstellbare Mengen zu essen. Backwerk wurde in so großer

Zahl bestellt, daß der Refektoriumsbäcker aus dem vollen wirtschaften und bis dato unbekannte Köstlichkeiten auftischen konnte: Gewürzwaffeln; kleine, gepfefferte Plätzchen, die man zu geräuchertem Fisch aß; süße, gebackene Kuchen, herrlich saftig und voll Fett. Es gab Obstsaft, Konservenfrüchte aus der Gegend des KeranMeeres, winzige Salzkrabben, Berge von knusprig-süßen Kartoffelchips. Diese Fülle von Speisen wirkte berauschend. Alle wurden ausgelassen, einigen wurde schlecht.

Es gab Parodien und andere Darbietungen, einstudiert und aus dem Stegreif. Tirin behängte sich mit Lumpen aus der Recycling-Kiste und begann als armer Urrasti umherzuwandern, als der *Bettler — eins* der iotischen Wörter, die man in Geschichte lernte. »Gebt mir *Geld«,* jammerte er, ihnen die Hand unter die Nase haltend. *»Geld! Geld!* Warum gebt ihr mir kein *Geld?* Was, ihr habt keins? Lügner! Dreckige Besitzler! Profitler! Propertarier! Seht euch doch das viele Essen an, woher habt ihr das, wenn ihr kein *Geld* habt?« Dann bot er sich selbst zum Verkauf an. »Keuft mich, keuft mich, nur für ein kleines Bißchen *Geld«,* winselte er. — »Es heißt nicht *keuft,* es heißt *kauft«,* berichtigte ihn Rovab. — »Kauft mich, kauft mich, ist doch egal, seht doch, meinen schönen Körper, wollt ihr ihn nicht kaufen?« lockte Tirin, während er seine schmalen Hüften schwang und mit den Augenlidern klapperte. Schließlich wurde er öffentlich mit einem Fischmesser hingerichtet und kam in normaler Kleidung wieder. Es waren Harfenisten und Sänger unter den Partyteilnehmern, und es gab viel Musik und Tanz, vor allem aber Gespräche. Sie redeten, als wären sie von morgen an stumm.

Als die Nacht fortschritt, gingen junge Liebespaare davon, um in den Einzelzimmern zu kopulieren; andere wurden müde und kehrten in ihre Dormitorien zurück; zuletzt saß nur noch eine kleine Gruppe zwischen den leeren Bechern, den Fischgräten und den Kuchenkrümeln, die sie noch vor dem nächsten Morgen zusammenräumen mußten. Aber bis dahin waren es noch Stunden. Sie diskutierten. Sie unterhielten sich über dies und das. Bedap, Tirin und Shevek waren dabei, zwei andere Jungen und drei Mädchen. Sie sprachen über die räumliche Darstellung der Zeit als Rhythmus und die Verbindung der uralten Theorie der numerischen Harmonien mit der modernen Temporalphysik. Sie sprachen über den besten Stil für das Langstreckenschwimmen. Sie sprachen darüber, ob ihre Kindheit glücklich gewesen war. Sie sprachen darüber, was denn das Glück eigentlich sei.

»Das Leiden ist ein Mißverständnis«, erklärte Shevek, mit großen, hellen Augen weit vorgebeugt. Er war immer noch schlaksig, hatte übergroße Hände, abstehende Ohren und eckige Knochen, in der Perfektion seiner Gesundheit und der Kraft frühen Mannestums war er

jedoch schön. Sein dunkelbraunes Haar, fein und glatt wie das der anderen, trug er lang und mit einem Band aus der Stirn gehalten. Nur eine trug ihr Haar anders, ein Mädchen mit hohen Wangenknochen und platter Nase; sie hatte sich ihr dunkles Haar zu einer glänzenden, rings um den Kopf anliegenden Kappe geschnitten. Sie beobachtete Shevek mit ruhigem, ernstem Blick. Ihre Lippen glänzten von dem Fettgebackenen, das sie gegessen hatte, und an ihrem Kinn klebte ein Krümel.

»Es existiert«, fuhr Shevek fort, beide Hände ausbreitend. »Es ist real. Ich kann es als Mißverständnis bezeichnen, aber ich kann nicht vorgeben, daß es nicht existiert oder jemals aufhören wird zu existieren. Das Leiden ist die Voraussetzung, unter der wir leben. Und wenn es kommt, erkennen wir es. Erkennen wir es als die Wahrheit. Natürlich ist es richtig, Krankheiten zu heilen, Hunger und Ungerechtigkeit zu verhindern, wie es der gesellschaftliche Organismus ja auch tut. Doch keine Gesellschaft kann das Wesen der Existenz verändern. Das Leiden können wir nicht verhindern.

Diesen und jenen Schmerz, ja — aber nicht *den* Schmerz. Eine Gesellschaft kann sozialen Schmerz, unnötigen Schmerz nur lindern. Der Rest bleibt. Die Wurzel, die Realität. Wir alle hier werden das Leiden kennenlernen; wenn wir fünfzig Jahre lang leben, werden wir fünfzig Jahre lang Schmerz gekannt haben. Und zum Schluß werden wir sterben. Das ist die Voraussetzung, unter der wir geboren werden. Ich habe Angst vor dem Leben. Es gibt Zeiten, da… da ich große Angst habe. Da mir jedes Glück trivial vorkommt. Und doch überlege ich mir, ob nicht alles ein Mißverständnis ist, diese Jagd nach dem Glück, diese Angst vor dem Schmerz… Ob man nicht, statt ihn zu fürchten und vor ihm davonzulaufen, hindurchgehen, über ihn hinauswachsen könnte. Denn da ist etwas dahinter. Es ist das Ich, das leidet, und es gibt einen Ort, an dem das Ich — aufhört. Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll. Aber ich glaube, daß die Realität, die Wahrheit, die ich im Leiden erkenne und nicht im Glück und Wohlergehen, daß diese Realität des Schmerzes gar nicht Schmerz ist. Wenn man hindurchkommen kann. Wenn man es ganz bis zum Ende durchstehen kann.«

»Die Realität unseres Lebens liegt in der Liebe, in der Solidarität«, entgegnete ein hochgewachsenes Mädchen mit sanften Augen. »Die wahre Voraussetzung allen menschlichen Lebens ist die Liebe.«

Bedap schüttelte den Kopf. »Nein. Shev hat recht«, sagte er. »Die Liebe ist nur einer der Wege, die hindurchführen, und er kann abirren, das Ziel verfehlen. Der Schmerz aber verfehlt nie sein Ziel. Und darum haben wir keine Wahl: Wir müssen ihn ertragen! Und werden es, ob wir es wollen oder nicht.«

Das Mädchen mit dem kurz geschnittenen Haar schüttelte heftig

den Kopf. »Aber das können wir nicht! Einer von hundert, einer von tausend kommt bis ans Ende, geht den ganzen Weg. Wir anderen geben weiter vor, glücklich zu sein, oder stumpfen einfach ab. Wir leiden, aber nicht genug. Und darum leiden wir umsonst.«

»Ja, was sollen wir denn tun?« fragte Tirin. »Uns jeden Tag eine Stunde lang mit dem Hammer auf den Kopf schlagen, um ganz sicherzugehen, daß wir auch genug leiden?«

»Ihr macht ja einen Kult aus dem Schmerz«, wandte ein anderer ein. »Das Lebensziel eines Odoniers ist positiv, nicht negativ. Leiden ist dysfunktionell, es sei denn als direkte Warnung vor Gefahr. Psychologisch und soziologisch gesehen ist es nur destruktiv.«

»Wovon wurde Odo denn motiviert, wenn nicht von einer außergewöhnlichen Empfänglichkeit für das Leiden?« sagte Bedap.

»Aber das gesamte Prinzip der gegenseitigen Hilfe ist doch dazu bestimmt, Leiden zu *verhindern!*«

Shevek saß auf dem Tisch und ließ seine langen Beine baumeln; seine Miene war gespannt und ruhig. »Habt ihr jemals einen Menschen sterben sehen?« wandte er sich an die anderen. Die meisten hatten, in einem Wohnheim oder beim freiwilligen Krankenhausdienst. Alle außer einem hatten dann und wann bei der Beerdigung von Toten geholfen.

»Da war mal ein Mann, als ich in Südost im Lager war — da hab ich zum erstenmal so was gesehen. Der Antrieb des Aircars war irgendwie defekt, das Fahrzeug stürzte beim Start ab und geriet in Brand. Als sie ihn herauszogen, war er am ganzen Körper verbrannt. Er lebte noch ungefähr zwei Stunden. Retten konnte man ihn nicht mehr; es gab keinen Grund dafür, daß er noch so lange lebte, keine Rechtfertigung für diese zwei Stunden. Wir warteten darauf, daß von der Küste Betäubungsmittel herangeflogen wurden. Ich blieb mit zwei Mädchen bei ihm; wir hatten die Maschine beladen. Einen Arzt hatten wir nicht. Man konnte nichts mehr für ihn tun, nur noch bei ihm bleiben. Er war im Schock, aber fast immer bei Bewußtsein. Er mußte entsetzliche Schmerzen leiden, hauptsächlich an den Händen; ich glaube kaum, daß er wußte, wie sehr sein ganzer Körper verbrannt war, er spürte den Schmerz fast nur in den Händen. Man konnte ihn auch nicht berühren, um ihn zu trösten, denn wenn man ihn anfaßte, lösten sich sofort Haut und Fleisch, und er schrie fürchterlich. Man konnte gar nichts für ihn tun, ihm überhaupt keine Hilfe leisten. Vielleicht wußte er, daß wir da waren, ich weiß es nicht. *Es* half ihm ja auch nichts. Man konnte nichts mehr für ihn tun. Damals, wißt ihr… damals erkannte ich, daß man für niemanden etwas tun kann. Wir können uns nicht gegenseitig retten. Nicht mal uns selber.«

»Ja, aber was bleibt uns dann? Isolation und Verzweiflung! Du leugnest die Brüderlichkeit, Shevek!« protestierte das hochgewachsene

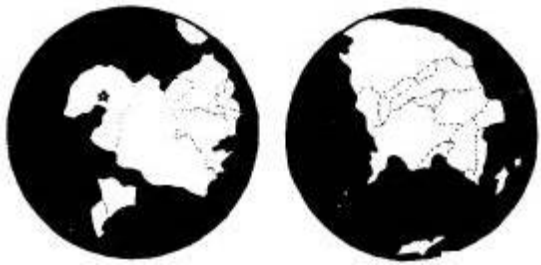
Mädchen.

»Nein, das tue ich *nicht*. Ich versuche zu erklären, was ich mir wirklich unter Brüderlichkeit vorstelle. Sie beginnt bei… Sie beginnt bei dem geteilten Schmerz.«

»Und wo endet sie?«

»Das weiß ich nicht. Das weiß ich noch nicht.«

3. Kapitel
Urras



Als Shevek erwachte, nachdem er seinen ersten Vormittag auf Urras verschlafen hatte, war seine Nase verstopft, sein Hals schmerzte und er mußte sehr heftig husten. Er glaubte sich erkältet zu haben — sogar die Hygiene der Odonier hatte den gewöhnlichen Schnupfen nicht ausrotten können —, aber der Arzt, der darauf wartete, ihn zu untersuchen, ein würdevoller, älterer Mann, sagte, es sei wahrscheinlich ein schwerer Heuschnupfen, eine allergische Reaktion auf die fremden Staub- und Pollenarten auf Urras. Er gab ihm Pillen und eine Spritze, die Shevek geduldig hinnahm, sowie ein Tablett mit Mittagessen, das Shevek hungrig akzeptierte. Der Arzt bat ihn, die Wohnung nicht zu verlassen, und ging. Sobald Shevek gefrühstückt hatte, begann er mit der Erforschung von Urras — Zimmer um Zimmer.

Das Bett, ein massives Bett auf vier Beinen, mit einer viel weicheren Matratze als die in seiner Koje auf der *Mindful* und mit kompliziertem Bettzeug, einiges seidig, anderes warm und dick, sowie einer Menge Kissen, die Kumuluswolken glichen, hatte ein Zimmer für sich allein. Der Fußboden war mit weichen Teppichen belegt; eine Kommode stand da, aus herrlich geschnitztem und poliertem Holz, und ein Schrank, der groß genug war, um die Kleidungsstücke eines Dormitoriums mit zehn Mann aufzunehmen. Nebenan lag der große Gemeinschaftsraum mit dem Kamin, den er am Abend vorher schon gesehen hatte, sowie ein dritter Raum mit Badewanne, Waschbecken und einem erstaunlich konstruierten Nachtstuhl. Dieser Raum war offenbar nur für ihn gedacht, da er sich an sein Schlafzimmer anschloß und von jeder Einrichtung nur ein Exemplar besaß, obwohl jeder dieser Einrichtungen ein sinnlich betonter Luxus eignete, der über einfache Erotik hinausging und in Sheveks Augen von einer Art Endapotheose des Exkrementellen sprach. Er verbrachte fast eine Stunde in diesem dritten Zimmer, probierte abwechselnd alle

Einrichtungen aus und wurde dabei überaus sauber. Die Wasserversorgung war wunderbar! Die Hähne blieben offen, bis man sie zudrehte; die Badewanne faßte bestimmt sechzig Liter, und der Nachtstuhl verbrauchte beim Spülen mindestens fünf Liter. Das war letztlich nicht überraschend. Die Oberfläche von Urras bestand zu fünf Sechsteln aus Wasser. Sogar die Wüsten waren hier, an den Polen, aus Eis. Man brauchte nicht zu sparen; es gab keine Dürreperioden…

Doch was wurde aus dem Kot? Darüber dachte er lange nach, während er nach gründlicher Untersuchung der Mechanismen neben dem Nachtstuhl kniete. Wahrscheinlich filterten sie das Wasser in einer Düngemittelfabrik heraus. Auf Anarres wurde dieses Rückgewinnungssystem von mehreren Küstenkommunen angewandt. Er nahm sich vor, danach zu fragen, kam aber einfach nicht dazu. Es gab auf Urras eine Menge Fragen, die er schließlich doch nicht stellte.

Trotz seines Schnupfens fühlte er sich ausgezeichnet und tatendurstig. In den Zimmern war es so warm, daß er das Ankleiden vorerst hinausschob und splitternackt umherwanderte. Er trat an die Fenster des großen Raums und blickte hinaus. Das Zimmer lag hoch; zuerst erschrak er darüber und wich unwillkürlich zurück, denn er war nur an einstöckige Gebäude gewöhnt. Hier war es, als schaue man aus einem Luftschiff hinab; man fühlte sich losgelöst von der Erde, über den Dingen stehend, unbeteiligt. Die Fenster blickten über ein Wäldchen hinweg zu einem weißen Gebäude mit einem grazilen, eckigen Turm hinüber. Hinter dem Gebäude fiel das Gelände ab bis in ein weites Tal. Überall war der Boden kultiviert, denn die zahllosen grünen Flecken, die man sah, waren rechteckig. Sogar dort, wo das Grün sich in der blauen Ferne verlor, waren noch die dunklen Linien von Feldwegen, Hecken und Bäumen auszumachen, ein Netz, so fein wie das Nervensystem eines menschlichen Körpers. Dann endlich wurde das Tal von Bergketten begrenzt, blau, tief gestaffelt, weich und dunkel unter dem gleichmäßigen Hellgrau des Himmels.

Es war der schönste Anblick, den Shevek jemals gesehen hatte. Die Sanftheit und Vitalität der Farben, die Mischung aus linearem Menschenwerk und kraftvollen, üppigen natürlichen Konturen, die Vielfalt und Harmonie der Elemente — das alles vermittelte den Eindruck einer komplexen Ganzheit, wie er sie noch niemals gesehen hatte, es sei denn, vielleicht, in kleinerem Maßstab bei gewissen ruhigen und nachdenklichen Menschengesichtern.

Im Vergleich dazu waren die Panoramen, die Anarres bot, sogar die Ebene von Abbenay und die Schluchten der Ne Theras, dürftig: unfruchtbar, trocken, rudimentär. Die Wüsten von Südwest besaßen zwar eine wilde weiträumige Schönheit, doch die war feindselig und zeitlos. Selbst dort, wo der Boden von Anarres am stärksten von Menschen kultiviert wurde, glich die Landschaft, die sie schufen, einer

groben Skizze in gelber Kreide, wollte man sie mit dieser erfüllten Großartigkeit des Lebens vergleichen, so reich an Geschichte und an Zukunft, wahrhaft unerschöpflich. Ja, so muß eine Welt aussehen, dachte Shevek. Und irgendwo da draußen, in dieser blauen und grünen Pracht, sang etwas: eine kleine Stimme, hoch oben, einsetzend, abbrechend, unvorstellbar süß. Was war das? Eine kleine, süße, natürliche Stimme, Musik mitten in der Luft. Mit angehaltenem Atem lauschte er.

Es wurde an die Tür geklopft. Erstaunt wandte er sich, nackt wie er war, vom Fenster ab und sagte: »Herein!«

Ein mit Paketen beladener Mann kam herein. Und blieb gleich an der Tür stehen. Shevek ging auf ihn zu, sagte nach Anarresti-Sitte seinen Namen und reichte ihm nach Urrasti-Sitte die Hand.

Der Mann, ungefähr fünfzig, mit einem zerfurchten, alten Gesicht, sagte etwas, wovon Shevek kein Wort verstand, und weigerte sich, seine Hand zu ergreifen. Vielleicht hinderten ihn die Pakete daran, aber er machte auch keine Anstalten, sie umzuladen und eine Hand freizumachen. Seine Miene war tiefernst. Möglicherweise war er verlegen.

Shevek, der überzeugt war, wenigstens die Begrüßungssitten der Urrasti zu beherrschen, war bestürzt. »Treten Sie ein«, wiederholte er irritiert und fügte dann, da die Urrasti dauernd mit Titeln und Ehrenbezeichnungen um sich warfen, hinzu: »Sir.«

Der Mann ließ einen weiteren unverständlichen Redeschwall vom Stapel und schob sich dabei auf die Schlafzimmertür zu. Diesmal hatte Shevek einige iotische Wörter verstanden, das übrige aber blieb ihm auch jetzt ein Rätsel. Da der Mann eindeutig zum Schlafzimmer strebte, hinderte er ihn nicht. Möglicherweise war er ein Mitbewohner. Aber es gab doch nur ein Bett! Shevek gab auf und kehrte ans Fenster zurück, während der Mann ins Schlafzimmer ging und ein paar Minuten lang darin herumhantierte. Gerade als Shevek zu dem Schluß kam, es müsse sich um einen Nachtarbeiter handeln, der tagsüber das Schlafzimmer benutzte, ein Arrangement, das zuweilen in vorübergehend überfüllten Wohnheimen getroffen wurde, kam er wieder heraus. Er sagte etwas — möglicherweise: »So, das war's, Sir« und duckte den Kopf auf eine ganz merkwürdige Art, als fürchte er, Shevek, der gute fünf Meter von ihm entfernt stand, werde ihn ins Gesicht schlagen. Dann ging er. Shevek, immer noch am Fenster, begriff plötzlich, daß zum erstenmal in seinem Leben sich jemand vor ihm *verbeugt* hatte.

Als er ins Schlafzimmer ging, entdeckte er, daß sein Bett gemacht worden war.

Langsam, nachdenklich, kleidete er sich an. Gerade schlüpfte er in die Schuhe, als es zum zweitenmal an die Tür klopfte.

Diese Gruppe kam in einer ganz anderen Haltung herein; in einer normalen Haltung, fand Shevek, so als stehe es ihnen zu, hier, oder wo immer sonst sie es wünschten, zu sein. Der Mann mit den Paketen war zögernd hereingekommen, hatte sich fast hereingedrückt. Und doch hatten sein Gesicht, seine Hände und seine Kleidung eher der Vorstellung entsprochen, die Shevek sich von der Erscheinung eines normalen Menschen machte, als diejenigen seiner neuen Gäste. Der scheue Mann hatte sich sonderbar verhalten, aber wie ein Anarresti ausgesehen. Diese vier verhielten sich wie Anarresti, wirkten mit ihren glattrasierten Gesichtern und den prunkvollen Kleidern jedoch wie Angehörige einer fremden Spezies.

In dem einen erkannte Shevek Pae wieder, in den anderen die Männer, die ihn am vergangenen Abend ständig begleitet hatten. Er erklärte ihnen, daß er ihre Namen nicht behalten hatte, und sie stellten sich lächelnd abermals vor: Dr. Chifoilisk, Dr. Oiie und Dr. Atro.

»Ach ja, natürlich!« antwortete Shevek. »Atro! Ich freue mich, Sie kennenzulernen.« Er legte dem Alten beide Hände auf die Schultern und drückte ihm einen Kuß auf die Wange. Dann erst fiel ihm siedend heiß ein, daß diese brüderliche Begrüßung, auf Anarres allgemein gebräuchlich, hier vielleicht als unangenehm empfunden wurde.

Atro jedoch umarmte ihn ebenfalls herzlich und blickte mit trüben grauen Augen zu ihm empor. Shevek sah, daß er fast blind sein mußte. »Mein lieber Shevek«, sagte Atro. »Herzlich willkommen in A-Io herzlich willkommen auf Urras — herzlich willkommen zu Hause!«

»Seit so vielen Jahren schreiben wir uns Briefe, zerstören wir einer des anderen Theorien!«

»Sie waren aber stets besser im Zerstören. Augenblick mal, ich habe was für Sie.« Der Alte tastete seine Taschen ab. Unter dem Universitätstalar aus Samt trug er eine Jacke, darunter eine Weste, darunter ein Hemd und darunter wahrscheinlich noch eine Schicht Kleidungsstücke. Und in allen, auch in seiner Hose, gab es die verschiedensten Taschen. Fasziniert beobachtete Shevek, wie Atro in sechs oder sieben Taschen wühlte, die alles mögliche enthielten, bis er einen kleinen, auf ein Stück poliertes Holz montierten, gelben Würfel zum Vorschein brachte, »Da«, sagte er, »Ihr Preis. Der Seo-Oen-Preis. Das Bargeld ist auf Ihrem Konto. Da. Neun Jahre zu spät, aber lieber spät als nie.« Mit zitternden Händen reichte er ihn Shevek.

Das Ding war schwer; der gelbe Würfel bestand aus massivem Gold. Reglos stand Shevek da, hielt ihn in der Hand.

»Ihr jungen Leute könnt machen, was ihr wollt«, fuhr Atro fort, »aber ich werde mich jetzt hinsetzen.« Sie nahmen alle in tiefen weichen Sesseln Platz, die Shevek bereits untersucht hatte. Sie waren mit einem seltsamen braunen Material bezogen, das nicht gewebt war,

sondern sich eher wie Haut anfühlte. »Wie alt waren Sie vor neun Jahren, Shevek?«

Atro war der berühmteste lebende Physiker von Urras. Er war von einer Atmosphäre umgeben, die nicht nur aus der Würde des Alters bestand, sondern darüber hinaus aus der schlichten Selbstsicherheit eines Menschen, der es gewohnt ist, respektiert zu werden. Das war Shevek allerdings nichts Neues. Atro besaß genau jene Art von Autorität, die Shevek als einzige respektierte. Außerdem fand er es schön, endlich nur mit seinem Namen angeredet zu werden.

»Als ich die *Grundregeln* beendet hatte, war ich neunundzwanzig, Atro.«

»Neunundzwanzig? Großer Gott! Damit sind Sie der jüngste Empfänger des Seo-Oen-Preises seit hundert Jahren, oder so. Meinen habe ich erst bekommen, als ich sechzig war, oder so… Wie alt waren Sie denn, als Sie mir zum erstenmal schrieben?«

»Ungefähr zwanzig.«

Atro schnaufte. »Hätte Sie damals für vierzig gehalten.«

»Was ist eigentlich mit Sabul?« erkundigte sich Oiie. Oiie war noch kleiner als die meisten Urrasti, die Shevek alle recht klein vorkamen; er hatte ein flaches, freundliches Gesicht und ovale, kohlschwarze Augen. »Es gab einmal einen Zeitraum von sechs oder acht Jahren, da haben Sie überhaupt nicht mehr geschrieben, und nur Sabul hielt den Kontakt mit uns aufrecht; über die Funkverbindung hat er jedoch nie mit uns gesprochen. Wir haben uns häufig gefragt, wie Ihr Verhältnis zueinander sein mag.«

»Sabul ist leitendes Mitglied des Physikalischen Instituts von Abbenay«, erklärte Shevek. »Ich habe mit ihm zusammengearbeitet.«

»Ein älterer Rivale; eifersüchtig; hat in Ihre Bücher reingepfuscht; war uns immer schon klar. Eine Erklärung ist kaum vonnöten, Oiie«, sagte der vierte, Chifoilisk, mit rauher Stimme. Es war ein Mann mittleren Alters, dunkelhäutig, untersetzt, mit den schmalen Händen eines Schreibtischarbeiters. Er war der einzige der vier, dessen Gesicht nicht ganz glattrasiert war: Die Haare, die er an seinem Kinn hatte stehen lassen, paßten zu seinem kurzen, eisengrauen Kopfhaar. »Machen wir uns nichts vor, auch Ihre odonischen Brüder handeln nicht ausschließlich aus Bruderliebe«, fuhr er fort. »Das ist nun mal die menschliche Natur.«

Durch eine Serie von Niesern wurde Shevek davor bewahrt, antworten zu müssen. »Ich habe kein Taschentuch«, sagte er entschuldigend, während er sich die Augen wischte.

»Nehmen Sie meins«, bot Atro ihm an und zog ein schneeweißes Tuch aus einer seiner vielen Taschen. Shevek nahm es, und eine Erinnerung machte ihm das Herz schwer. Er mußte an seine Tochter Sadik denken, ein kleines, dunkeläugiges Mädchen, wie sie zu ihm

gesagt hatte: »Du kannst das Taschentuch mit mir teilen, das ich benutze.« Diese Erinnerung, die ihm so teuer war, bereitete ihm jetzt unsäglichen Schmerz. Um ihr zu entgehen, lächelte er und sagte: »Ich bin gegen Ihren Planeten allergisch. Meint der Doktor.«

»Großer Gott, wollen Sie etwa ewig so niesen?« Der alte Atro blinzelte ihn kurzsichtig an.

»Ist Ihr Diener noch nicht hiergewesen?« erkundigte sich Pae.

»Mein *Diener?«*

»Ja. Er sollte Ihnen ein paar Sachen bringen. Auch Taschentücher. Nur so viel, daß Sie versorgt sind, bis Sie selber einkaufen gehen können. Und nichts Besonderes; ich fürchte, für einen Mann Ihrer Größe gibt es keine große Auswahl an Kleidungsstücken von der Stange.«

Als Shevek den Sinn seiner Worte begriffen hatte (Pae sprach schnell und mit einem weichen Akzent, der zu seinen sanften, hübschen Zügen paßte), antwortete er: »Das ist sehr freundlich von Ihnen. Ich komme mir vor…«Er sah Atro an. »Ich bin, wissen Sie, der Bettler«, sagte er zu dem Alten wie zuvor zu Dr. Kimoe auf der *Mindful.* »Geld konnte ich nicht mitbringen, da wir keins benutzen. Geschenke konnte ich nicht mitbringen; da wir nichts haben, was Sie nicht auch besitzen. Also komme ich, wie ein guter Odonier, ›mit leeren Händen‹.«

Atro und Pae versicherten ihm, daß er ein Gast sei, Bezahlung komme überhaupt nicht in Frage, es sei ihnen eine Ehre. »Außerdem«, ergänzte Chifoilisk mit seiner säuerlichen Stimme, »werden die Rechnungen von der iotischen Regierung bezahlt.«

Pae warf ihm einen scharfen Blick zu, doch Chifoilisk ignorierte ihn und ließ die Augen nicht von Shevek. Auf seinem dunklen Gesicht stand ein Ausdruck, den er keineswegs zu verbergen suchte, den Shevek aber nicht interpretieren konnte: Warnung oder Teilnahmebereitschaft ?

»Da spricht der unverbesserliche Thuvier«, sagte der alte Atro mit seinem gewohnten Schnaufer. »Aber wollen Sie wirklich behaupten, Shevek, daß Sie überhaupt nichts mitgebracht haben — keine Schriften, kein neues Werk? Ich hatte mich so auf ein Buch gefreut! Auf eine neue Revolution in der Physik. Ich wollte sehen, wie diese ehrgeizigen jungen Burschen hier aus allen Wolken fallen, genau wie ich bei Ihren *Grundregeln* aus allen Wolken gefallen bin. Woran haben Sie zuletzt gearbeitet?«

»Na ja, ich habe Paes — Dr. Paes Arbeit über das Blockuniversum, über Paradoxa und Relativität gelesen.«

»Gut und schön. Saio ist gegenwärtig unser Star, das steht fest jedenfalls nach seiner eigenen Meinung, nicht wahr, Saio? Aber wo ist Ihre Allgemeine Temporaltheorie?«

»In meinem Kopf«, antwortete Shevek mit breitem Lächeln.

Schweigen.

Dann fragte ihn Oiie, ob er die Arbeit eines Physikers namens Ainsetain von Terra über die Relativitätstheorie gelesen habe. Shevek verneinte. Sie interessierten sich alle sehr lebhaft dafür, außer Atro, der über jede Lebhaftigkeit hinausgewachsen war. Pae lief sofort in sein Zimmer, um Shevek eine Ausgabe der Übersetzung zu holen. »Sie ist mehrere hundert Jahre alt, aber sie ist voll neuer Ideen für uns«, erklärte er.

»Mag sein«, sagte Atro, »aber *unserer* Physik kann keiner von diesen Außenweltlern folgen. Die Hainish nennen sie Materialismus, die Terraner nennen sie Mystizismus, aber dann geben sie beide auf. Lassen Sie sich von dieser Begeisterung für alles Fremde nicht irreführen, Shevek. Die haben in Wirklichkeit nichts für uns. Bleibe im Lande und nähre dich redlich, wie mein Vater immer zu sagen pflegte.« Er gab wieder diesen senilen Schnaufer von sich und stemmte sich aus dem Sessel hoch. »Kommen Sie, begleiten Sie mich auf einem Spaziergang im Wäldchen. Kein Wunder, daß Sie keine Luft kriegen, eingeschlossen in diesem Zimmer!«

»Der Arzt sagt, ich soll drei Tage nicht ausgehen. Ich könnte ansteckend sein? Mich anstecken?«

»Auf Ärzte sollte man nie hören, mein Guter.«

»Er hat was gegen Ärzte von der Regierung«, erläuterte Chifoilisk ein wenig boshaft.

»Zweifellos der beste, den sie finden konnten«, erwiderte Atro, ohne zu lächeln, und verabschiedete sich, ohne Shevek weiter zu drängen. Chifoilisk begleitete ihn. Die beiden jüngeren Männer blieben bei Shevek und führten mit ihm ein langes Gespräch über Physik.

Mit einem ungeheuren Vergnügen und mit jener tiefen Genugtuung, die man empfindet, wenn etwas so ist, wie es sein soll, erlebte Shevek zum erstenmal in seinem Leben eine Diskussion als Gleicher unter Gleichen.

Mitis war zwar eine großartige Lehrerin gewesen, hatte ihm aber nicht in die höheren Bereiche der Theorie folgen können, die er, von ihr ermutigt, zu erforschen begann. Gvarab war der einzige Mensch, den er kannte, dessen Ausbildung und Fähigkeiten den seinen vergleichbar waren, aber er hatte Gvarab zu spät kennengelernt, erst am Ende ihres Lebens. Seitdem hatte Shevek mit vielen begabten Menschen zusammengearbeitet, doch da er nie ein vollgültiges Mitglied des Abbenay-Instituts gewesen war, hatte er sie nie weit genug bringen können; sie blieben in den alten Problemen stecken, in der klassischen Sequenzphysik. Er hatte mit niemandem als Gleicher unter Gleichen sprechen können. Das erlebte er erst jetzt und hier, im

Reich der absoluten Ungleichheit.

Es war eine Offenbarung, eine Befreiung. Physiker, Mathematiker, Astronomen, Logiker, Biologen — sie alle waren hier an der Universität und kamen zu ihm oder er ging zu ihnen, und sie unterhielten sich, und aus diesen Diskussionen entstanden neue Welten. Es liegt in der Natur der Idee, daß sie mitgeteilt wird: schriftlich, mündlich, durch die Tat. Mit der Idee ist es wie mit dem Gras. Sie braucht Licht, braucht die Menge, gedeiht durch Kreuzung, wird kräftiger, je mehr auf ihr herumgetreten wird.

Schon an jenem ersten Nachmittag in der Universität mit Oiie und Pae spürte er, daß er etwas gefunden hatte, nach dem er sich sehnte, seit er als Junge und auf jugendlicher Basis mit Tirin und Bedap halbe Nächte hindurch diskutiert hatte, einer den anderen zu immer höheren Gedankenflügen herausfordernd. An manche Nächte erinnerte er sich besonders lebhaft. Er sah Tirin, wie Tirin sagte: »Wenn wir wüßten, wie es auf Urras wirklich ist, dann würden einige von uns vielleicht hingehen wollen.« Und so schockiert war er von diesem Gedanken gewesen, daß er Tirin angefahren hatte, und Tirin hatte sofort einen Rückzieher gemacht; er hatte immer nachgegeben, der Ärmste, und er hatte immer recht gehabt…

Das Gespräch war ins Stocken geraten. Pae und Oiie waren verstummt.

»Verzeihen Sie«, sagte Shevek. »Mir ist der Kopf schwer.« »Was ist mit der Schwerkraft?« erkundigte sich Pae mit dem bezaubernden Lächeln eines Mannes, der sich, wie ein kluges Kind, auf seinen Charme verläßt.

»Ich habe sie noch nicht gespürt«, antwortete Shevek. »Nur in den was ist dies hier?« »Knie. Kniegelenke.«

»Ja. Knie. Die Funktion ist beeinträchtigt. Aber ich werde mich dran gewöhnen.« Er sah erst Pae, dann Oiie an. »Da ist eine Frage. Aber ich möchte nicht kränken.« »Keine Angst, Sir!« sagte Pae.

»Das brächten Sie gar nicht fertig«, entgegnete Oiie. Er war kein so liebenswerter Mensch wie Pae. Sogar wenn er über Physik redete, verwendete er eine ausweichende, verschlossene Ausdrucksweise. Und dennoch lag unter dieser Verschlossenheit etwas verborgen, dem man, wie Shevek spürte, vertrauen konnte; während unter Paes Charme — ja, was lag da? Nun, das war unwichtig. Er mußte ihnen allen vertrauen, und das würde er auch tun.

»Wo gibt es Frauen?«

Pae lachte. »In welchem Sinne?« fragte Oiie lächelnd.

»In jedem Sinn. Gestern abend auf der Party habe ich Frauen kennengelernt — fünf oder zehn. Hunderte von Männern. Keine davon war Naturwissenschaftlerin, oder? Wer waren sie?«

»Ehefrauen. Eine war meine eigene«, erklärte Oiie mit seinem

zurückhaltenden Lächeln.

»Wo sind die anderen Frauen?«

»Oh, das ist nicht weiter schwierig, Sir«, antwortete Pae prompt. »Nennen Sie uns Ihre Wünsche, und wir werden dafür sorgen, daß sie erfüllt werden.«

»Man hört recht absonderliche Dinge über die Gebräuche der Anarresti, aber ich denke doch, daß wir Ihnen so gut wie alles bieten können, was Ihnen vorschwebt«, ergänzte Oiie.

Shevek hatte keine Ahnung, wovon sie sprachen. Er kratzte sich am Kopf. »Dann sind alle Naturwissenschaftler hier wohl Männer?« *»Naturwissenschaftler?«* wiederholte Oiie ungläubig.

Pae hüstelte. »Naturwissenschaftler. Aber ja, gewiß, das sind nur Männer. An den Mädchenschulen gibt es natürlich ein paar Lehrerinnen. Aber über die Diplomebene kommen die nie hinaus.«

»Warum denn nicht?«

»Weil sie keine Mathematik können; weil sie nicht abstrakt denken können; weil sie da einfach nicht hingehören. Sie wissen doch, wie das so ist: Die Frauen denken bloß mit dem Uterus! Gewiß, Ausnahmen gibt's überall. Gräßliche Blaustrümpfe mit vaginaler Atrophie.«

»Laßt ihr Odonier denn eure Frauen Naturwissenschaften studieren?« erkundigte sich Oiie.

»Hm — ja. Sie sind in den Naturwissenschaften.«

»Aber hoffentlich doch nicht viele!«

»Na, so ungefähr die Hälfte.«

»Ich habe ja schon immer gesagt, daß Technikerinnen bei richtiger Führung den Männern in einem Labor eine Menge Arbeit abnehmen könnten«, behauptete Pae. »Bei stereotypen Arbeiten sind sie tatsächlich geschickter und schneller, fügsamer und weniger rasch gelangweilt. Wenn wir Frauen einsetzten, hätten die Männer mehr Zeit für schöpferische Arbeit.«

»Aber nicht in meinem Labor!« erklärte Oiie. »Die sollen bleiben, wo sie hingehören.«

»Finden Sie, daß Frauen intellektuell schöpferisch arbeiten können, Dr. Shevek?«

»Nun, eigentlich haben sie mich gefunden — in Northsetting war Mitis meine Lehrerin. Und Gvarab; von der haben Sie, glaube ich, gehört.«

»Gvarab war eine *Frau?«* fragte Pae aufrichtig erstaunt und lachte.

Oiie war nicht überzeugt, sondern gekränkt. »An den Namen kann man das natürlich nicht erkennen«, sagte er kalt. »Wie ich annehme, machen Sie es sich zum Prinzip, keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern zu machen.«

»Odo war auch eine Frau«, gab Shevek freundlich zu bedenken.

»Na bitte!« Oiie zuckte zwar nicht direkt die Achseln, aber er hätte es beinahe getan. Pae zog eine ehrerbietige Miene und nickte ernst, wie er es tat, wenn der alte Atro schwätzte.

Shevek erkannte, daß er einen wunden Punkt berührt hatte, eine Feindseligkeit, die sehr tief in diesen Männern verwurzelt sein mußte. Anscheinend hatten sie, wie der Tisch auf dem Schiff, ebenfalls eine Frau in sich, eine unterdrückte, zum Schweigen verurteilte, entmenschlichte Frau, ein wildes Raubtier in einem Käfig. Er hatte kein Recht, sie zu tadeln. Sie kannten keine Bindung, nur Besitz. Sie waren besessen.

»Eine schöne, tugendhafte Frau«, dozierte Pae, »ist für uns eine Inspiration. Das Kostbarste, was es auf Erden gibt.«

Shevek fühlte sich höchst unbehaglich. Er stand auf und trat ans Fenster. »Ihre Welt ist wunderschön«, sagte er. »Ich wünschte, ich könnte mehr davon sehen. Doch solange ich noch das Haus hüten muß würden Sie mir Bücher verschaffen?«

»Aber natürlich, Sir! Was für Bücher?«

»Geschichte — Bilderbücher — Erzählungen — alles. Vielleicht sollte ich Kinderbücher lesen. Denn sehen Sie, ich weiß sehr wenig. Wir lernen zwar einiges über Urras, aber fast nur über Odos Zeit. Und davor lagen achteinhalbtausend Jahre! Und seit der Besiedlung von Anarres sind anderthalb Jahrhunderte vergangen. Seit das letzte Schiff die letzten Siedler brachte — Ignoranz. Wir ignorieren Sie; Sie ignorieren uns. Sie sind unsere Geschichte. Wir könnten Ihre Zukunft sein. Ich möchte lernen, nicht zu ignorieren. Das ist ja auch der Grund für mein Hiersein. Wir müssen einander kennenlernen. Wir sind keine primitiven Menschen. Unsere Ethik besteht nicht mehr aus Stammesgesetzen, das ist nicht möglich. Die Ignoranz, die jetzt zwischen uns herrscht, ist ein Unrecht, aus dem nur wieder Unrecht entsteht. Deswegen bin ich gekommen, um zu lernen.«

Er sprach sehr ernst. Pae stimmte ihm begeistert zu: »Genau, Sir! Wir stehen in voller Übereinstimmung mit Ihren Zielen!«

Oiie sah ihn aus seinen schwarzen, ovalen Augen an und fragte: »Dann kommen Sie als Abgesandter Ihrer Gesellschaft?«

Shevek kam zurück und setzte sich auf die Marmorbank am Kamin, die er schon jetzt als seinen Platz betrachtete, sein Territorium. Er brauchte ein Territorium. Er spürte, daß Vorsicht geboten war.

Aber noch stärker empfand er die Notwendigkeit, die ihn über den Abgrund hinweg aus der anderen Welt bis hierher geführt hatte, die Notwendigkeit zur Kommunikation, das Bedürfnis, Mauern einzureißen.

»Ich komme«, erklärte er vorsichtig, »als Syndik des Initiativsyndikats, der Gruppe, die seit zwei Jahren über Funk mit

Urras spricht. Aber ich bin kein Botschafter irgendeiner Autorität, irgendeiner Institution. Hoffentlich haben Sie mich nicht als solchen eingeladen.«

»Nein«, antwortete Oiie. »Wir haben *Sie* eingeladen — Shevek, den Physiker. Selbstverständlich mit dem Einverständnis unserer Regierung und des Rats der Weltregierungen. Doch Sie sind ausschließlich als Privatgast der leu-Eun-Universität hier.«

»Gut.«

»Nur sind wir leider nicht ganz sicher, ob Sie auch mit dem Einverständnis Ihrer…« Er zögerte.

Shevek grinste. »Meiner Regierung?«

»Wir wissen, daß es auf Anarres offiziell keine Regierung gibt. Eindeutig aber gibt es doch eine Verwaltung. Und wir vermuten, daß die Gruppe, die Sie hergeschickt hat, Ihr Syndikat, eine Art Partei darstellt; möglicherweise eine revolutionäre Partei.«

»Auf Anarres ist jeder einzelne ein Revolutionär, Oiie…Unsere Verwaltungs- und Managementstruktur nennt sich PDK, Produktionsund Distributionskoordination. Das ist ein Koordinierungssystem für alle Syndikate, Föderationen und Individuen, die produktive Arbeit leisten. Die PDK regiert nicht Menschen, sondern verwaltet die Produktion. Sie hat weder die Macht, mich zu unterstützen noch mich zu hindern. Sie kann uns nur die öffentliche Meinung über uns mitteilen — wo wir im sozialen Bewußtsein stehen. Wollten Sie das wissen? Nun, man hält nicht viel von mir und meinen Freunden. Die meisten Menschen auf Anarres wollen nichts von Urras wissen, sie fürchten Urras und wollen nichts mit den Propertariern zu tun haben. Das klingt hart, und das tut mir leid. Aber hier denken manche Menschen doch genauso, nicht wahr? Hier gibt es auch diese Verachtung, diese Furcht, diesen Chauvinismus. Sehen Sie, und nun bin ich gekommen, um das zu ändern.«

»Ausschließlich aus eigener Initiative?« fragte Oiie.

»Das ist die einzige Initiative, die ich akzeptiere«, antwortete Shevek lächelnd, aber todernst.

Die beiden folgenden Tage verbrachte er in Gesprächen mit den Wissenschaftlern, die ihn besuchen kamen, mit den Büchern, die Pae ihm besorgt hatte, und manchmal ganz einfach, indem er sich an die Doppelbogenfenster stellte, zusah, wie der Sommer in dem weiten Tal Einzug hielt, und den kurzen, süßen Wechselgesängen draußen in der freien Luft lauschte. Vögel! Er wußte jetzt, wie diese Sänger hießen und, von den Bildern in den Büchern, wie sie aussahen; doch wenn er ihr Lied hörte oder einen Blick auf schnelle, von Baum zu Baum huschende Schwingen erhaschte, staunte er noch immer wie ein Kind.

Er hatte erwartet, daß er sich auf Urras fremd, verloren, einsam

und verwirrt fühlen würde — und empfand nichts dergleichen. Selbstverständlich gab es zahllose Dinge, die er nicht verstand, wie viele, das ahnte er erst jetzt: diese ganze, unglaublich komplexe Gesellschaft mit all ihren Nationen, Klassen, Kasten, Kulten, Sitten und Gebräuchen und ihrer großartigen, erschreckenden und endlosen Geschichte. Und jeder einzelne, den er hier kennenlernte, war ein Rätsel, war voll Überraschungen. Aber sie waren keineswegs die krassen, kalten Egoisten, die er zu finden erwartet hatte: Sie waren so komplex und vielfältig wie ihre Kultur, wie ihre Landschaft; und sie waren intelligent; und freundlich. Sie behandelten ihn wie einen Bruder, sie taten alles, damit er sich nicht verloren, nicht fremd, sondern zu Hause fühlte. Und er fühlte sich zu Hause. Er konnte es nicht ändern. Die ganze Welt, die weiche Luft, der Sonnenschein auf den Hügeln, ja sogar die größere Schwerkraft, die seinen Körper belastete, alles sagte ihm, daß dies wahrhaftig sein Zuhause, die Heimatwelt seiner Rasse war; und all diese Schönheit war sein durch Geburtsrecht.

Das Schweigen, die absolute Stille auf Anarres: bei Nacht mußte er daran denken. Kein Vogel sang dort. Es gab keine Stimmen außer den menschlichen. Stille, und ödes Land.

Am dritten Tag brachte ihm der alte Atro einen Stoß Zeitungen. Pae, Sheveks treuester Begleiter, schwieg, solange Atro anwesend war; als der Alte jedoch verschwand, sagte er zu Shevek: »Blühender Mist, diese Zeitungen, Sir. Amüsant, aber glauben Sie kein Wort von dem, was Sie da lesen.«

Shevek griff nach der obersten Zeitung. Sie war schlecht gedruckt, auf grobem Papier — das erste plump fabrizierte Artefakt, das ihm auf Urras begegnete. Sie ähnelte den PDK-Bulletins und Regionalberichten, die auf Anarres die Zeitungen ersetzten, im Stil aber unterschied sie sich völlig von jenen immer verschmierten, nüchternen, knappen Publikationen. Sie strotzte von Ausrufezeichen und Bildern. Auf der ersten Seite war ein Bild von Shevek vor dem Raumschiff; Pae hielt ihn am Arm gefaßt und machte eine finstere Miene. ERSTER MANN VOM MOND! gellte die riesige Schrift unter dem Bild. Fasziniert las Shevek weiter.

›Sein erster Schritt auf unserer Erde! Dr. Shevek, erster Besucher der Anarras-Siedlung auf Urras seit 170 Jahren, wurde gestern bei seiner Ankunft mit dem regelmäßigen Mondfrachter im Raumhafen von Peier fotografiert. Der berühmte Naturwissenschaftler und Gewinner des Seo-Oen-Preises für wissenschaftliche Leistungen im Dienste aller Nationen, hat eine Professur an der leu-Eun-Universität akzeptiert, eine Ehre, die einem Außenweltler bisher noch nie zuteil wurde. Nach seinen Gefühlen beim ersten Blick auf Urras gefragt, erwiderte der hochgewachsene, distinguierte Physiker: »Es ist eine

große Ehre für mich, auf Ihren wunderschönen Planeten eingeladen zu sein. Ich hoffe, daß damit eine neue Ära all-cetianischer Freundschaft beginnt und die beiden Zwillingsplaneten von nun an in brüderlicher Gemeinschaft fortschreiten werden.«

»Aber ich habe überhaupt nichts gesagt!« protestierte Shevek.

»Natürlich nicht, wir haben die Presse ja gar nicht an Sie herangelassen. Aber das stört die Journalisten doch nicht! Die lassen Sie in ihren Berichten genau das sagen, was sie von Ihnen hören wollen, ob Sie es nun gesagt haben oder nicht. Sie brauchen eine Story.«

Shevek biß sich auf die Lippe. »Nun ja«, sagte er schließlich, »wenn ich überhaupt etwas gesagt hätte, dann sicher so etwas Ähnliches… Aber was heißt ›all-cetianisch‹?«

»Die Terraner nennen uns ›Cetianer‹. Nach ihrer Bezeichnung für unsere Sonne wahrscheinlich. Die Presse hat diese Bezeichnung kürzlich aufgegriffen, und nun ist es so eine Art Modewort geworden.«

»Dann bedeutet ›all-cetianisch‹ so etwas wie Urras und Anarres gemeinsam?«

»Ich glaube schon«, erwiderte Pae mit spürbarem Mangel an Interesse.

Shevek stöberte weiter in den Zeitungen. Er las, daß er ein Riese sei; daß er unrasiert sei und eine ›Mähne‹, was immer das sein mochte, grauer Haare besitze; daß er 37, 43 und 56 sei; daß er ein großes Werk über Physik mit dem Titel (die Rechtschreibung war bei jeder Zeitung anders) *Grundregeln der Simultanität* oder *Grundregeln der Simultaneität* geschrieben habe; daß er ein Good-will-Botschafter der odonischen Regierung sei; daß er Vegetarier sei; und daß er, wie alle Anarresti, nicht trinke. Hier brach Shevek in lautes Gelächter aus und lachte, bis ihn die Rippen schmerzten. »Verdammt, haben die eine Phantasie! Glauben die etwa, wir leben von Wasserdampf, wie die Gesteinsflechten?«

»Sie meinen, daß Sie keinen Alkohol trinken«, erklärte Pae, ebenfalls lachend. »Das einzige, was so ungefähr jeder von den Odoniern weiß, ist die Tatsache, daß sie keinen Alkohol trinken. Übrigens, stimmt das tatsächlich?«

»Manche destillieren Alkohol aus fermentierten Holumwurzeln und trinken ihn; sie behaupten, das würde das Unterbewußtsein befreien, ungefähr wie das Gehirnwellentraining. Die meisten ziehen das jedoch vor, weil es sehr einfach ist und keine Krankheit verursacht. Ist das hier weit verbreitet?«

»Das Trinken, ja. Von der Krankheit weiß ich nichts. Wie heißt sie denn?«

»Alkoholismus, glaube ich.«

»Ach so! Ich verstehe… Aber was machen denn die arbeitenden

Menschen auf Anarres, wenn sie ein bißchen Spaß haben wollen, wenn sie für einen Abend ihre Sorgen vergessen wollen?«

Shevek sah ihn verständnislos an. »Na ja, wir… Ach, ich weiß nicht. Vielleicht sind unsere Sorgen unvergeßlich.«

»Außergewöhnlich«, sagte Pae und lächelte entwaffnend.

Shevek fuhr mit dem Lesen fort. Eine der Zeitungen war in einer Sprache geschrieben, die er nicht kannte, eine andere in einem völlig anderen Alphabet. Die sei aus Thu, erklärte Pae, und die andere aus Benbili, einer Nation der westlichen Hemisphäre. Die Zeitung aus Thu war gut gedruckt und nüchtern im Format; Pae erklärte, daß es sich um ein Regierungsblatt handle. »Hier in A-Io beziehen die gebildeten Leute ihre Nachrichten aus dem Telefax, dem Radio und dem Fernsehen sowie aus Wochenzeitschriften. Diese Zeitungen hier werden nur von den unteren Klassen gelesen: von Halbgebildeten für Halbgebildete geschrieben, wie Sie ja sehen. Wir hier in A-Io haben absolute Pressefreiheit, und das bedeutet unweigerlich, daß wir eine Menge Mist auf dem Pressemarkt haben. Die Thu-Zeitung ist viel besser geschrieben, aber sie bringt nur die Tatsachen, die das Zentralpräsidium von Thu veröffentlicht sehen will. In Thu herrscht hundertprozentige Zensur. Der Staat ist alles, und alles für den Staat. Wohl kaum der richtige Platz für einen Odonier, oder nicht, Sir?«

»Und diese Zeitung?«

»Da habe ich wirklich keine Ahnung. Benbili ist ein unterentwickeltes Land. Da gibt es immer wieder Revolutionen.«

»Kurz ehe ich Abbenay verließ, bekamen wir auf der Wellenlänge des Syndikats eine Botschaft von einer Gruppe in Benbili herein. Sie nannten sich Odonier. Gibt es derartige Gruppen auch hier in A-lo?«

»Nicht daß ich wüßte, Dr. Shevek.«

Die Mauer. Inzwischen wußte Shevek genau, wann er wieder vor dieser Mauer stand. Die Mauer war der Charme, die Höflichkeit, die Gleichgültigkeit des jungen Mannes.

»Ich glaube, Sie haben Angst vor mir, Pae«, sagte er unvermittelt, aber freundlich.

»Angst vor Ihnen, Sir?«

»Ja, weil ich, durch meine Existenz, die Notwendigkeit des Staats widerlege. Aber was haben Sie zu fürchten? Ich will Ihnen nichts antun, Saio Pae, das wissen Sie. Ich persönlich bin absolut harmlos… Übrigens, ich bin kein Doktor. Wir benutzen keine Titel. Ich heiße Shevek.«

»Ich weiß, Sir. Tut mir leid. Nach unseren Begriffen klingt das jedoch respektlos. Es kommt mir einfach nicht richtig vor.« Verzeihung erwartend, entschuldigte er sich liebenswürdig.

»Können Sie mich denn nicht als Ihresgleichen akzeptieren?«

fragte Shevek und musterte den Jüngeren weder verzeihend noch

erzürnt.

Zum erstenmal war Pae sprachlos. »Aber ehrlich, Sir… Sie sind… na ja, wissen Sie, Sie sind schließlich ein bedeutender Mann und…«

»Ich sehe keinen Grund, weshalb Sie meinetwegen Ihre Gewohnheiten über den Haufen werfen sollten«, unterbrach ihn Shevek. »Es spielt keine Rolle. Ich dachte nur, Sie wären vielleicht froh, von etwas Überflüssigem befreit zu werden.«

Das tagelange Eingesperrtsein im Haus hatte in Shevek überschüssige Energien geweckt, und als er endlich frei war, ermüdete er seine Begleiter durch seinen ersten Eifer und den Wunsch, alles auf einmal zu besichtigen. Sie führten ihn durch die Universität, eine Stadt für sich, mit sechzehntausend Studenten und Lehrern. Mit ihren Dormitorien, Refektorien, Hörsälen, Versammlungsräumen und so weiter unterschied sie sich nicht allzu sehr von einer odonischen Gemeinde, nur, daß sie sehr alt, ausschließlich von männlichen Studenten besucht, unvorstellbar luxuriös und nicht föderativ, sondern von oben nach unten als Hierarchie organisiert war. Trotzdem vermittelt sie das Gefühl einer Kommune, dachte Shevek. Er mußte sich die Unterschiede mühsam ins Gedächtnis rufen.

In Mietwagen, fabelhaften Maschinen von bizarrer Eleganz und unglaublicher Bequemlichkeit, wurde er durchs Land gefahren. Es fuhren nicht mehr viele davon auf den Straßen; die Miete war hoch, und da man hohe Steuern dafür zahlen mußte, besaßen nur wenige Leute einen Privatwagen. Wären derartige Luxusartikel der Öffentlichkeit frei zugänglich, würden sie unersetzliche Naturressourcen erschöpfen oder mit ihren Abfallprodukten die Umwelt verschmutzen; daher wurden sie mittels strenger Einschränkung und Besteuerung unter Kontrolle gehalten. Seine Begleiter erläuterten all das voll Stolz. A-Io sei seit Jahrhunderten das führende Land in der Welt, was ökologische Kontrolle und sparsamen Umgang mit natürlichen Ressourcen anging. Die Exzesse des 9. Jahrtausends seien uralte Geschichte, ihre einzige Auswirkung heute noch die Knappheit an bestimmten Metallen, die man zum Glück vom Mond importieren könne.

Mit dem Auto oder der Bahn im Lande herumreisend, sah er Dörfer, Bauernhöfe, Städte; Festungen aus der Feudalzeit; die Ruinen von Ae, der uralten Hauptstadt eines Kaiserreichs, viertausend-vierhundertjahre alt. Er sah das Ackerland, die Seen und Berge der Provinz Avan, des Kernstücks von A-Io, und am nördlichen Horizont die Gipfel des Meitei-Gebirges, weiß, gigantisch. Die Schönheit der Landschaft und der Wohlstand der Bevölkerung war und blieb ein Wunder für ihn. Seine Begleiter hatten recht: Die Urrasti wußten ihre Welt zu nutzen. Als Kind hatte man ihn gelehrt, daß Urras eine schwärende Masse von Ungleichheit, Ungerechtigkeit und

Verschwendung sei. Doch alle Menschen, die er kennenlernte, und alle Menschen, die er sah, selbst noch im winzigsten Dorf, waren gut gekleidet, gut genährt und, im Gegensatz zu seinen Erwartungen, fleißig. Sie standen keineswegs finster herum und warteten, bis man ihnen befahl, etwas zu tun. Sie waren, genau wie die Anarresti, ununterbrochen damit beschäftigt, etwas zu tun. Das machte ihn nachdenklich. Er hatte immer angenommen, wenn man einen Menschen des natürlichen Anreizes zur Arbeit beraubte — seiner Initiative, seiner spontanen kreativen Energie und ihn durch eine äußerliche Motivation, einen äußerlichen Anreiz ersetzte, würde er zu einem trägen, nachlässigen Arbeiter werden. Doch dieses herrliche Ackerland, diese großartigen Autos und diese bequemen Züge wurden bestimmt nicht von nachlässigen Arbeitern gepflegt und gemacht. Offenbar war der Anreiz des *Profits* ein weit wirksamerer Ersatz für die natürliche Initiative, als man ihm stets hatte einreden wollen.

Gern hätte er mit einigen dieser kraftvollen, selbstsicher wirkenden Menschen, die er in den kleinen Ortschaften sah, gesprochen und sie zum Beispiel gefragt, ob sie sich selbst für arm hielten. Denn wenn diese Menschen arm waren, dann mußte er seine Auffassung dieses Begriffs revidieren. Doch nie schien die Zeit dafür auszureichen, stets wollten seine Begleiter ihm noch schnell etwas anderes zeigen.

Die übrigen Großstädte von A-Io lagen zu weit entfernt, um sie in einer Tagesfahrt zu erreichen, nach Nio Esseia jedoch, fünfzig Kilometer von der Universität entfernt, wurde er häufig gebracht. Dort wurde eine ganze Anzahl von Empfängen für ihn gegeben. Viel Spaß hatte er nicht daran, sie waren alles andere als das, was er sich unter einer Party vorstellte. Alle Leute waren überaus höflich und redeten eine Menge, aber nie über etwas Interessantes; und dabei lächelten sie so viel, daß es ausgesprochen angestrengt wirkte. Aber ihre Kleider waren phantastisch; sie schienen all die Fröhlichkeit, die sie selbst so sehr vermissen ließen, auf ihre Kleidung, ihre Nahrung, die vielen verschiedenen Drinks, die kostbare Einrichtung und die Ausstattung der Paläste übertragen zu haben, in denen die Empfänge stattfanden.

Man zeigte ihm die Sehenswürdigkeiten von Nio Esseia, einer Stadt mit fünf Millionen Einwohnern — ein Viertel der Bevölkerung seines eigenen Planeten. Sie brachten ihn zum Kapitolsplatz und zeigten ihm die riesigen Bronzetüren des Direktorats, des Regierungssitzes von AIo; er durfte einer Debatte im Senat und einer Ausschußsitzung der Direktoren beiwohnen. Man führte ihn in den Zoo, ins Nationalmuseum, ins Museum für Naturwissenschaft und Industrie. Sie zeigten ihm eine Schule, wo reizende Kinder in blauweißen Uniformen ihm die Nationalhymne von A-Io vorsangen. Sie zeigten ihm eine Fabrik für Elektronikteile, eine vollautomatische

Stahlgießerei und eine Kernverschmelzungsanlage, damit er sah, wie effizient eine propertaristische Volkswirtschaft ihre Fabrikations- und Stromversorgung zu handhaben wußte. Sie zeigten ihm eine staatliche Wohnsiedlung, damit er sah, wie gut der Staat für seine Bürger sorgte. Sie machten mit ihm eine Bootsfahrt die Flußmündung des Sua hinunter, wo es von Schiffen aus allen Winkeln des Planeten wimmelte. Sie gingen mit ihm in den Obersten Gerichtshof, wo er einen ganzen Tag lang zuhörte, wie Bürger- und Strafrechtsfälle abgehandelt wurden, ein Erlebnis, das ihn verwirrte und abstieß; aber man bestand darauf, daß er alles sah, was es zu sehen gab, und überall hingebracht wurde, wo er hin wollte. Als er sich ein wenig schüchtern erkundigte, ob er den Platz sehen dürfe, wo Odo beerdigt war, führten sie ihn geradenwegs zum alten Friedhof im Trans-Sua-Distrikt; ja, sie gestatteten sogar, daß ihn die Fotografen der minderwertigeren Presseorgane knipsten, wie er im Schatten des großen, alten Weidenbaums stand und den schlichten, gut gepflegten Grabstein betrachtete:

Laia Asieo Odo
698-769
Ganz sein ist Teil sein;

die wahre Reise ist die Wiederkehr.

Sie brachten ihn nach Rodarred, dem Sitz des Rates der Weltregierungen, wo er vor der Vollversammlung dieser Institution eine Ansprache halten sollte. Er hatte gehofft, dort einige Fremde kennenzulernen oder wenigstens zu sehen, die Botschafter von Terra oder von Hain, doch sein Terminkalender ließ das nicht zu. Er arbeitete seine Ansprache, eine Befürwortung der freien Kommunikation und der gegenseitigen Anerkennung zwischen der Neuen und der Alten Welt, gründlich aus. Sie wurde mit einem zehn Minuten währenden Beifallssturm honoriert. Die respektableren Wochenzeitschriften berichteten positiv darüber, nannten sie eine uneigennützige moralische Geste der Menschlichkeit und der Brüderlichkeit, dargeboten von einem großen Wissenschaftler brachten aber keine Auszüge daraus, ebensowenig wie die Massenpresse. Und Shevek hatte trotz des großen Beifalls das sonderbare Gefühl, daß niemand ihm richtig zugehört hatte.

Ihm wurden zahlreiche Privilegien und Zugang zu allen möglichen Stätten gewährt: zu den Lichtforschungslabors, dem Nationalarchiv, den Kerntechnologielabors, der Nationalbibliothek in Nio, dem Teilchenbeschleuniger in Meafed, der Raumforschungsstiftung in Drio. Und wenn auch fast alles, was er auf

Urras sah, seinen Wunsch, mehr zu sehen, weckte, waren mehrere Wochen Touristenleben schließlich genug: Es war alles so faszinierend, verblüffend und wunderbar, daß es ihm beinahe zuviel wurde. Er wollte sich ruhig in der Universität hinsetzen, arbeiten und eine Zeitlang über alles nachdenken. Nur eine einzige Bitte hatte er noch: Er wollte die Raumforschungsstiftung besichtigen. Pae schien erfreut darüber zu sein.

Vieles, was er in den letzten Wochen gesehen hatte, war überwältigend für ihn gewesen, weil es so alt war, Jahrhunderte, ja sogar Jahrtausende alt. Die Stiftung war im Gegensatz dazu neu, innerhalb der letzten zehn Jahre im üppigen, eleganten Stil jener Zeit erbaut. Die Architektur war eindrucksvoll. Ungeheuer viel Farbe war verwendet worden. Höhe und Abmessungen waren dramatisch übersteigert. Die Labors waren geräumig und luftig, die angeschlossenen Fabriken und Werkstätten hinter herrlichen neo-seatanischen Bogen- und Säulengängen untergebracht. Die Hangars glichen riesigen, vielfarbigen Kuppeln, durchsichtig und phantastisch. Die Männer, die hier arbeiteten, waren dagegen ruhig und nüchtern. Sie erlösten Shevek von seinen ständigen Begleitern und zeigten ihm die gesamte Stiftung, unter anderem jede experimentelle Phase des interstellaren Antriebssystems, an dem sie arbeiteten, von den Computern und den Zeichenbrettern bis zu einem halb fertigen Schiff, das gewaltig und beinahe unwirklich in dem orangefarbenen, violetten und gelblichen Licht dieses weiten geodätischen Hangars aussah.

»Ihr habt so viel«, wandte sich Shevek an den Ingenieur, der sich seiner angenommen hatte, einen Mann namens Oegeo. »Ihr habt so viel, damit ihr arbeiten könnt, und ihr arbeitet so großartig. Dies hier ist grandios — die Koordination, die Kooperation, der ganze Umfang des Unternehmens.«

»So was bringt ihr bei euch wohl nicht fertig, was?« gab der Ingenieur grinsend zurück.

»Raumschiffe? Unsere Raumflotte besteht aus den Schiffen, mit denen vor fast zweihundert Jahren die Siedler von Urras kamen; aus Schiffen, die hier auf Urras gebaut worden sind. Wenn wir ein ganz einfaches Schiff bauen wollen, um damit Getreide übers Meer zu befördern, einen Lastkahn, müssen wir ein Jahr vorausplanen, eine gewaltige Anstrengung für unsere Volkswirtschaft.«

Oegeo nickte. »Stimmt, wir haben alles, was dazu gehört. Aber, wissen Sie, Sie allein sind der Mann, der uns sagen kann, wann wir den ganzen Kram hier verschrotten sollen, einfach wegschmeißen.«

»Wegschmeißen? Was meinen Sie?«

»Überlichtgeschwindigkeitsflug«, erklärte Oegeo. »Transilienz. Die alten Physiker meinten, das wäre unmöglich. Die Terraner behaupten, es wäre unmöglich. Aber die Hainisch, die schließlich den Antrieb

erfunden haben, den wir jetzt benutzen, sagen, daß es doch möglich ist; nur wissen sie nicht genau, wie, weil sie von uns gerade erst die Temporalphysik lernen. Wenn jemand die Lösung dafür in der Tasche hat, irgend jemand auf den bekannten Welten, dann sind das offenbar Sie, Dr. Shevek.«

Shevek musterte ihn mit abweisendem Blick; seine hellen Augen waren hart und klar. »Ich bin Theoretiker, Oegeo. Kein Konstrukteur.«

»Wenn Sie die Theorie liefern, die Vereinigung der Sequenz und der Simultanität in einer allgemeinen Feldtheorie der Zeit, dann werden wir die Schiffe auch bauen. Und im selben Moment auf Terra oder Hain oder in der nächsten Galaxis ankommen, in dem wir von Urras starten! Diese lahme Kiste hier…«, er blickte hinüber zu dem gigantischen Skelett des in violettem und orangefarbenem Licht gebadeten, halbfertigen Schiffs, »ist dann so überholt wie ein Ochsenkarren.«

»Sie träumen genauso wie Sie bauen — grandios«, antwortete Shevek, immer noch abweisend und streng. Noch vieles andere hätten Oegeo und seine Kollegen ihm gern gezeigt, mit ihm diskutiert, doch kurz darauf sagte er mit einer Schlichtheit, die jede ironische Interpretation ausschloß: »Ich glaube, Sie sollten mich jetzt wohl wieder zu meinen Aufpassern zurückbringen.«

Sie gehorchten; voll Herzlichkeit verabschiedeten sie sich von ihm. Shevek stieg in den Wagen, kam dann aber noch einmal heraus. »Beinahe hätte ich es vergessen«, erklärte er. »Haben wir Zeit für eine einzige weitere Besichtigung in Drio?«

»Es gibt aber sonst nichts in Drio«, antwortete Pae, höflich wie immer und bemüht, seine Verärgerung über Sheveks fünfstündigen Ausflug mit den Ingenieuren zu kaschieren. »Ich hätte so gern das Fort gesehen.« »Welches Fort, Sir?«

»Ein altes Kastell aus der Zeit der Könige. Später wurde es als Gefängnis benutzt.«

»Dann ist es bestimmt längst abgerissen. Die Stiftung hat die gesamte Stadt neu erbaut.«

Als sie im Wagen saßen und der Chauffeur die Tür schloß, erkundigte sich Chifoilisk (wahrscheinlich ein weiterer Grund für Paes schlechte Laune): »Weshalb wollen Sie sich unbedingt noch ein Fort ansehen, Shevek? Von Ruinen müßten Sie doch allmählich genug haben.«

»In dem Fort von Drio hat Odo neun Jahre verbracht«, erwiderte Shevek. Seine Miene war seit dem Gespräch mit Oegeo verschlossen. »Nachdem Aufstand von 747. Sie hat dort die *Gefängnisbriefe* und die *Analogie* verfaßt.«

»Das wird wohl leider abgerissen sein«, meinte Pae voll Mitgefühl. »Drio war als Stadt schon fast todgeweiht. Die Stiftung hat es ganz

eingeebnet und völlig neu wiederaufgebaut.«

Shevek nickte. Doch als sie auf einer Straße am Fluß entlangfuhren, kamen sie kurz vor der Abzweigung nach Ieu Eun an einer Klippe hoch über einer Windung des Flusses Seisse vorbei, und auf dieser Klippe stand ein Bauwerk, wuchtig, halb zerstört, finster, mit zerfallenen Türmen aus schwarzem Stein. Ein krasser Gegensatz zu den prächtigen, heiteren Gebäuden der Raumforschungsstiftung, den eindrucksvollen Kuppeln, den lichten Fabriken, den sauberen Rasenflächen und Fußpfaden. Im Vergleich hierzu wirkten sie wie bunte Papierfetzen. »Das ist, glaube ich, das Fort«, erklärte Chifoilisk mit der Genugtuung, die er stets zeigte, wenn es ihm gelang, eine taktlose Bemerkung einzuschieben.

»Eine Ruine«, stellte Pae fest. »Wahrscheinlich leer.«

»Sollen wir anhalten und es uns näher ansehen, Shevek?« erkundigte Chifoilisk, bereit, an die Trennscheibe zu klopfen und den Chauffeur zum Anhalten aufzufordern.

»Nein«, antwortete Shevek.

Er hatte gesehen, was er sehen wollte. Es gab immer noch ein Fort in Drio. Er brauchte es nicht zu betreten und in den zerfallenen Mauern nach der Zelle zu suchen, in der Odo neun Jahre verbracht hatte. Er wußte, wie eine Gefängniszelle aussah.

Mit immer noch strenger und kalter Miene betrachtete er die schweren, dunklen Mauern, die jetzt fast senkrecht über dem Wagen aufragten. Ich bin schon sehr lange hier, sagte das Fort, und ich bin immer noch hier.

Als er nach dem Abendessen im Speisesaal des Lehrkörpers wieder in seine Suite zurückgekehrt war, setzte er sich allein vor den kalten Kamin. Es war Sommer in A-Io, es ging auf den längsten Tag des Jahres zu und war daher auch nach acht Uhr abends noch nicht dunkel. Der Himmel draußen, vor den Bogenfenstern, zeigte immer noch einen Hauch der Farbe, die er auf Urras tagsüber besaß, eines reinen, hellen Blaus. Die Luft war mild, duftete nach frisch geschnittenem Gras und regenfeuchter Erde. In der Kapelle, hinter dem Wäldchen, brannte Licht; ein leises Klingen von Musik hing in der leicht bewegten Luft. Kein Vogelgesang, sondern Menschenmusik. Shevek lauschte. Irgend jemand übte die Numerischen Harmonien auf dem Harmonium der Kapelle. Sie waren Shevek ebenso vertraut wie den Urrasti. Als Odo das Verhältnis der Menschen zueinander veränderte, hatte sie nicht versucht, die Grundlagen der Musik zu verändern. Das Notwendige hatte sie stets respektiert. Die Siedler von Anarres hatten die Gesetze der Menschen zurückgelassen, die Gesetze der Harmonie aber hatten sie mitgenommen.

Das große, stille Zimmer lag schweigend, stumm. Sheveks Blick wanderte — zu den herrlichen Doppelbögen der Fenster, zu den

schwach glänzenden Rändern des Parkettfußbodens, zu der kraftvollen, kaum noch erkennbaren Kurve des steinernen Rauchabzugs, zu den getäfelten, in ihren Proportionen so wunderbaren Wänden. Es war ein schöner, ein sehr menschlicher Raum. Es war ein sehr alter Raum. Dieses Haus, in dem die Professoren wohnten, war, wie man ihm gesagt hatte, im Jahr 540 erbaut worden, vor vierhundert Jahren also, zweihundertunddreißig Jahre vor der Besiedlung von Anarres. Generationen von Gelehrten hatten in diesem Zimmer gelebt, gearbeitet, diskutiert, gedacht, geschlafen und ihr Leben beendet, bevor Odo überhaupt geboren war. Seit Jahrhunderten klangen die Numerischen Harmonien über die Rasenflächen, durch das dunkle Laub der Bäume des Wäldchens herüber. Ich bin schon sehr lange hier, sagte das Zimmer zu Shevek, und ich bin noch immer hier. Was willst du hier?

Er wußte keine Antwort darauf. Er hatte kein Recht auf den Reichtum und die Schönheit dieser Welt, geschaffen und erhalten durch die Arbeit, die Hingabe und die Treue ihrer Menschen. Das Paradies gehört denjenigen, die es schaffen. Er paßte nicht hierher. Er war ein Grenzer, Angehöriger einer Rasse, die ihre Vergangenheit, ihre Geschichte leugnete. Die Siedler von Anarres hatten der Alten Welt und ihrer Vergangenheit den Rücken gekehrt und sich ausschließlich der Zukunft zugewandt. Doch so gewiß aus Zukunft Vergangenheit wird, so gewiß wird Vergangenheit wieder Zukunft. Zu leugnen bedeutet, nicht zu erreichen. Die Odonier, die Urras verließen, hatten unrecht getan, hatten in ihrem verzweifelten Mut unrecht daran getan, ihre Geschichte zu leugnen, die Möglichkeit einer Wiederkehr aufzugeben. Der Entdecker, der nicht zurückkehrt oder seine Schiffe zurückschickt, damit sie seine Berichte abliefern, ist kein Entdecker, sondern ein Abenteurer; und seine Söhne werden im Exil geboren.

Er hatte Urras liebengelernt; aber was nützte seine sehnsüchtige Liebe? Er gehörte nicht dazu. Doch er gehörte auch nicht zur Welt seiner Geburt.

Die Einsamkeit, das Bewußtsein der Isoliertheit, das ihn während der ersten Stunden an Bord der *Mindful* gequält hatte, kam wieder und zeigte ihm, daß dies sein wahrer Status war — ignoriert, unterdrückt, aber eindeutig.

Er war allein hier, weil er aus einer Volksgemeinschaft kam, die sich selbst exiliert hatte. Auf seiner eigenen Welt war er stets allein gewesen, weil er sich selbst von dieser Gemeinschaft exiliert hatte. Die Siedler hatten einen Schritt getan. Er selbst hatte deren zwei getan. Er stand allein, weil er das metaphysische Risiko auf sich genommen hatte.

Und er war so töricht gewesen, zu glauben, er könne zwei Welten

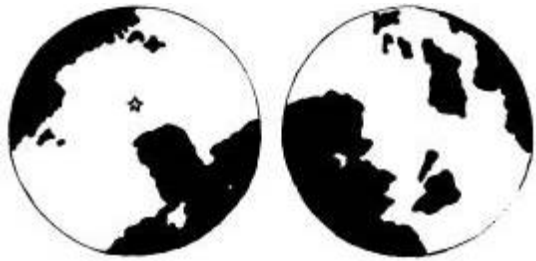
vereinigen, zu denen er nicht gehörte.

Das Blau des Nachthimmels vor den Fenstern zog seinen Blick an. Über dem dunklen Laub der Bäume und des Kapellentürmchens, über den dunklen Umrissen der Berge, die bei Nacht stets kleiner und ferne wirkten, stieg langsam ein Licht herauf, ein großer, weicher, heller Schimmer. »Mondaufgang«, dachte er dankbar, mit einem Gefühl alter Vertrautheit. Die Ganzheit der Zeit kennt keine Unterbrechung. Als Kind hatte er, mit Palat, vom Fenster des Wohnheims in Wide Plains den Mond aufgehen sehen; als Junge über seinen Heimatbergen; als junger Mann über der dürren Staubwüste; als Mann, mit Takver neben sich, über den Dächern von Abbenay.

Aber das war nicht dieser Mond gewesen.

Rings um ihn her bewegten sich die Schatten, er aber saß unbeweglich, während Anarres über den fremden Bergen aufging, voll, dunkelbraun und bläulich-weiß gefleckt, sanft leuchtend. Das Licht seiner Welt füllte seine leeren Hände.

4. Kapitel
Anarres



Die nach Westen wandernde Sonne auf seinem Gebiet weckte Shevek, als das Luftschiff hinter dem letzten hohen Paß der Ne Theras nach Süden abschwenkte. Er hatte fast den ganzen Tag verschlafen, ein Drittel seiner langen Reise. Die Nacht der Abschiedsparty lag eine halbe Welt weit hinter ihm. Er gähnte, rieb sich die Augen, schüttelte den Kopf, um das tiefe Dröhnen des Luftschiffmotors in seinen Ohren loszuwerden, und wurde dann vollends wach, als er merkte, daß die Reise beinahe zu Ende war, daß sie sich Abbenay näherten. Er preßte das Gesicht an das staubige Fenster, und tatsächlich, dort unten, zwischen zwei niedrigen, rostfarbenen Bergketten, lag ein großes, ummauertes Feld, der Hafen. Eifrig spähte er hinab, versuchte zu erkennen, ob ein Raumschiff auf der Rampe stand. So verabscheuenswert Urras auch war, es war immerhin eine andere Welt; und er wollte ein Schiff von einer anderen Welt sehen — einen Wanderer über den gähnenden Abgrund, ein von unbekannten, fremden Händen gefertigtes Ding. Aber es war kein Schiff im Hafen.

Die Frachter von Urras kamen nur achtmal pro Jahr und blieben eben lange genug, um ihre Ladung zu löschen und neue Fracht aufzunehmen. Sie waren keine willkommenen Besucher. Für einige Anarresti waren sie sogar eine ständig sich wiederholende Demütigung.

Sie brachten Erdöl und Petroleumprodukte, bestimmte hochwertige Maschinenteile und elektronische Halbfabrikate, die von der AnarrestiIndustrie noch nicht hergestellt werden konnten, sowie häufig eine neue Obstbaum- oder Getreideart zum Testen. Nach Urras kehrten sie dann voll Quecksilber, Kupfer, Aluminium, Uran, Zinn und Gold zurück. Das war für sie ein ausgezeichnetes Geschäft. Die Verteilung ihrer Frachten achtmal pro Jahr war für den Urrasti-Rat der Weltregierungen die Funktion mit dem größten Prestige und ein Hauptereignis der Urrasti-Weltaktienbörse. Die Freie Welt von Anarres

war in Wirklichkeit nichts anderes als eine Bergbaukolonie von Urras.

Eine bittere Tatsache. In jeder Generation, in jedem Jahr erklangen bei den PDK-Debatten in Abbenay heftige Proteste: »Warum setzen wir diese profitierischen Transaktionen mit den kriegslüsternen Propertariern fort?« Und stets kam von den kühler denkenden Köpfen die Antwort: »Es wäre für die Urrasti teurer, wenn sie ihr Erz selbst fördern müßten; deswegen überfallen sie uns nicht. Sobald wir jedoch das Handelsabkommen brechen, würden sie Gewalt gegen uns anwenden.« Ein Volk, das noch nie für etwas Geld bezahlt hat, begreift die Psychologie der Kosten, das Feilschen auf dem Marktplatz nur schwer. Ein sieben Generationen dauernder Friede hatte kein Vertrauen schaffen können.

Deswegen brauchte die Arbeitsgruppe mit der Bezeichnung ›Verteidigung‹ auch niemals um Freiwillige zu werben. Die Verteidigungsarbeit war zwar meisten teils so langweilig, daß sie auf Pravic nicht als Arbeit bezeichnet wurde — ein Wort, das übrigens Arbeit *und* Spiel bedeutete —, sondern als *kleggich,* als Plackerei. Die Verteidigungsarbeiter bemannten die zwölf alten Interplanetarschiffe, besorgten die Reparaturen an ihnen und hielten sie als Wachschiffe im Orbit; sie warteten Radar- und Radioteleskopantennen an einsamen Plätzen; sie machten monotonen Dienst im Hafen. Und dennoch gab es eine Warteliste. So pragmatisch die Ethik auch sein mochte, mit der die jungen Anarresti aufwuchsen, ihre Lebenskraft schäumte über, verlangte nach Altruismus, Selbstaufopferung, Möglichkeiten für die absolute Geste. Einsamkeit, Wachsamkeit, Gefahr, Raumschiffe: all das lockte mit seiner Romantik. Und es war reine Romantik, die Shevek dazu trieb, seine Nase am Fenster plattzudrücken, bis der leere Hafen unter dem Luftschiff zurückwich, und er war zutiefst enttäuscht, weil er nicht mal einen miesen Erzfrachter auf der Rampe entdeckt hatte.

Er gähnte noch einmal, reckte sich und sah dann in Fahrtrichtung hinaus. Das Luftschiff ließ die letzte, niedrige Kette der Ne Theras hinter sich. Vor ihm erstreckten sich, von den Gebirgszügen nach Süden, hell glänzend in der Nachmittagssonne, die weiten Hänge eines grünen Tals.

Genau wie seine Vorfahren sechstausend Jahre zuvor, starrte auch er voller Staunen darauf hinab.

Auf Urras hatten die Astronomen-Priester von Serdonou und Dhun im 3. Jahrtausend beobachtet, wie die Jahreszeiten die braungelbe Oberfläche des Schwesterplaneten veränderten, und hatten den Ebenen, Bergen und sonnenreflektierenden Meeren mystische Namen verliehen. Eine Region, die im neuen Mondjahr eher als alle anderen grün wurde, nannten sie Ans Hos, Garten der Seele: der Garten Eden von Anarres.

In späteren Millennien hatten Teleskope bewiesen, daß sie sich

nicht getäuscht haben. Ans Hos war tatsächlich die von der Witterung am meisten begünstigte Region auf Anarres; und das erste bemannte Schiff zum Mond war dort, auf dem grünen Fleck zwischen den Bergen und dem Meer, gelandet.

Aber das Paradies von Anarres erwies sich als knochentrocken, kalt und windig, und der Rest dieses Planeten war noch schlimmer. Die Entwicklung des Lebens war nicht über Fische und blütenlose Pflanzen hinausgegangen. Die Luft war so dünn wie die Luft auf Urras in sehr großen Höhen. Die Sonne brannte, der Wind war eisig, der Staub erstickend.

Zweihundert Jahre nach der ersten Landung war Anarres erforscht, kartographisch erfaßt, untersucht, aber nicht kolonisiert worden. Warum in eine Wüste ziehen, wo der Wind pfiff, wenn es in den herrlichen Tälern von Urras ausreichend Platz gab?

Aber es wurde Bergbau getrieben. Die Zeit des Raubbaus im neunten und Anfang des zehnten Jahrtausends hatte die Flöze von Urras erschöpft; und als die Raketentechnik perfektioniert wurde, war es billiger, auf dem Mond Minen auszubeuten, als die benötigten Metalle aus minderwertigen Erzen oder Meerwasser zu gewinnen. Im UrrastiJahr IX-738 wurde am Fuß der Ne-Thera-Berge, im alten Ans Hos, wo Quecksilber gefördert wurde, eine Siedlung angelegt. Sie nannten sie Anarresstadt. Aber es war gar keine richtige Stadt, denn es gab keine Frauen. Die Männer verpflichteten sich für zwei oder drei Jahre als Bergleute oder Techniker, dann kehrten sie auf die richtige Welt zurück.

Der Mond und seine Bergwerke standen unter der Gerichtsbarkeit des Rats der Weltregierungen; doch in der östlichen Hemisphäre des Mondes hatte das Land Thu ein kleines Geheimnis: eine Raketenbasis sowie eine Siedlung von Goldminenarbeitern mit Frauen und Kindern. Diese Leute lebten wirklich auf dem Mond, aber niemand außer ihrer eigenen Regierung wußte davon. Der Zusammenbruch jener Regierung im Jahre 771 führte zu dem im Rat der Weltregierungen vorgetragenen Vorschlag, den Mond der Internationalen Odoniergesellschaft zu schenken, sich mit einer ganzen Welt von ihnen loszukaufen, bevor sie die Autorität der Gesetze und die nationale Souveränität auf Urras untergraben konnten. Anarresstadt wurde evakuiert, und Thu schickte im Durcheinander des Regierungssturzes hastig ein paar letzte Raketen hinüber, um die Goldminenarbeiter abzuholen. Nicht alle entschlossen sich zur Heimkehr. Einigen gefiel es in der windigen Wüste.

Über zwanzig Jahre lang fuhren die zwölf den odonischen Siedlern vom Rat der Weltregierungen bewilligten Schiffe zwischen den Welten hin und her, bis jene Million Menschen, die sich für das neue Leben entschieden hatten, über den gähnenden Abgrund

geschafft worden waren.

Dann wurde der Hafen für Einwanderungen geschlossen und nur noch für die Frachter des Handelsabkommens geöffnet. Inzwischen aber hatte Anarresstadt einhunderttausend Einwohner und war in Abbenay umgetauft worden; das bedeutete in der neuen Sprache dieser neuen Gesellschaft ›Seele‹.

Ein wesentliches Element für diese Gesellschaft, deren Gründung sie nicht mehr erlebte, war in Odos Plänen die Dezentralisierung gewesen. Sie beabsichtigte allerdings nicht, die Zivilisation zu de-urbanisieren. So erklärte sie zwar, daß die Größe einer Kommune von der Erreichbarkeit von Nahrung und Strom in ihrer unmittelbaren Umgebung abhänge, wollte aber alle Kommunen durch Kommunikations- und Transportnetze miteinander verbinden, damit Güter und Ideen dorthin gelangen konnten, wo sie gebraucht und gewünscht wurden, damit die Verwaltung schnell und mühelos abgewickelt werden konnte und keine Kommune von diesem Austausch ausgeschlossen wurde. Aber das Netz sollte nicht hierarchisch angelegt werden; es sollte weder ein Kontrollzentrum noch eine Hauptstadt geben, keine Einrichtung für die sich selbst in ständiger Bewegung haltende Maschinerie der Bürokratie und die Herrschsucht einzelner, die Führer, Boß, Staatschef werden wollten.

Ihre Pläne basierten jedoch auf dem reichen Boden von Urras. Auf dem unfruchtbaren Anarres mußten die Kommunen in großer Entfernung voneinander angelegt werden, wenn sie genügend Ressourcen haben wollten, und nur wenige konnten sich selbst erhalten, sosehr sie auch ihre Vorstellung des Existenzminimums zurückschraubten. Sie schränkten sich tatsächlich stark ein — aber nur bis zu einer Grenze, die sie nicht unterschreiten wollten; sie wollten nicht zur vor-urbanen, vor-technologischen Stammeskultur zurückkehren. Sie wußten, daß ihr Anarchismus das Ergebnis einer hochentwickelten Zivilisation, einer komplexen, vielgestaltigen Kultur, einer stabilen Ökonomie und einer hochentwickelten, industrialisierten Technologie war, die für hohe Produktionszahlen und schnellen Transport der Waren sorgen konnte. So groß die Entfernungen zwischen den Siedlungen auch waren — sie hielten an dem Ideal des komplexen Organismus fest. Zuerst bauten sie Straßen, dann erst Häuser. Die speziellen Ressourcen und Produkte jeder Region wurden in einem komplizierten Ausgleichsprozeß ständig mit denjenigen anderer Regionen ausgetauscht: um das Gleichgewicht der Vielfalt zu wahren, welches das Charakteristikum des Lebens, der natürlichen und sozialen Ökologie darstellt.

Doch, wie sie im Modus der Analogie sagten, man kann kein Nervensystem besitzen, ohne wenigstens ein Ganglion, besser aber ein ganzes Gehirn zu haben. Es mußte also ein Zentrum geben. Die

Computer, die die Verwaltung, die Arbeitseinteilung und die Warenausgabe koordinierten, sowie die zentralen Föderativen der meisten Arbeitssyndikate befanden sich von Anfang an in Abbenay. Und von Anfang an war es den Siedlern klar, daß jene unvermeidliche Zentralisation eine ständige Bedrohung war, der man nur durch unaufhörliche Wachsamkeit begegnen konnte.

O Kind Anarchia, ewige Verheißung,
ewige Vorsicht;
ich lausche, lausche in der Nacht,
an der Wiege, tief wie die Nacht,
ob alles gut ist mit dem Kind.

Dies schrieb Pio Atean, der den Pravic-Namen Tober annahm, im vierzehnten Jahr der Besiedlung. Die ersten Bemühungen der Odonier, ihre neue Sprache, ihre neue Welt in Verse zu fassen, klangen steif, ungeschickt, rührend.

Abbenay aber, Kopf und Herz von Anarres, lag dort jetzt, auf der großen, grünen Ebene, vor dem Luftschiff.

Das leuchtendtiefe Grün der Felder war nicht zu verwechseln: eine Farbe, die für Anarres unnatürlich war. Nur hier und an der warmen Küste der Keran-See gediehen die Gewächse der Alten Welt. Überall sonst bestanden die Grundnahrungsmittel aus gemahlenem Holum und blassem Mene-Gras.

Als Shevek neun war, hatte seine nachmittägliche Aufgabe in der Schule darin bestanden, die Zierpflanzen der Gemeinde von Wide Plains zu pflegen, empfindliche ausländische Gewächse, die man wie Babys füttern und täglich in die Sonne tragen mußte. Er hatte einem alten Mann bei dieser friedlichen und mühevollen Arbeit geholfen, er hatte den Alten gemocht, die Pflanzen, den Schmutz und die Arbeit. Als er jetzt die Farben der Ebene von Abbenay sah, mußte er wieder an den Alten denken, an den Geruch von Fischöldünger und an die Farbe der ersten Blattknospen an den kleinen, kahlen Zweigen, an jenes klare, kräftige Grün.

In der Ferne sah er zwischen den leuchtenden Feldern einen langen weißen Streifen, der sich, als das Luftschiff näher kam, wie verschüttetes Salz in einzelne Blöcke auflöste.

Am Ostrand der Stadt blendete ihn eine Anzahl greller Blitze so stark, daß er die Augen schloß und sekundenlang nichts sehen konnte: Es waren die großen Parabolspiegel, welche die Sonnenhitze für die Raffinerien von Abbenay lieferten.

Das Luftschiff landete bei einem Frachtdepot am Südrand der Stadt, und Shevek machte sich auf, die Straßen der größten Kommune seiner Welt zu betreten.

Sie waren breit und sauber. Und schattenlos, denn Abbenay lag weniger als dreißig Grad nördlich des Äquators, und alle Häuser bis auf die dicken, kahlen Türme der Windturbinen waren flach. Die Sonne schien weiß am harten, dunklen, blau-violetten Himmel. Die Luft war klar und rein, ohne Rauch, ohne Feuchtigkeit. Alle Dinge waren von einer seltsamen Lebendigkeit, einer Schärfe an ihren Kanten und Ecken, einer besonderen Klarheit. Alles stand für sich allein.

Die Elemente, aus denen Abbenay bestand, waren die gleichen wie bei anderen odonischen Kommunen, nur in vielfacher Ausführung: Werkstätten, Fabriken, Wohnheime, Dormitorien, Lernzentren, Versammlungssäle, Verteilungsstellen, Depots, Refektorien. Die größeren Gebäude gruppierten sich häufig um freie Plätze und gaben damit der Stadt eine zellulare Grundstruktur: eine Teilkommune oder Nachbarschaft reihte sich an die andere. Schwerindustrie und Lebensmittelverarbeitungsbetriebe konzentrierten sich auf die Außenbezirke der Stadt, und die Zellularstruktur wiederholte sich insofern, daß verwandte Industriebetriebe häufig in einer Straße oder an einem Platz nebeneinanderlagen. Der erste derartige Bezirk, durch den Shevek kam, bestand aus einer Reihe von Plätzen; es war das Textilviertel, Holumfaserverarbeitungswerke, Spinnereien, Webereien, Färbereien sowie Tuch- und Kleiderverteilungsstellen; im Mittelpunkt jedes Platzes stand ein kleiner Stangenwald, der von oben bis unten mit Wimpeln und Fähnchen in allen Farben behängt war und stolz von der hier ansässigen Färberkunst zeugte. Die meisten Häuser dieser Kommune ähnelten sich: schlicht, solide, aus festem Stein oder gegossenem Schaumstein gebaut. Manche von ihnen kamen Shevek sehr groß vor, wegen der häufigen Erdbeben aber waren sie alle einstöckig. Aus demselben Grund waren die Fenster nur klein und aus einem widerstandsfähigen Silikon-Plastikmaterial, das bei Erschütterung nicht zersprang. Sie waren klein, aber es gab eine ganze Menge von ihnen, denn von einer Stunde vor Sonnenaufgang bis eine Stunde nach Sonnenuntergang wurde kein künstliches Licht geliefert. Und wenn die Außentemperatur zwölf Grad Celsius überstieg, wurden die Häuser auch nicht beheizt. Nicht etwa, weil Abbenay nicht genug Strom hatte; dafür sorgten die Windturbinen und die Erdtemperaturausgleichsgeneratoren, die ausreichend Wärme lieferten, doch das Prinzip organischer Sparsamkeit war für das Funktionieren der Gesellschaft viel zu wesentlich, um nicht die Ethik und Ästhetik grundlegend zu beeinflussen. »Überfluß ist Exkrement«, schrieb Odo in der *Analogie.* »Und Exkrement, das im Körper bleibt, ist Gift.«

Abbenay war völlig giftfrei: eine nackte Stadt, grell, die Farben hell und hart, die Luft rein. Es war sehr still. Man konnte alles sehen,

so leicht überschaubar — wie verschüttetes Salz.

Nichts war verborgen.

Die Plätze, die strengen Straßen, die niedrigen Gebäude, die offenen Arbeitshöfe waren voller Vitalität und Aktivität. Während Shevek dahinwanderte, war er umgeben von anderen Menschen, die gingen, arbeiteten, redeten, von vorübereilenden Gesichtern, von rufenden, schwatzenden, singenden Stimmen, von lebendigen Menschen, von Menschen, die etwas taten, von Menschen, die unterwegs waren. Werkstätten und Fabriken begrenzten die Plätze und die offenen Höfe, und überall standen die Türen offen. Er kam an einer Glasbläserei vorbei, wo ein Arbeiter gerade einen großen, geschmolzenen Klumpen so lässig heraushob, wie ein Koch Suppe serviert. Daneben wurden in einem Hof Schaumsteine gegossen; der Vorarbeiter, eine kräftige Frau in einem vom Steinstaub weißen Kittel, überwachte den Guß mit lauter Stimme und einem gewaltigen Wortschwall. Dann kam eine kleine Drahtfabrik, eine Distriktwäscherei, ein Lautenbauer, der Musikinstrumente fertigte und reparierte, die Distriktverteilungsstelle für Kleinwaren, ein Theater, eine Ziegelei. Das Leben, das überall herrschte, war faszinierend und spielte sich vor aller Augen ab. Kinder tobten herum, einige halfen den Erwachsenen, andere backten Kuchen aus Matsch, wieder andere spielten auf der Straße, eins hockte auf dem Dach des Lernzentrums und hatte die Nase tief in ein Buch gesteckt. Der Drahtzieher hatte seine Werkstatt mit fröhlichen Weinranken aus bemaltem Draht geschmückt. Der aus der Wäscherei quellende Dampf und die laut geführte Unterhaltung, die durch die offenen Türen drang, waren überwältigend. Keine Tür war versperrt, nur wenige geschlossen. Keine Tarnung, keine Werbung. Es lag alles offen da, die ganze Arbeit der Stadt, das ganze Leben der Stadt, offen für das Auge und für die Hand. Und dann und wann kam mit schrillender Glocke ein menschenüberfülltes Vehikel die Depotstraße heruntergejagt, mit Menschentrauben, die sich an die Haltestangen klammerten, während alte Frauen wütend schimpften, wenn es an ihrer Haltestelle nicht bremste, ein kleiner Junge auf einem selbstgebauten Dreirad wie wahnsinnig hinterherstrampelte und an den Kreuzungen ein blauer Funkenregen herabsprühte: als staue sich die ruhige, doch intensive Vitalität der Straßen von Zeit zu Zeit bis zu einem Entladungspunkt auf und explodiere mit Krach, blauem Geknatter und dem Geruch von Ozon. Das waren die Omnibusse von Abbenay, und wenn sie vorbeifuhren, hätte man ihnen am liebsten zugejubelt.

Die Depotstraße endete auf einem großen, luftigen Platz, wo noch fünf andere Straßen sternförmig auf einen dreieckigen Park mit Gras und Bäumen zu liefen. Die meisten Parks auf Anarres waren Spielplätze, beschüttet mit Erde oder Sand sowie einer Anpflanzung

von Kriech- und Baumholum. Dieser hier war ganz anders. Shevek überquerte den leeren Platz und betrat den Park, angelockt, weil er ihn so oft schon auf Bildern gesehen hatte und weil er die fremden Bäume, die Urrasti-Bäume, aus der Nähe betrachten, das Grün dieser unzähligen Blätter erleben wollte. Die Sonne ging unter, der Himmel war weit und klar, wurde im Zenit zu dunklem Purpur, ließ hinter der dünnen Atmosphäre das Schwarz des Weltraums ahnen. Aufmerksam, wachsam trat er unter die Bäume. Waren sie nicht Verschwendung, diese vielen Blätter? Der Baumholum kam sehr gut aus damit, mit seinen Nadeln, und auch davon nicht allzu vielen. War dieses üppige Laub nicht reiner Überfluß, Exkrement? Solche Bäume gediehen nur auf fettem Boden, bei ständiger Bewässerung und sorgfältiger Pflege. Er mißbilligte diese Üppigkeit, diese Verschwendung. Er wanderte unter den Bäumen dahin. Das fremde Gras unter seinen Füßen war weich. Es war, als gehe man auf lebendigem Fleisch. Hastig wich er auf den Pfad zurück. Über ihm streckten die Bäume ihre dunklen Äste aus, hielten ihre zahlreichen, breiten, grünen Hände über ihn. Ehrfurcht erfaßte ihn. Er fühlte sich gesegnet, obwohl er nicht um einen Segen gebeten hatte.

Ein Stück vor ihm, den dunkler werdenden Pfad entlang, saß auf einer Steinbank eine Gestalt und las.

Langsam ging Shevek darauf zu. Vor der Bank blieb er stehen und betrachtete die Gestalt, die in dem grün-goldenen Dämmerlicht unter den Bäumen mit über das Buch gebeugtem Kopf dasaß. Es war eine Frau von fünfzig oder sechzig Jahren, seltsam gekleidet, das Haar im Nacken zum Knoten geschlungen. Die linke Hand, ans Kinn gehoben, verbarg fast ganz ihren strengen Mund, die Rechte lag auf den Papieren, die sie im Schoß festhielt. Sie waren schwer, diese Papiere; die kalte Hand, die auf ihnen lag, war ebenfalls schwer. Es dunkelte rasch, aber sie blickte nicht auf. Sie las die Druckfahnen ihres Buchs *Der Sozialorganismus.*

Shevek betrachtete Odo lange, dann setzte er sich neben sie auf die Bank.

Status war ihm kein Begriff, und auf der Bank war Platz genug. Ihn trieb ein Impuls unschuldiger Kameradschaft.

Er betrachtete das kraftvolle, traurig-sinnende Profil und dann die Hände, Hände einer alten Frau. Er blickte in die verschatteten Zweige hinauf. Zum erstenmal in seinem Leben begriff er, daß Odo, deren Gesicht ihm seit seiner Kindheit vertraut war, deren Ideen in seinen Gedanken und in den Gedanken aller, die er kannte, einen zentralen Platz einnahmen, daß Odo selbst nie einen Fuß auf Anarres gesetzt hatte: daß sie gelebt hatte, gestorben war und begraben lag im Schatten grün belaubter Bäume, in phantastischen Städten, unter Menschen, die unbekannte Sprachen sprachen, auf einer anderen

Welt. Odo war eine Fremde: eine Verbannte.

Der junge Mann saß im Zwielicht neben der Statue, fast so still und reglos wie diese.

Endlich merkte er, wie dunkel es geworden war, stand auf und wanderte, sich nach dem Weg erkundigend, durch die Straßen zum Zentralinstitut für Naturwissenschaften.

Es war nicht weit; er kam dort an, kurz nachdem das Licht ausgegangen war. In dem kleinen Büro beim Eingang saß eine Nachtwache und las. Er mußte an die offene Tür klopfen, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. »Shevek«, stellte er sich vor. Es war der Brauch, das Gespräch mit einem Fremden zu eröffnen, indem man seinen Namen nannte — als eine Art Anhaltspunkt für den anderen. Mehr Anhaltspunkte konnte man nicht bieten. Es gab weder Ränge noch Bezeichnungen für Ränge, keine konventionellen respektvollen Anredeformen.

»Kokvan«, sagte die Frau ihrerseits. »Wolltest du nicht schon gestern kommen?«

»Der Fahrplan des Frachtluftschiffs wurde geändert. Gibt es in den Dormitorien irgendwo ein Bett für mich?«

»Nummer 46 steht leer. Über den Hof, das Gebäude links. Hier ist übrigens eine Nachricht von Sabul für dich. Er will, daß du ihn am Vormittag im Physikbüro aufsuchst.«

»Danke«, antwortete Shevek und ging über den weiten, gepflasterten Hof, in der Hand sein Gepäck, einen Wintermantel und ein Paar Reservestiefel. In den Zimmern rings um das Hof-Quadrat brannte Licht. Er hörte Gemurmel, ein Zeichen für die Anwesenheit von Menschen in all der Stille. Irgend etwas rührte sich in der klaren, frischen Luft des Stadtabends, eine Ahnung von Erleben, von Verheißung.

Die Abendbrotzeit war noch nicht vorbei, also machte er schnell einen Umweg über das Refektorium des Instituts, um zu sehen, ob er noch etwas zu essen bekam. Wie er feststellte, stand sein Name bereits auf der Liste, und das Essen war ausgezeichnet. Sogar ein Dessert gab es: eingemachte Früchte. Shevek liebte Süßigkeiten, und da er zu den letzten im Speisesaal gehörte und viel Obst übriggeblieben war, nahm er sich eine zweite Portion. Er aß allein an einem kleinen Tisch. An den größeren Tischen in der Nähe diskutierten Gruppen junger Leute über ihren leergegessenen Tellern; sie unterhielten sich über das Verhalten von Argon bei sehr niedrigen Temperaturen, das Verhalten eines Chemielehrers bei einem Kolloquium, die mutmaßlichen Krümmungen der Zeitlinie. Mehrmals sahen Leute zu ihm herüber; aber sie kamen nicht und sprachen ihn nicht an, wie die Leute es in einer kleinen Kommune tun würden; ihre Blicke waren nicht unfreundlich, höchstens vielleicht ein wenig herausfordernd.

Er fand Zimmer 46 in einem langen Korridor mit geschlossenen Türen. Offenbar waren es allesamt Einzelzimmer, deswegen fragte er sich, warum die Nachtwache ihn hierhergeschickt hatte. Seit er zwei Jahre alt war, hatte er immer in Dormitorien geschlafen, in Zimmern mit vier bis zehn Betten. Er klopfte an die Tür von Nummer 46. Schweigen. Er öffnete die Tür. Es war ein kleines Einzelzimmer, leer, schwach beleuchtet durch das vom Korridor hereinfallende Licht. Er machte die Lampe an. Zwei Stühle, ein Schreibtisch, ein abgenutzter Rechenschieber, ein paar Bücher und, sauber auf der Bettplattform zusammengefaltet, eine handgewebte, orangefarbene Decke. Die Nachtwache mußte sich geirrt haben; hier wohnte jemand anders. Er schloß die Tür. Dann öffnete er sie wieder, um die Lampe auszumachen. Auf dem Schreibtisch unter der Lampe lag eine Nachricht, gekritzelt auf einen abgerissenen Papierfetzen: »Shevek, Physikbüro vormittag 2-4-1-154. Sabul.«

Er legte seinen Mantel auf einen Stuhl, stellte die Stiefel auf den Fußboden. Eine Weile blieb er stehen und las die Titel der vorhandenen Bücher, Standardwerke über Physik und Mathematik, grün gebunden, mit dem Kreis des Lebens auf dem Einband. Er hängte seinen Mantel in die Schranknische und verstaute seine Stiefel. Vorsichtig zog er den Vorhang der Schranknische zu. Er ging zur Tür: vier Schritte. Zögernd blieb er noch eine Minute lang stehen, dann schloß er zum erstenmal in seinem Leben die Tür eines eigenen Zimmers.

Sabul war ein kleiner, untersetzter, unordentlicher Mann von etwa vierzig Jahren. Sein Gesichtshaar war dunkler und gröber als gewöhnlich und verdichtete sich am Kinn zu einem richtigen Bart. Er trug eine schwere Winterübertunika, und zwar, nach ihrem Zustand zu urteilen, bereits seit dem vergangenen Winter; die Ärmelränder waren speckig und schwarz von Schmutz. Sein Verhalten war schroff und übellaunig. Genau wie er auf Papierfetzen schrieb, sprach er in Wortfetzen. Er knurrte. »Du mußt lotisch lernen«, knurrte er Shevek an.

»lotisch?«

»Ich sagte, *lotisch.«*

»Aber wozu?«

»Damit du die Urrasti-Physiker lesen kannst! Atro, Baisk, und so weiter. Niemand hat sie je in Pravic übersetzt, wird wohl auch keiner mehr tun. Ungefähr sechs Personen auf Anarres sind in der Lage, sie zu verstehen. In irgendeiner Sprache.«

»Woher soll ich lotisch lernen?«

»Mit einer Grammatik und einem Wörterbuch!«

Shevek ließ sich nicht einschüchtern. »Und wo finde ich die?«

»Hier«, knurrte Sabul. Er wühlte in den unordentlichen Regalen

voll kleiner, grün gebundener Bücher. Seine Bewegungen waren abrupt und gereizt. Auf einem der unteren Regale fand er zwei dicke, ungebundene Bücher und warf sie auf den Schreibtisch. »Sag mir Bescheid, wenn du Atro auf lotisch lesen kannst. Bis dahin kann ich nichts mit dir anfangen.«

»Welche Art von Mathematik benutzen diese Urrasti?«

»Keine, die du nicht bewältigen kannst.«

»Arbeitet hier jemand in Chronotopologie?«

»Ja, Turet; du kannst ihn fragen. Seine Vorlesungen brauchst du nicht zu besuchen.«

»Ich wollte Gvarabs Vorlesungen hören.«

»Wozu?«

»Ihre Arbeit über Frequenz und Zyklus…«

Sabul setzte sich, stand wieder auf. Er war rastlos bis zur Unerträglichkeit, rastlos, aber unerbittlich, hart. »Zeitverschwendung. In der Sequenztheorie bist du viel weiter als die Alte, und ihre übrigen Ideen sind Mist.«

»Ich interessiere mich für die Simultaneitätsprinzipien.«

»Simultaneität! Was für einen Profitlerquatsch bringt euch Mitis da oben eigentlich bei?« Der alte Physiker war wütend, seine Schläfenadern unter dem groben, kurzen Haar schwollen.

»Ich habe selbst einen Arbeitskreis dafür gegründet.«

»Kinderkram! Werd endlich erwachsen! Jetzt bist du hier. Und hier wird *Physik* gearbeitet, nicht Religion! Hör endlich auf mit dem Mystizismus und werde erwachsen! Wie lange wird es dauern, bis du lotisch kannst?«

»Bis ich Pravic konnte, habe ich einige Jahre gebraucht«, antwortete Shevek. Seine gedämpfte Ironie war auf Sabul restlos verschwendet.

»Ich hab's in zehn Dekaden geschafft. Gut genug, jedenfalls, um Tos *Introduction* zu lesen. Ach, verflixt, du brauchst ja einen Text, an dem du dich versuchen kannst. Na ja, nehmen wir das. Hier. Moment!« Er wühlte in einer überquellenden Schublade und zog schließlich ein Buch hervor, ein seltsam aussehendes Buch, blau gebunden, ohne den Kreis des Lebens auf dem Einband. Der Titel war in Goldlettern geprägt und lautete *Poilea Afioite,* was ihm überhaupt nichts sagte, und die Form einiger Buchstaben war ihm fremd. Shevek starrte das Bändchen an, nahm es Sabul aus der Hand, schlug es aber nicht auf. Endlich hielt er es in der Hand, das Ding, das er immer schon hatte sehen wollen, das außerweltliche Artefakt, die Botschaft von einer anderen Welt!

Er dachte an das Buch, das Palat ihm gezeigt hatte, das Buch der Zahlen.

»Wenn du das lesen kannst, komm wieder«, knurrte Sabul.

Shevek wandte sich zum Gehen. Sabuls Knurren wurde lauter: »Behalte diese Bücher nur für dich, hörst du? Sie sind nicht für den Allgemeingebrauch.«

Der junge Mann blieb stehen, drehte sich um und sagte nach einem Moment mit seiner ruhigen, etwas scheuen Stimme: »Wie bitte?«

»Gib sie keinem anderen zu lesen!«

Shevek schwieg.

Sabul stand wieder auf und trat ganz dicht vor ihn hin. »Hör mal. Du bist jetzt Mitglied des Zentralinstituts für Naturwissenschaften, ein Physiksyndik, du arbeitest mit mir zusammen, mit Sabul. Hast du das kapiert? Privilegien sind eine große Verantwortung. Stimmt's?«

»Ich soll mir Wissen aneignen, das ich nicht teilen darf«, faßte Shevek nach einer kurzen Pause zusammen. Er sagte es, als handle es sich um einen Behauptungssatz in der Logik.

»Wenn du auf der Straße ein Paket mit Sprengstoffzündern fändest würdest du sie mit jedem Kind ›teilen‹, das zufällig vorbeikommt? Diese Bücher sind Sprengstoff. Kannst du mir jetzt folgen?«

»Ja.«

»Na schön.« Sabul wandte sich ab, aufgebracht von einem Zorn, der nicht spezifisch, sondern endemisch zu sein schien. Shevek ging, behutsam, voller Abscheu und überwältigender Neugier, seinen Sprengstoff unter dem Arm tragend.

Er machte sich an die Arbeit und lernte lotisch. Er arbeitete, Sabuls Ermahnung folgend, und weil es ihm ganz natürlich vorkam, allein zu arbeiten, allein in Zimmer 46.

Schon seit seiner frühesten Jugend wußte er, daß er in gewisser Weise anders war als alle, die er kannte. Für ein Kind ist die Erkenntnis, anders zu sein, überaus schmerzhaft, da es dieses Anderssein aufgrund der Tatsache, daß es noch nichts geleistet hat und noch nicht fähig ist, etwas zu leisten, nicht rechtfertigen kann. Die einzige Hilfe, die es für ein solches Kind gibt, ist die zuverlässige und liebevolle Gegenwart von Erwachsenen, die auf ihre eigene Art und Weise ebenfalls anders sind, aber die hatte Shevek nicht gehabt. Sein Vater war zwar hundertprozentig zuverlässig und liebevoll gewesen: Was immer Shevek war und was immer er tat — Palat hatte es gutgeheißen und sich loyal verhalten. Aber Palat trug nicht diesen Fluch des Andersseins. Er war wie die anderen, wie alle anderen, denen das Gemeinschaftsleben so leichtfiel. Er liebte Shevek, aber er konnte ihm nicht zeigen, was Freiheit ist, jenes Respektieren der Einsamkeit eines Mitmenschen, das allein die Kluft überbrücken kann.

Daher war Shevek an innere Einsamkeit gewöhnt, die nur von den tagtäglichen zufälligen Kontakten und Begegnungen des

Kommunenlebens und von der Kameradschaft seiner wenigen Freunde ein wenig erleichtert wurde. Hier in Abbenay aber hatte er keine Freunde, und da er nicht in ein Dormitorium gesteckt wurde, schloß er auch keine Freundschaften. Mit seinen zwanzig Jahren war er sich der Absonderlichkeiten seines Verstandes und Charakters zu sehr bewußt, um mitteilsam zu sein; er war in sich gekehrt und reserviert; und seine Kommilitonen, die spürten, daß seine Zurückhaltung echt war, versuchten nur selten, an ihn heranzutreten.

Die Abgeschlossenheit seines Zimmers wurde ihm schon bald teuer. Er genoß diese totale Unabhängigkeit und verließ das Zimmer nur zum Frühstück und zum Abendessen im Refektorium — oder zu einem flotten, alltäglichen Spaziergang durch die Straßen der Stadt, um seine Muskeln zu beruhigen, die bisher stets an Bewegung gewöhnt waren. Dann hieß es, zurück ins Zimmer 46 und zu der iotischen Grammatik. Einmal pro Dekade wurde er zu der üblichen, alle zehn Tage abzuleistenden Arbeit für die Kommune aufgerufen; aber die Leute, mit denen er da zusammen schuftete, waren Fremde und nicht gute Bekannte, wie es in einer kleinen Kommune der Fall gewesen wäre, so daß diese Tage der körperlichen Arbeit keine psychologische Unterbrechung seiner Isolation und seiner Fortschritte in lotisch bedeutete.

Die Grammatik selbst, kompliziert, unlogisch und schematisch, machte ihm Spaß. Als er sich ein Grundvokabular eingepaukt hatte, ging es mit dem Lernen schnell, denn er wußte ja, was er las; er kannte die einzelnen Gebiete und die Ausdrücke, und wann immer er irgendwo steckenblieb, halfen ihm entweder seine Intuition oder eine mathematische Gleichung weiter. Aber nicht alles, wo er dann ankam, war ihm vertraut. Tos *Einführung in die Temporal*physik war keineswegs ein Handbuch für Anfänger. Als er sich bis zur Mitte des Werks durchgearbeitet hatte, las Shevek längst nicht mehr lotisch, sondern schlicht und einfach Physik; und er verstand, warum Sabul ihm die Lektüre der Urrasti-Physiker als erste aufgegeben hatte. Denn sie waren allem, was auf Anarres während der letzten zwanzig bis dreißig Jahre getan worden war, weit voraus. Die hervorragendsten Erkenntnisse, die Sabul in seinen eigenen Arbeiten über Sequenz niedergelegt hatte, waren in Wirklichkeit ungekennzeichnete Übersetzungen aus dem lotischen.

Er arbeitete sich durch die anderen Bücher, die Sabul ihm gab, zumeist Hauptwerke zeitgenössischer Urrasti-Physiker. Sein Leben glich immer mehr dem eines Einsiedlers. Er betätigte sich nicht im Studentensyndikat, er besuchte nicht die Versammlungen anderer Syndikate oder Föderationen — nur die der trägen Physikföderation. Die Versammlungen derartiger Gruppen, Träger sowohl sozialer Tätigkeit als auch der Geselligkeit, waren in kleinen Kommunen der

Rahmen, in dem das Leben stattfand; hier aber, in der Großstadt, schienen sie kaum Bedeutung zu besitzen. Der einzelne war nicht wichtig für sie; es gab stets andere, die bereit waren, einzuspringen und ihre Sache gut machten. Von dem zehntäglichen Arbeitsdienst und den üblichen Hausmeisterpflichten in seinem Wohnheim und den Labors abgesehen, gehörte Sheveks Zeit ausschließlich ihm allein. Häufig verzichtete er auf Leibesübungen, gelegentlich sogar auf Mahlzeiten. Nie aber verpaßte er eine Vorlesung, die ihm besonders wichtig war: Gvarabs Vorträge über Frequenz und Zyklus.

Gvarab war so alt, daß ihre Gedanken oft abschweiften. Die Teilnahme an ihren Vorlesungen war gering und unregelmäßig. Daher fiel ihr schon bald der schmale Junge mit den großen Ohren als ihr einziger ständiger Zuhörer auf. Und sie begann nur für ihn zu sprechen. Die hellen, ruhigen, intelligenten Augen begegneten ihrem Blick, beruhigten sie, weckten sie; sie fand zu ihrer alten Brillanz zurück, zu ihrer verlorenen Vorstellungskraft. Sie wagte Höhenflüge, und die anderen Studenten im Hörsaal, verwirrt, verstört, ja sogar verängstigt, wenn sie Verstand genug hatten, um verängstigt zu sein, horchten auf. Gvarab sah ein weit größeres Universum als die meisten anderen, und davor schlossen sie geblendet die Augen. Der helläugige Junge dagegen beobachtete sie gelassen. In seinem Gesicht sah sie ihre eigene Freude. Was sie darbot, was sie ihr ganzes Leben lang dargeboten hatte, was nie ein Mensch mit ihr geteilt hatte, das nahm er hin, teilte es mit ihr. Er war, über die Kluft von fünfzig Jahren hinweg, ihr Bruder, ihre Erfüllung.

Wenn sie sich im Physikbüro oder dem Speisesaal begegneten, begannen sie manchmal sofort über Physik zu sprechen, zu anderen Zeiten jedoch reichte Gvarabs Energie dafür nicht aus; dann wußten sie sich nur wenig zu sagen, denn die alte Frau war ebenso scheu wie der junge Mann. »Du ißt nicht genug«, schalt sie ihn wohl. Er lächelte dann, und seine Ohren wurden rot. Keiner von beiden wußte mehr zu sagen.

Als Shevek ein halbes Jahr im Institut war, gab er Sabul einen drei Seitenlangen Aufsatz mit dem Titel *Eine Kritik der Hypothese Atros über die unendliche Sequenz.* Nach einer Dekade gab Sabul sie ihm zurück und knurrte: »Übersetz das ins lotische.«

»Ich hatte es zum größten Teil in lotisch geschrieben«, antwortete Shevek. »Denn ich benutzte ja Atros Terminologie. Ich werde das Original kopieren. Aber wozu?«

»Wozu? Damit dieser verdammte Profitler Atro es lesen kann! Am fünften der kommenden Dekade geht ein Schiff.«

»Ein Schiff?«

»Ein Frachter von Urras.«

Auf diese Weise entdeckte Shevek, daß nicht nur Petroleum und

Quecksilber zwischen den beiden getrennten Welten ausgetauscht wurden, und nicht nur Bücher wie diejenigen, die er gelesen hatte, sondern auch Briefe. Briefe! Briefe an Propertarier, an Untertanen von Regierungen, die auf der Ungleichheit der Macht fußten, an Personen, die entweder von anderen ausgebeutet wurden oder selbst Ausbeuter waren, denn sie waren ja damit einverstanden, Elemente in der Staatsmaschine zu sein. Tauschten derartige Menschen tatsächlich auf unaggressive und freiwillige Art und Weise mit freien Menschen Ideen aus? Konnten sie wirklich Gleichheit akzeptieren und an intellektueller Solidarität teilnehmen, oder versuchten sie nur zu dominieren, ihre Macht zu festigen, zu besitzen? Der Gedanke, tatsächlich mit einem Propertarier Briefe auszutauschen, beunruhigte ihn; aber es wäre doch interessant, mal festzustellen…

In diesem ersten halben Jahr in Abbenay waren so viele neue Dinge auf ihn eingestürmt, daß er einsah, wie naiv er gewesen — und möglicherweise noch immer war: kein leichtes Eingeständnis für einen intelligenten jungen Mann.

Die erste, und immer noch die am schwersten zu akzeptierende Neuentdeckung war die, daß man von ihm verlangte, lotisch zu lernen und sein Wissen für sich selbst zu behalten: eine Situation, die so neu und moralisch so verwirrend für ihn war, daß er sie noch nicht ganz verarbeitet hatte. Doch gewiß schadete er niemandem damit, sagte er sich, daß er dieses Wissen nicht mit anderen teilte. Andererseits — was konnte es den anderen schaden, wenn sie wußten, daß er lotisch verstand und daß sie es ebenfalls lernen konnten? Die Freiheit lag doch weit eher in der Offenheit denn in der Geheimhaltung, und Freiheit rechtfertigt jedes Risiko. Und er sah nicht mal ein Risiko darin. Er überlegte, ob Sabul diese neue Urrasti-Physik für sich *privat* behalten wollte, um sie zu besitzen, als Eigentum, als Quelle der Macht über seine Kollegen auf Anarres. Doch dieser Gedanke lag Sheveks gewohnter Denkweise so fern, daß er sogar Schwierigkeiten hatte, ihn in seinem eigenen Kopf deutlich zu formen, und als es ihm dann gelang, unterdrückte er ihn sofort voller Verachtung als eine zutiefst abstoßende Idee.

Dann war da noch sein Einzelzimmer, ein weiterer moralischer Stachel. Wenn man als Kind in einem Einzelzimmer schlief, so bedeutete das, daß man die anderen im Schlafsaal so lange gestört hatte, bis sie einen nicht mehr ertragen konnten; man hatte egoisiert. Einsamkeit war gleichzusetzen mit Ungnade. Im Erwachsenenleben lag der Hauptgrund für die Benutzung eines Einzelzimmers im Sexualleben. Jedes Wohnheim hatte eine Anzahl Einzelzimmer, und Paare, die kopulieren wollten, benutzten diese freien Einzelzimmer für eine Nacht, eine Dekade oder so lange sie wollten. Ein Paar, das eine Partnerschaft einging, bezog ein Doppelzimmer; in einer kleinen

Kommune, wo kein Doppelzimmer zur Verfügung stand, bauten sie oft eins an ein Ende des Wohnheims an, und so entstanden langgezogene Gebäude, die jeweils um ein Zimmer wuchsen. Von der sexuellen Paarung abgesehen, gab es keinen Grund dafür, nicht in einem Dormitorium zu übernachten. Man konnte zwischen kleinen und großen wählen, und wenn einem die Schlafkameraden nicht paßten, konnte man in ein anderes Dormitorium umziehen. Jedermann hatte die Werkstatt, das Labor, das Atelier, die Scheune oder das Büro, das er für seine Arbeit brauchte; in den Bädern konnte man sich zurückziehen oder sich in aller Öffentlichkeit reinigen; sexuelle Zurückgezogenheit war stets möglich und wurde von der Gesellschaft erwartet; darüber hinaus war Zurückgezogenheit jedoch nicht funktionell, war sie Überfluß, Verschwendung. Die Volkswirtschaft von Anarres versorgte Einzelhäuser und -wohnungen weder mit Baumaterial noch mit Wartung, Heizung oder Licht. Ein Mensch, der von Natur aus ungesellig war, mußte sich aus der Gesellschaft entfernen und für sich selbst sorgen. Das stand ihm frei. Er konnte sich ein Haus bauen, wo immer er wollte (nur wenn er dabei einen schönen Blick verbauen oder ein fruchtbares Stück Land verderben wollte, setzten ihn die Nachbarn unter Druck, bis er es vorzog, zu verschwinden). In den Randzonen der älteren Anarresti-Kommunen gab es eine ganze Menge Einzelgänger und Einsiedler, die sich verhielten, als seien sie nicht Angehörige einer gesellschaftsorientierten Spezies. Für diejenigen, die die Privilegien und Verpflichtungen menschlicher Solidarität akzeptierten, war die Zurückgezogenheit nur dort von Wert, wo sie eine Funktion erfüllte.

Daher war Sheveks erste Reaktion auf die Zuweisung eines Einzelzimmers eine Mischung von Mißbilligung und Scham. Warum steckten sie ihn da hinein? Bald wurde ihm klar, warum. Weil es der richtige Ort für seine Arbeit war. Wenn ihm um Mitternacht etwas einfiel, konnte er Licht machen und es aufschreiben; wenn ihm bei Morgengrauen etwas einfiel, wurde er nicht von den Gesprächen und der Unruhe abgelenkt, die vier oder fünf Zimmergenossen machen, wenn sie aufstehen; und wenn ihm überhaupt nichts einfallen wollte, wenn er tagelang am Schreibtisch saß und zum Fenster hinausstarrte, gab es niemanden, der sich hinter seinem Rücken fragte, ob er in seinen Fähigkeiten wohl nachließ. Im Grunde war also die Zurückgezogenheit für die Physik fast ebenso wünschenswert wie für den Sex. Aber trotzdem — war es notwendig?

Zum Abendessen gab es im Refektorium des Instituts immer ein Dessert. Shevek genoß die Süßspeise sehr, und wenn es übriggebliebene Portionen gab, bediente er sich. Doch sein Gewissen, sein organisch-soziales Bewußtsein litt darunter. Bekam nicht jeder in jedem Refektorium, von Abbenay bis Uttermost, das gleiche, Zuteilung

um Zuteilung? Das hatte man ihm jedenfalls stets versichert, und er hatte es auch stets als zutreffend erlebt. Gewiß, es gab gewisse ortsabhängige Veränderungen: regionale Spezialitäten, Warenknappheit, Warenüberschuß, provisorische Regelungen wie etwa in Projektlagern, schlechte Köche, gute Köche, eine unbegrenzte Vielfalt innerhalb eines unveränderlichen Rahmens. Aber kein Koch war so hervorragend, daß er ein Dessert herstellen konnte, ohne die entsprechenden Zutaten zu haben. In den meisten Refektorien wurde ein- oder zweimal pro Dekade ein Dessert serviert. Hier bekam man es jeden Abend. Warum? Waren die Mitglieder des Zentralinstituts für Naturwissenschaften besser als andere Leute?

Diese Fragen stellte Shevek niemals einem anderen. Das soziale Bewußtsein, die Meinung der anderen, war die stärkste Motivation für das Verhalten der meisten Anarresti, in ihm aber wirkte sie ein bißchen weniger stark als in den meisten anderen. Von seinen Problemen waren so viele von einer Art, die andere Menschen nicht verstanden, daß er sich daran gewöhnt hatte, sie schweigend und allein zu lösen. Und das tat er auch mit diesen Problemen, die in gewisser Hinsicht weitaus schwerer für ihn zu lösen waren als diejenigen der Temporalphysik. Er bat niemanden um seine Meinung. Aber er aß kein Dessert im Refektorium mehr.

In ein Dormitorium zog er hingegen nicht. Er wog das moralische Unbehagen gegen den praktischen Nutzen ab und fand den letzteren schwerwiegender. In einem Einzelzimmer konnte er besser arbeiten. Seine Arbeit war der Mühe wert, und er verrichtete sie gut. Sie war eine Zentralfunktion für seine Gesellschaft. Die Verantwortung rechtfertigte das Privileg.

Also arbeitete er.

Er nahm ab; sein Fuß ruhte leicht auf der Erde. Mangel an körperlicher Arbeit, Mangel an abwechslungsreicher Tätigkeit, Mangel an gesellschaftlichem und sexuellem Kontakt — sie alle erschienen ihm nicht als Mängel, sondern viel eher als Freiheit. Er war ein freier Mann: Er konnte tun, was er wollte, wann er es wollte, solange er wollte. Und das tat er. Er arbeitete. Er arbeit/spielte.

Er skizzierte eine Reihe von Hypothesen, die zu einer zusammenhängenden Theorie der Simultaneität führten. Doch das wurde für ihn als Ziel zu gering; er hatte sich ein weit höheres gesteckt, eine einheitliche Theorie der Zeit, die er erstellen würde, wenn er nur an sie herankommen könnte. Er hatte das Gefühl, mitten in einem weiten, offenen Land in einen Raum eingeschlossen zu sein: Da lag es, rings um ihn her, er konnte es erreichen, wenn er den Weg hinaus finden konnte. Die Intuition wurde zur Besessenheit. Während des Herbstes und des Winters schlief er immer weniger. Zwei Stunden bei Nacht, zwei weitere irgendwann während des Tages genügten ihm;

und auch dann schlief er nicht tief und fest, wie früher immer, sondern wachte eigentlich auf einer anderen Ebene, so daß sein Schlaf voller Träume war. Er träumte lebhaft, und die Träume gehörten zu seiner Arbeit. Er sah, wie die Zeit sich umkehrte, ein Fluß, der seiner Quelle entgegenströmte. Er hielt die Gleichzeitigkeit zweier Momente in der linken und der rechten Hand: Er bewegte sie auseinander und lächelte, als er sah, daß sich die Momente teilten wie Seifenblasen. Er stand auf und notierte sich, ohne richtig wach zu werden, die mathematische Formel, die er seit Tagen suchte. Er sah den Raum um sich herum in sich zusammenfallen wie die Wand einer kollabierenden Kugel, immer weiter zu einer zentralen Leere vordringen, enger und enger, und erwachte von einem Hilfeschrei, der ihm in der Kehle steckenblieb, kämpfte stumm um Befreiung von dem Wissen um seine eigene endlose Leere.

An einem kalten Nachmittag gegen Ende des Winters ging er auf dem Heimweg von der Bibliothek ins Physikbüro, um nachzusehen, ob vielleicht Briefe für ihn da waren. Eigentlich erwartete er keine, da er selbst seinen Freunden im Northsetting-Regionalinstitut niemals geschrieben hatte; aber er fühlte sich seit einigen Tagen nicht recht wohl, er hatte selbst einige seiner schönsten Hypothesen widerlegt und war nach einem halben Jahr harter Arbeit wieder dort angelangt, von wo er ausgegangen war, das Phasenmodell war einfach zu vage, um von Nutzen zu sein, der Hals tat ihm weh, er wünschte, es wäre ein Brief von irgend jemandem da, den er kannte, oder es wäre wenigstens jemand im Physikbüro, dem er guten Tag sagen konnte. Aber es war niemand da außer Sabul.

»Hier, sieh mal, Shevek!«

Ersah das Buch an, das ihm der Alte reichte: ein schmales Buch, grün gebunden, mit dem Kreis des Lebens auf dem Einband. Er nahm es und las den Titel: *Eine Kritik der Hypothese Atros über die unendliche Sequenz.* Es war sein Essay, Atros Bestätigung und Verteidigung, und seine Antwort. All das war in die Pravic-Sprache übersetzt und rückübersetzt und vom PDK-Verlag in Abbenay gedruckt worden. Zwei Autoren wurden genannt: Sabul, Shevek.

Sabul reckte den Hals, um in das Buch sehen zu können, das Shevek hielt, und triumphierte. Sein Knurren wurde kehlig: er lachte. »Wir haben Atro fertiggemacht, diesen verdammten Profitler! Jetzt sollen sie mal von ›pueriler Ungenauigkeit‹ reden!« Seit zehn Jahren hegte Sabul Groll gegen die »Physikzeitung« der Ieu-Eun-Universität, die seine theoretischen Arbeiten als ›von jenem Provinzialismus und der puerilen Ungenauigkeit verzerrt« abqualifiziert hatte, ›mit denen das odonische Dogma jedes geistige Gebiet infiziert‹. »Jetzt werden wir sehen, wer provinziell ist!« sagte er grinsend. In dem Jahr, seit Shevek ihn kannte, hatte er ihn kein einziges Mal lächeln sehen.

Shevek setzte sich auf eine Bank, auf der er sich erst Platz schaffen und einen Stoß Papiere wegräumen mußte; das Physikbüro war natürlich ein gemeinschaftlich benutzter Raum, aber Sabul stiftete mit dem Material, das er brauchte, in diesem hinteren der beiden Zimmer stets so viel Unordnung, daß für niemand anders mehr Platz zu sein schien. Shevek blickte auf das Buch in seiner Hand hinab und dann zum Fenster hinaus. Er fühlte sich krank, und sah auch so aus. Außerdem fühlte er sich nervös; aber Sabul gegenüber war er niemals scheu oder linkisch gewesen, wie er es so oft bei Menschen war, die er gern kennengelernt hätte. »Ich wußte nicht, daß du es übersetzt hast«, sagte er.

»Übersetzt, redigiert. Ein paar Stellen geglättet, Übergänge eingefügt, die du ausgelassen hattest, und so weiter. Zwei Dekaden Arbeit. Du solltest stolz sein; deine Ideen bilden weitgehend die Basis für das fertige Buch.«

Es enthielt ausschließlich Sheveks und Atros Ideen.

»Ja«, antwortete Shevek. Er blickte auf seine Hände. Dann sagte er: »Ich würde gerne den Aufsatz veröffentlichen, den ich in diesem Quartal über die Reversibilität geschrieben habe. Den müßte Atro auch bekommen. Er würde ihn sicher interessieren. Er hat es immer noch mit dem Kausalprinzip.«

»Veröffentlichen? Wo?«

»Auf lotisch, meine ich — auf Urras. Um ihn Atro zu schicken, wie diesen hier. Er wird ihn dann dort in einem der Journale veröffentlichen.«

»Du kannst denen da keine Arbeit zur Veröffentlichung geben, die hier noch nicht gedruckt worden ist.«

»Aber genau das ist doch mit dem hier auch geschehen. Das Ganze, bis auf meine Antwort, ist im Journal von leu Eun erschienen — bevor es hier herausgegeben wurde.«

»Das konnte ich nicht verhindern, aber was meinst du wohl, warum ich das hier so eilig in Druck gegeben habe? Du glaubst doch nicht etwa, daß jeder von der PDK mit unserem Ideenaustausch mit Urras einverstanden ist, oder? Die Verteidigung besteht darauf, daß jedes Wort, das unsere Welt mit diesen Frachtern verläßt, von einem durch die PDK bestimmten Fachmann geprüft wird. Und überdies — glaubst du vielleicht, alle die provinziellen Physiker, die keinen Draht nach Urras haben, würden sich nicht darüber aufregen, daß wir ihn benutzen? Eifersüchtig sind die auf uns! Es gibt genug Leute, die auf der Lauer liegen und warten, bis wir einen falschen Schritt tun. Wenn sie uns je dabei erwischen, werden wir unseren Postdienst verlieren. Hast du das jetzt endlich begriffen?«

»Wie ist das Institut denn überhaupt an diesen Postdienst gekommen?«

»Durch Pegvurs Wahl in die PDK vor zehn Jahren.« Pegvur war ein einigermaßen bekannter Physiker gewesen. »Und ich bewege mich seitdem mit größter Vorsicht, um ihn nicht wieder zu verlieren. Verstehst du?«

Shevek nickte.

»Wie dem auch sei, Atro will dieses Zeug da von dir gar nicht lesen. Ich hab mir diese Arbeit von dir schon vor Dekaden angesehen und sie dir zurückgegeben. Wann wirst du endlich aufhören, Zeit auf diese reaktionären Theorien zu verschwenden, an denen Gvarab immer noch festhält? Wenn du so weitermachst, läßt du noch einen Narren aus dir machen. Was natürlich dein gutes Recht ist. Aber *mich* wirst du bestimmt nicht zum Narren machen.«

»Und wenn ich die Arbeit hier bei uns auf Pravic zur Veröffentlichung anbiete?«

»Zeitverschwendung.«

Shevek akzeptierte die Reaktion mit einem leichten Nicken. Er stand auf, schlaksig und knochig, und blieb einen Moment lang gedankenverloren stehen. Das matte Winterlicht lag hart auf seinem Haar, das er jetzt zu einem Zopf geflochten trug, und auf seinem ruhigen Gesicht. Er kam zum Schreibtisch und nahm ein Exemplar von dem kleinen Stapel neuer Bücher. »Das hier möchte ich Mitis schicken«, erklärte er.

»Nimm dir, soviel du willst. — Hör mal. Wenn du glaubst, besser zu wissen, was tu tust, als ich, dann leg deine Arbeit doch dem Pressesyndikat vor. Du brauchst meine Erlaubnis nicht! Wir haben schließlich keine Hierarchie! Ich kann dich nicht hindern. Ich kann dir nur einen guten Rat geben.«

»Aber du bist Berater des Pressesyndikats für Physikmanuskripte«, entgegnete Shevek. »Ich dachte, ich könnte Zeit sparen, wenn ich dich jetzt gleich fragte.«

In seiner Sanftmut war er dennoch unnachgiebig; da er nicht um Macht zu kämpfen gedachte, war er unbezwingbar.

»Zeit sparen — wieso?« knurrte Sabul, aber Sabul war auch Odonier: Seiner eigenen Heuchelei bewußt, wand er sich fast wie unter einem physischen Schmerz, wandte sich ab, wandte sich wieder zu Shevek um und sagte böse, mit einer vor Wut belegten Stimme: »Nur zu! Reich das verdammte Ding doch ein! Ich werde mich für inkompetent auf diesem Gebiet erklären. Ich werde sagen, sie sollen sich an Gvarab wenden. Die ist die Simultanitäts-Expertin, nicht ich. Diese mystische Gagaistin! Das Universum — eine gigantische Harfensaite, die in die Existenz hinein- und wieder hinausschwingt! Was für eine Melodie spielt es denn übrigens? Wahrscheinlich Passagen aus den Numerischen Harmonien, Sphärenmusik, wie? Nein, nein, in diesem Fall bin ich tatsächlich inkompetent, oder vielmehr

nicht willens, mich bei der PDK oder dem Pressesyndikat als Berater für intellektuelle Exkremente zur Verfügung zu stellen.«

»Jede Arbeit, die ich für dich geleistet habe«, erwiderte Shevek ganz ruhig, »beruht auf Gvarabs Theorien über die Simultaneität. Wenn du das eine willst, mußt du das andere auch akzeptieren. Korn gedeiht am besten auf Scheiße, wie wir in Northsetting zu sagen pflegen.«

Er blieb einen Augenblick lang stehen, da er jedoch keine Antwort von Sabul bekam, sagte er auf Wiedersehen und ging.

Er wußte, daß er eine Schlacht gewonnen hatte, und zwar mühelos, ohne äußerliche Gewalttätigkeit. Aber Gewalttätigkeit war dennoch im Spiel gewesen.

Wie Mitis ihm vorausgesagt hatte, war er ›Sabuls Mann‹. Sabuls aktive Funktion als Physiker bestand schon seit vielen Jahren nicht mehr; sein Ruf gründete sich auf Aneignung der geistigen Errungenschaften anderer. Shevek sollte das Denken erledigen, während Sabul den Ruhm einheimsen wollte.

Ethisch eindeutig eine unerträgliche Situation, die Shevek ablehnen und aufgeben mußte. Aber er tat es nicht. Er brauchte Sabul. Er wollte seine Arbeiten veröffentlichen und sie den Männern schicken, die etwas davon verstanden: den Urrasti-Physikern; er brauchte ihre Ideen, ihre Kritik, ihre Mitarbeit.

Also hatten sie gefeilscht, er und Sabul, gefeilscht wie richtige Profitler. Es war keine Schlacht gewesen, sondern ein Handel. Gibst du mir dies, geb ich dir das. Weigerst du dich, weigere ich mich. Abgemacht? Abgemacht! — Sheveks ganze Karriere, ja die Existenz seiner Gesellschaft, hing ab vom Fortbestand eines Kontrakts, der im Grunde, wenn auch uneingestandenermaßen, ein Profit-Kontrakt war. Sie war keine Gemeinschaft, die auf gegenseitiger Hilfe und Solidarität beruhte, sondern eine ausbeuterische Gemeinschaft; keine organische, sondern eine mechanische. Kann aus fundamentaler Dysfunktion echte Funktion entstehen?

Aber ich wollte doch nur meine Arbeit verrichten, argumentierte Shevek in Gedanken, als er an diesem grauen, windigen Nachmittag dem dunklen Quadrat des Wohnheims zustrebte. Sie ist meine Pflicht, sie ist meine Freude, sie ist der Sinn meines gesamten Daseins. Der Mann, mit dem ich zusammenarbeiten muß, ist ein Konkurrenzler, ein Machtstreber, ein Profitler, aber daran kann ich eben nichts ändern; wenn ich arbeiten will, muß ich mit ihm zusammenarbeiten.

Er dachte an Mitis und ihre Warnung. Er dachte ans NorthsettingInstitut und an die Party am Abend vor seiner Abreise. Das schien jetzt sehr lange her zu sein, und so kindlich friedvoll und ungefährdet, daß er vor Nostalgie fast geweint hätte. Unter dem Vordach des Gebäudes der Lebenswissenschaften begegnete er einem

jungen Mädchen, das ihm einen kurzen Blick zuwarf. Er glaubte eine Ähnlichkeit mit jenem Mädchen zu entdecken, die — wie hieß sie noch? — die mit dem kurzen Haar, die bei der Party damals so viele Plätzchen gegessen hatte. Er blieb stehen und drehte sich um, aber das Mädchen war schon um die Ecke verschwunden. Außerdem hatte sie lange Haare gehabt. Vorbei, vorbei, alles vorbei. Aus dem Schutz des Vordachs trat er in den Wind hinaus. Der Wind brachte leichten, feinen Regen mit. Wenn es überhaupt regnete, regnete es immer nur leicht. Dies war eine trockene Welt. Trocken, farblos, feindselig. »Feindselig!« Shevek sagte es laut auf lotisch.

Er hatte noch nie jemanden lotisch sprechen hören; es klang sonderbar. Der Regen stach ihm ins Gesicht wie ein Splitthagel. Es war ein feindseliger Regen. Zu seinen Halsschmerzen hatten sich jetzt auch noch gräßliche Kopfschmerzen gesellt, deren er sich ganz plötzlich bewußt wurde. In Zimmer 46 legte er sich auf die Bettplattform, die sich viel weiter unten zu befinden schien als sonst. Er zitterte und konnte nicht aufhören zu zittern. Er wickelte sich in die orangefarbene Decke, rollte sich ganz eng zusammen und versuchte zu schlafen; aber er konnte nicht aufhören zu zittern, da er von allen Seiten ununterbrochen mit Atomen beschossen wurde, ein Bombardement, das intensiver wurde, je höher seine Temperatur stieg.

Er war noch nie krank gewesen und kannte keine anderen körperlichen Leiden als die Müdigkeit. Da er keine Ahnung hatte, was hohes Fieber war, dachte er während der bewußten Momente jener langen Nacht, er werde wahnsinnig. Die Angst vor dem Wahnsinn veranlaßte ihn, als es Tag wurde, Hilfe zu suchen. Er hatte so große Angst vor sich selbst, daß er es nicht wagte, seine Zimmernachbarn aufzusuchen: Er hatte sich in der Nacht phantasieren gehört. Also schleppte er sich acht Häuserblocks weiter zum Krankenhaus, durch kalte Straßen, die sich im hellen Licht des Sonnenaufgangs um ihn drehten. Im Krankenhaus diagnostizierte man seinen Wahnsinn als leichte Lungenentzündung und wies ihn an, sich auf Station Zwei zu Bett zu begeben. Er protestierte. Die Pflegerin warf ihm Egoisieren vor und erklärte, wenn er wieder nach Hause ginge, müßte ihn der Arzt dort aufsuchen und für Privatpflege sorgen. Also legte er sich auf Station Zwei ins Bett. Die anderen Patienten dort waren alt. Eine Pflegerin kam mit einem Glas Wasser und einer Pille. »Was ist das?« fragte Shevek mißtrauisch. Seine Zähne klapperten wieder.

»Ein Antipyretikum.«

»Was ist das?«

»Drückt das Fieber.«

»Brauche ich nicht.«

Die Pflegerin zuckte die Achseln. »Na schön«, antwortete sie und ging weiter.

Die meisten jungen Anarresti fanden es beschämend, krank zu sein: eine Folge der überaus erfolgreichen Prophylaxe in ihrer Gesellschaft und wohl auch ein aus der analogischen Verwendung der Ausdrücke ›krank‹ und ›gesund‹ entstandenes Mißverständnis.

So kam es, daß sie Krankheit für ein Verbrechen, wenn auch für ein unfreiwilliges, hielten. Und dem verbrecherischen Impuls nachzugeben, ihm durch Einnahme von schmerzlindernden Mitteln Vorschub zu leisten war unmoralisch. Sie scheuten sich vor Pillen und Spritzen. Wenn sie allmählich älter wurden, änderte sich diese Einstellung zumeist. Die Schmerzen wurden unerträglicher als die Scham. Die Pflegerin gab den alten Männern auf Station Zwei ihre Medizin, und sie lachten und scherzten mit ihr. Shevek beobachtete das alles mit stumpfer Verständnislosigkeit.

Später kam ein Arzt mit einer Injektionsnadel. »Ich will nicht«, wehrte sich Shevek. »Hör endlich auf zu egoisieren«, befahl der Arzt. »Umdrehen!« Shevek gehorchte.

Später kam dann eine Frau, die ihm eine Tasse Wasser reichte, aber er zitterte so stark, daß er das Wasser verschüttete und die Bettdecke naß machte. »Laß mich in Ruhe!« knurrte er. »Wer bist du?« Sie sagte es ihm, aber er konnte sie nicht verstehen. Er befahl ihr, wegzugehen, er fühle sich durchaus wohl. Dann erklärte er ihr, warum die Zyklushypothese, obwohl an sich unproduktiv, dennoch wesentlich sei für seine Arbeit an einer eventuellen Sumultaneitätstheorie, ein Grundstein. Er sprach teils in seiner Muttersprache, teils auf lotisch und schrieb mit einem Stück Kreide Formeln und Gleichungen auf eine Tafel, damit sie und die anderen alles verstanden, denn er fürchtete, sie könnten ihn hinsichtlich des Grundsteins mißverstehen. Sie berührte seine Stirn und band ihm das schweißfeuchte Haar zurück. Ihre Hände waren kühl. Noch nie im Leben hatte er etwas angenehmer empfunden, als die Berührung ihrer Hände.

Er griff nach ihrer Hand. Sie war nicht da; sie war fort.

Sehr viel später erwachte er. Er konnte atmen. Es ging ihm gut. Alles war in Ordnung. Er hatte keinerlei Lust, sich zu bewegen. Wenn er sich bewegte, würde er diesen perfekten, ausgewogenen Augenblick, das Gleichgewicht der Welt, nur stören. Das Winterlicht an der Zimmerdecke war über alle Maßen schön. Er lag da und beobachtete es. Die alten Männer der Station lachten miteinander, ein altes, heiseres, gackerndes Lachen, ein wunderschönes Geräusch. Die Frau kam wieder und setzte sich an sein Bett. Er sah sie an und lächelte.

»Wie fühlst du dich?«

»Neugeboren.«

»Wer bist du?«

Sie lächelte ebenfalls. »Die Mutter.«

»Wiedergeburt. Aber dann müßte ich doch einen neuen Körper haben, und nicht noch immer denselben, alten.«

»Wovon in aller Welt redest du?«

»Nicht von dieser Welt. Von Urras. Die Wiedergeburt gehört zu ihrer Religion.«

»Du bist noch immer nicht ganz klar im Kopf.« Sie berührte seine Stirn. »Kein Fieber.« Ihre Stimme, die Art, wie sie diese beiden Wörter aussprach, berührte etwas, das ganz tief in Sheveks Bewußtsein vergraben lag, an einem ummauerten Platz, wo es in der Dunkelheit widerhallte. Er betrachtete die Frau und sagte entsetzt: »Du bist Rulag.«

»Das habe ich dir doch gesagt. Schon mehrmals.« Ihre Miene blieb ungetrübt, ja sogar fröhlich. Shevek dagegen konnte sich nicht beherrschen. Zwar fehlte ihm die Kraft, sich zu bewegen, aber dennoch zuckte er in offener Furcht vor ihr zurück, als wäre sie nicht seine Mutter, sondern sein Tod. Falls sie diese angedeutete Bewegung gesehen hatte, ließ sie es sich nicht anmerken.

Sie war eine gut aussehende Frau, dunkel, mit feinen, schön proportionierten Zügen ohne Alterslinien, obwohl sie schon über vierzig sein mußte. Alles an ihr war harmonisch und kontrolliert. Ihre Stimme war sanft, angenehm im Timbre. »Ich wußte gar nicht, daß du hier in Abbenay bist«, erklärte sie. »Ich wußte nicht, wo du warst — oder ob es dich überhaupt noch gab. Ich war im Pressedepot, um mir Neuerscheinungen anzusehen und einige Exemplare für die Ingenieursbibliothek abzuholen, da entdeckte ich ein Buch von Sabul und Shevek. Sabul kannte ich natürlich. Aber wer war Shevek? Warum klang der Name so vertraut? Es dauerte eine Minute oder mehr, bis ich drauf kam. Seltsam, nicht? Aber es schien unmöglich. Der Shevek, den ich kannte, konnte erst zwanzig sein und kam daher kaum als Sabuls Co-Autor für ein Buch über Metakosmologie in Frage. Aber ein anderer Shevek hätte sogar noch jünger sein müssen! Deswegen ging ich hin und erkundigte mich. Ein Junge im Wohnheim sagte, daß du hier wärst… Dieses Krankenhaus hat viel zu wenig Personal. Ich begreife nicht, warum die Syndiks nicht weitere Stellenzuteilungen von der Medizinischen Föderation anfordern oder die Zahl der Patienten senken; die Pflegerinnen und Ärzte arbeiten zum Teil bis zu acht Stunden am Tag! Aber gewiß, die Leute von den medizinischen Wissenschaften wollen das zuweilen ja sogar: eine Art Selbstaufopferungszwang. Leider führt der nicht zu maximaler Effizienz… Es war seltsam, dich wiederzusehen… Ich hätte dich nicht erkannt… Hast du noch mit Palat Kontakt? Wie geht es ihm?«

»Er ist tot.«

»Ah.« In Rulags Stimme lag keine Spur von Schock, nur eine Art resignierten Gewohntseins, ein bedrückender Ton. Shevek war

gerührt, konnte in ihr sekundenlang den Menschen erkennen.

»Wann ist er gestorben?«

»Vor acht Jahren.«

»Er kann doch höchstens fünfunddreißig gewesen sein.«

»Wir hatten ein Erdbeben in Wide Plains. Wir wohnten da ungefähr fünf Jahre, er war Bauingenieur der Kommune. Das Beben hatte das Lernzentrum beschädigt. Mit ein paar anderen versuchte er, drinnen eingeschlossene Kinder zu befreien. Dann kam ein zweites Beben, und das ganze Gebäude stürzte ein. Zweiunddreißig Menschen fanden den Tod.«

»Warst du auch da?«

»Ich hatte ungefähr zehn Tage zuvor, im Regional-Institut angefangen.«

Vor sich hin sinnend saß sie da, das Gesicht glatt und ruhig. »Armer Palat. Irgendwie paßt es zu ihm, mit anderen zusammen gestorben zu sein, eine statistische Zahl, einer von zweiunddreißig…«

»Die Statistik wäre höher gewesen, wenn er nicht in das beschädigte Gebäude hineingegangen wäre«, sagte Shevek.

Jetzt sah sie ihn an. Ihr Ausdruck ließ nicht erkennen, was für Gefühle sie empfand oder nicht empfand. Was sie sagte, konnte sowohl spontan als auch überlegt sein, das war ihr nicht anzusehen. »Du hattest Palat gern.«

Er antwortete nicht.

»Du siehst ihm nicht ähnlich. Bis auf die Farben, siehst du viel eher aus wie ich. Ich dachte, du würdest Palat ähnlich werden. Das heißt, ich vermutete es; seltsam, wie man seine Phantasie an solchen Vermutungen ausrichtet. Er ist also bei dir geblieben?«

Shevek nickte.

»Wie schön für ihn.« Sie seufzte nicht, unterdrückte aber einen Seufzer, der sich in ihre Stimme einschlich.

»Schön für mich!«

Pause. Sie lächelte schwach. »Ja. Ich hätte Kontakt mit dir halten können. Du nimmst es mir übel, daß ich das nicht getan habe, nicht wahr?«

»Übel? Ich habe dich ja gar nicht gekannt!«

»Doch, hast du. Palat und ich, wir behielten dich bei uns im Wohnheim — auch noch, nachdem du abgestillt warst. Das war unser beider Wunsch. In diesen ersten Jahren ist der individuelle Kontakt sehr wesentlich; das haben die Psychologen zweifelsfrei festgestellt. Eine hundertprozentige Sozialisierung kann sich nur aus einem affektionellen Anfang entwickeln… Ich war bereit, die Partnerschaft fortzusetzen. Ich versuchte, Palat hier in Abbenay einen Posten zu besorgen. Aber es gab keine freien Stellen in seinem Fach, und ohne Arbeit wollte er nicht mitkommen. Er ist da immer recht stur

gewesen…Zuerst hat er mir noch ein paarmal geschrieben, was du machst, wie es dir geht, dann stellte er das Schreiben ein.«

»Ist ja auch unwichtig«, sagte der junge Mann. Sein von der Krankheit mageres Gesicht war mit einem ganz feinen Schweißfilm bedeckt, der seine Wangen und seine Stirn silbrig glänzen ließ, als wären sie eingeölt.

Abermals schwiegen sie, dann sagte Rulag mit ihrer beherrschten, angenehmen Stimme: »Nun ja, es war doch wichtig, und es ist immer noch wichtig. Aber Palat war besser dafür geeignet, bei dir zu bleiben und dir durch deine integrativen Jahre zu helfen. Er war besorgt um dich, ein richtiger Vater, ganz anders als ich. Bei mir komm t zuallererst die Arbeit. Das ist immer so gewesen. Trotzdem freue ich mich, daß du jetzt hier bist, Shevek. Vielleicht kann ich dir wenigstens jetzt etwas helfen. Ich weiß, Abbenay ist zuerst eine recht einschüchternde Stadt. Man kommt sich ohne die selbstverständliche Solidarität, die in kleinen Städten herrscht, verloren vor, isoliert. Ich kenne interessante Menschen, die du vielleicht gern kennenlernen möchtest. Und Menschen, die dir nützlich sein könnten. Ich kenne Sabul; ich kann mir vorstellen, womit du da konfrontiert worden bist, bei ihm und dem ganzen Institut. Die spielen alle das große Machtspiel. Man braucht Erfahrung, um sie auszuspielen. Wie dem auch sei, ich freue mich, daß du hier bist. Ein Gefühl, das mir bisher fremd war, eine Art… Stolz. Ich habe dein Buch gelesen. Es ist doch deins, nicht wahr, Shevek! Warum sollte sich Sabul sonst einen zwanzigjährigen Studenten als CoAutor nehmen. Das Thema ist zu hoch für mich, ich bin nur eine kleine Ingenieurin. Doch ich gestehe, daß ich stolz auf dich bin. Merkwürdig, nicht? Unvernünftig. Ein Anflug von Propertarismus, sogar. Als *gehörtest* du mir. Doch wenn man älter wird, braucht man gewisse Rückversicherungen, die eben nicht immer vollkommen vernünftig sind. Damit man überhaupt weiter kann.«

Er spürte, wie einsam sie war. Er sah ihren Schmerz, und lehnte ihn ab. Denn er bedrohte ihn. Er bedrohte die Loyalität zu seinem Vater, jene klare, stete Liebe, in der sein Leben wurzelte. Welches Recht hatte sie, die Palat in der Not verlassen hatte, in ihrer Not hierher, zu Palats Sohn, zu kommen? Er hatte nichts, hatte weder ihr noch sonst jemandem etwas zu geben. »Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn du in mir auch nur eine Statistikzahl gesehen hättest«, antwortete er.

»Ah«, erwiderte sie, ihre übliche sanfte, resignierte Antwort. Sie wandte sich ab.

Die alten Männer weiter hinten bewunderten sie, stießen einander vielsagend an.

»Ich glaube, ich wollte Anspruch auf dich erheben«, sagte sie.

»Dabei hatte ich dir eigentlich anbieten wollen, Anspruch auf mich zu erheben. Falls du das wolltest.«

Er schwieg.

»Wir sind im Grunde gar nicht Mutter und Sohn. Das heißt natürlich, biologisch doch.« Sie hatte wieder zu ihrem leichten Lächeln gefunden. »Du erinnerst dich nicht an mich, und der kleine Junge, an den ich mich erinnere, ist nicht dieser zwanzigjährige Mann hier vor mir. All das ist Vergangenheit, irrelevant. Doch hier und jetzt sind wir Bruder und Schwester. Und das ist das Wesentliche, nicht wahr?«

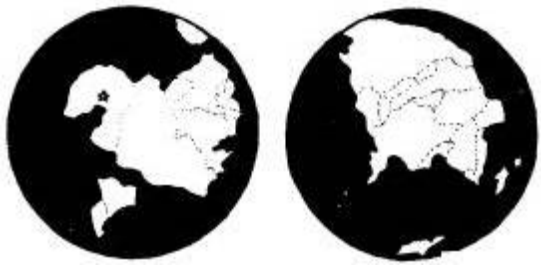
»Ich weiß es nicht.«

Minutenlang blieb sie schweigend sitzen, dann stand sie auf. »Du brauchst Ruhe. Als ich das erstemal kam, warst du sehr krank. Aber der Arzt sagt, daß es dir jetzt bessergeht. Ich glaube kaum, daß ich noch einmal wiederkomme.«

Er sagte nichts. »Auf Wiedersehen, Shevek«, sagte sie und wandte sich noch beim Sprechen ab. War es Wirklichkeit, oder war es ein Alptraum, dieses drastisch veränderte Gesicht, das er flüchtig sah, als sie sich umdrehte, dieses zerbrochene, ganz und gar zerrissene Gesicht? Es mußte Einbildung gewesen sein. Mit dem graziösen, gemessenen Schritt einer schönen Frau verließ sie die Station, und er sah, daß sie draußen noch einmal stehenblieb und sich lächelnd mit der Pflegerin im Korridor unterhielt.

Jetzt erst gab er der Angst nach, die zusammen mit ihr gekommen war, diesem Gefühl, ein Versprechen zu brechen, diesem Gefühl, daß die Zeit stillstand. Er brach zusammen. Er weinte und barg sein Gesicht in beiden Armen, denn er fand nicht die Kraft, sich umzudrehen. Einer der alten Männer, der kranken alten Männer, kam, setzte sich auf seine Bettkante und tätschelte ihm die Schulter. »Ist ja schon gut, Bruder. Es wird alles wieder gut, kleiner Bruder«, murmelte er. Shevek hörte es und spürte seine Berührung, aber es tröstete ihn nicht. Selbst ein Bruder kann in schweren Stunden, in der Dunkelheit am Fuß der Mauer, keinen Trost spenden.

5. Kapitel
Urras



Seine Karriere als Tourist beendete Shevek mit Erleichterung. Das neue Semester an der leu-Eun-Universität fing an; jetzt konnte er sich in Ruhe hinsetzen und im Paradies leben und arbeiten, statt es nur von außen zu betrachten.

Er übernahm zwei Seminare und eine freie Vorlesung. Man verlangte nicht, daß er lehrte, aber er hatte darum gebeten, und die Administratoren hatten die Seminare arrangiert. Die freie Vorlesung war weder seine noch ihre Idee gewesen, sondern es war eine Studentendelegation gekommen und hatte ihn gebeten, diese Vorlesung zu halten. Er hatte sofort zugestimmt. Denn so wurden die Vorlesungen in den Anarresti-Lernzentren arrangiert: auf Verlangen der Studenten, auf Initiative der Lehrer oder von Studenten und Lehrern gemeinsam. Als er merkte, daß die Administratoren empört waren, lachte er. »Erwarten die etwa von den Studenten, daß sie keine Anarchisten sind?« fragte er. »Was sollen junge Menschen denn sonst sein? Wenn man ganz unten ist, muß man von untenher organisieren.« Er hatte keineswegs die Absicht, sich von den Administratoren aus dieser Vorlesung hinausdrängen zu lassen — er hatte diese Art Kampf schon oft durchgestanden —, und da die Studenten seine Entschlossenheit spürten, blieben auch sie fest. Die Rektoren, die ein unangenehmes Aufsehen vermeiden wollten, gaben nach, und Shevek begann seine Vorlesung am ersten Tag mit zweitausend Hörern. Aber schon bald ließ die Teilnahme nach. Denn er hielt sich an die Physik, ohne ins Persönliche oder Politische abzuschweifen, und es handelte sich um ziemlich anspruchsvolle Physik. Immerhin kamen mehrere Hundert Studenten ständig. Manche kamen aus reiner Neugier, um den Mann vom Mond zu sehen; die anderen fühlten sich von Sheveks Persönlichkeit angezogen, von den Schlaglichtern, die seine Ausführungen auf ihn als Mann und Indeterministen warfen, obwohl sie von Mathematik nichts verstanden. Und eine überraschend hohe

Anzahl von ihnen war in der Lage, sowohl seiner Philosophie als auch seiner Mathematik zu folgen.

Sie waren fabelhaft gebildet, diese Studenten. Ihr Verstand war erlesen, scharf, aufnahmefähig. Wenn sie nicht arbeiteten, erholten sie sich. Sie wurden nicht von einem Dutzend anderer Pflichten abgestumpft und abgelenkt. Sie schliefen nie in der Vorlesung ein, weil sie keinen Rotationspflichttag in einer Kommune hinter sich hatten. Ihre Gesellschaft bot ihnen ein Leben ohne Mangel, Ablenkung und Sorgen.

Was sie mit dieser Freiheit jedoch anfingen, das war eine andere Frage. Shevek hatte das Gefühl, daß ihre Freiheit von allen Pflichten in direktem Verhältnis zu ihrem Mangel an Freiheit der Initiative stand.

Er war entsetzt über das Examierungssystem, als man es ihm erklärte; er konnte sich keine größere Behinderung des ganz natürlichen Wunsches zu lernen vorstellen als dieses Schema des Sichvollstopfens mit Informationen, die man auf Abruf wieder von sich gab. Zunächst weigerte er sich, Prüfungsarbeiten schreiben zu lassen oder Zensuren zu geben, doch die Universitätsadministratoren regten sich darüber so sehr auf, daß er, wenn er seinen Gastgebern gegenüber nicht unhöflich sein wollte, nachgeben mußte. Er bat die Studenten, eine Arbeit über irgendein physikalisches Problem anzufertigen, für das sie sich interessierten, und erklärte ihnen, er werde allen die höchste Benotung geben, damit die Bürokraten etwas hatten, was sie in ihre Formulare und Listen eintragen konnten. Zu seinem Erstaunen kamen daraufhin ziemlich viele Studenten und beschwerten sich. Sie wollten, daß er ihnen die Aufgabe zuteilte, daß er ihnen Fragen stellte; sie wollten nicht selbst über die Fragen nachdenken, sondern die Antworten hinschreiben, die sie gelernt hatten. Und einige von ihnen erhoben Einwände dagegen, daß er allen die gleichen Noten geben wollte. Wie sollte man dann die fleißigen Studenten von den dummen oder den faulen unterscheiden? Was hatte es dann für einen Sinn, hart zu arbeiten? Wenn keine wettbewerbsfördernden Unterschiede gemacht wurden, konnte man ebenso gut gar nichts tun.

»Aber natürlich«, antwortete Shevek beunruhigt. »Wenn ihr nicht arbeiten wollt, solltet ihr es auch nicht tun.«

Höflich, aber nicht zufriedengestellt, verabschiedeten sie sich. Es waren nette Jungen, mit offenem Wesen und guten Manieren. Was Shevek über die Urrasti-Geschichte gelesen hatte, sagte ihm, daß sie, obwohl dieses Wort jetzt nur noch selten benutzt wurde, echte Aristokraten waren. In der Feudalzeit hatten die Aristokraten ihre Söhne an die Universität geschickt und dieser Institution damit Distinktion verliehen. Heutzutage war es umgekehrt: Die Universität

verlieh dem Mann Distinktion. Voll Stolz erklärten sie Shevek, daß die Bedingungen zur Erlangung eines Stipendiums für leu Eun in jedem Jahr schärfer würden, was die demokratische Struktur dieser Institution beweise. »Ihr legt ein weiteres Schloß vor die Tür und nennt es Demokratie«, antwortete er. Die höflichen und intelligenten Studenten gefielen ihm, doch menschliche Wärme empfand er keinem gegenüber. Sie wollten akademische oder Industrie-Wissenschaftler werden, und was er ihnen beibrachte, war ihnen ein Mittel zu diesem Zweck, das heißt also, zum Erfolg in dem erwählten Beruf. Alles andere, was er ihnen hätte bieten können, hatten sie schon oder hielten sie für unwichtig.

Er hatte daher, von der Vorbereitung für seine Lehrstunden abgesehen, überhaupt keine Pflichten, so daß seine Freizeit ganz allein ihm gehörte. Eine derartige Situation hatte er seit seinen ersten Jahren am Institut in Abbenay nicht mehr erlebt, und damals war er erst zwanzig gewesen. Und dann war sein soziales und persönliches Leben immer komplizierter und anstrengender geworden. Er war nicht nur Physiker gewesen, sondern darüber hinaus Partner, Vater, Odonier und schließlich Sozialreformer. Und auch in dieser Eigenschaft war er von Problemen und Verantwortlichkeit nicht befreit worden, hatte es auch gar nicht erwartet. Man hatte ihn nicht von etwas befreit, man hatte ihm nur die Freiheit gewährt, alles zu tun. Hier dagegen war es umgekehrt. Wie alle anderen Professoren und die Studenten hatte er außer seiner intellektuellen Arbeit nichts zu tun: buchstäblich nichts. Ihre Betten wurden gemacht, ihre Zimmer wurden gesäubert, die Verwaltung der Universität wurde für sie erledigt, jeder Weg wurde ihnen geebnet. Und weder Ehefrauen noch Familien, Überhaupt keine Frauen. Die Studenten durften nicht heiraten. Verheiratete Professoren wohnten während der fünf Arbeitstage der Siebentagewoche in Junggesellenquartieren auf dem Campus und gingen nur am Wochenende nach Hause. Keine Ablenkung. Vollkommene Ruhe zum Arbeiten; alle Hilfsmittel bei der Hand; intellektuelle Anregung, Diskussionen, Gespräche, wann immer man wollte; keinerlei Druck. Wahrhaftig ein Paradies! Aber irgendwie konnte er nicht arbeiten.

Irgend etwas fehlte einfach — in ihm selbst, glaubte er, nicht an der Umgebung. Er war all dem nicht gewachsen. Er war nicht stark genug, das anzunehmen, was ihm so großzügig geboten wurde. Er kam sich unfruchtbar vor, ausgetrocknet wie eine Wüstenpflanze in dieser herrlichen Oase. Das Leben auf Anarres hatte seine Seele versiegelt; rings um ihn her sprudelten die Wasser des Lebens, und er konnte dennoch nicht trinken.

Er zwang sich zur Arbeit, aber selbst darin fand er keinen Rückhalt. Er schien seine Spürnase verloren zu haben, die in seinen eigenen Augen zu den Dingen zählte, die ihn über die meisten anderen

Physiker hinaushoben, das Gefühl dafür, wo das wirklich wichtige Problem lag, der Anhaltspunkt, der ihm den Weg zum Zentrum zeigte. Er schien hier den Richtungssinn verloren zu haben. Er arbeitete in den Labors für Lichtforschung, las viel und schrieb in jenem Sommer und Herbst drei wissenschaftliche Abhandlungen: ein produktives halbes Jahr, nach seinen sonst üblichen Maßstäben. Aber er wußte, daß er in Wirklichkeit nichts Wesentliches geschafft hatte.

Und je länger er auf Urras lebte, desto weniger real erschien es ihm. Sie schien ihm aus den Händen zu gleiten, diese lebensvolle, grandiose, unerschöpfliche Welt, die er am ersten Tag auf diesem Planeten von den Fenstern seines Zimmers aus gesehen hatte. Sie glitt ihm aus den ungeschickten, fremden Händen, entzog sich ihm, und wenn er hinsah, hielt er etwas ganz anderes, das er gar nicht wollte, eine Art Abfallpapier, Verpackungsmaterial, Müll.

Er bekam Geld für die Abhandlungen, die er schrieb. Auf seinem Konto bei der Nationalbank lagen bereits die zehntausend Internationalen Währungseinheiten des Seo-Oen-Preises sowie ein Zuschuß von 5000 Einheiten der Ioti-Regierung. Zu dieser Summe kamen noch sein Gehalt als Professor und das Honorar des Universitätsverlags für die drei Monographien. Zuerst fand er das alles ziemlich komisch; dann beunruhigte es ihn. Denn schließlich durfte er etwas, was hier von immenser Bedeutung war, nicht einfach als lächerlich abtun. Er versuchte sich durch ein Elementarlehrbuch für Volkswirtschaft zu arbeiten; es langweilte ihn unerträglich, denn es war für ihn, als müsse er jemandem zuhören, der unaufhörlich einen langen und albernen Traum erzählt. Er konnte einfach nicht begreifen, wie etwa das Banksystem funktionierte, denn für ihn besaßen sämtliche Aktionen des Kapitalismus ebenso wenig Sinn wie die Riten einer primitiven Religion, waren sie ebenso barbarisch, umständlich und überflüssig. In einem Menschenopfer an eine Gottheit mochte wenigstens noch eine fehlgeleitete, schreckliche Schönheit liegen; in den Riten der Geldwechsler, wo Habgier, Faulheit und Neid die Handlungsweise der Menschen prägten, wurde selbst das Schrecknis noch banal. Shevek blickte mit Verachtung auf diese ungeheuerliche Engstirnigkeit hinab. Und ohne Interesse. Daß sie ihm in Wahrheit Furcht einflößte, wollte er nicht zugeben, konnte er nicht zugeben.

In der zweiten Woche seines Aufenthalts in A-Io war Saio Pae mit ihm ›Einkaufen‹ gegangen. Er dachte zwar nicht daran, sich die Haare abschneiden zu lassen — schließlich waren die Haare ein Teil von ihm —, aber er wollte sich einen Anzug und ein Paar Schuhe im Urrasti-Stil zulegen. Er wollte möglichst wenig fremdländisch aussehen. Da sein alter Anzug so schlicht war, mußte er überall auffallen, und seine weichen, primitiven Wüstenstiefel wirkten inmitten des kostbaren Schuhwerks der Ioti tatsächlich etwas seltsam.

Auf seine Bitte hin war Pae also mit ihm zum Saemtenevia-Prospekt gefahren, der eleganten Geschäftsstraße von Nio Esseia, und hatte ihn zum Schneider und Schuhmacher gebracht.

Dieses Erlebnis hatte ihn so erschüttert, daß er es so schnell wie möglich aus seinen Gedanken verbannte, aber er träumte noch monatelang davon — Alpträume. Der Saemtenevia-Prospekt war zwei Meilen lang und bildete eine kompakte Masse aus Menschen, Verkehr und Gegenständen: Gegenständen, die man kaufen konnte. Mäntel, Kleider, Gewänder, Roben, lange Hosen, Kniehosen, Hemden, Blusen, Hüte, Schuhe, Strümpfe, Halstücher, Schals, Westen, Capes, Schirme, Kleidung zum Schlafen, Kleidung zum Schwimmen, Kleidung zum Spielen, für Nachmittagspartys, für Abendpartys, für Partys auf dem Land, für die Reise, fürs Theater, zum Reiten, zur Gartenarbeit, für Empfänge, Bootsfahrten, Diners, Treibjagden — alles verschieden, mit Hunderten von verschiedenen Schnitten, Stilen, Farben, Stoffen, Mustern. Dann gab es Parfüms, Uhren, Lampen, Statuen, Kosmetika, Kerzen, Bilder, Kameras, Spiele, Vasen, Sofas, Töpfe, Puzzles, Kopfkissen, Puppen, Siebe, Sitzkissen, Schmuck, Teppiche, Zahnstocher, Kalender, eine Kinderrassel aus Platin mit einem Griff aus Bergkristall, eine elektrische Maschine zum Bleistiftanspitzen, eine Armbanduhr mit Zahlen aus Brillanten; Figurinen und Souvenirs und Delikatessen und Andenken und Spielzeug und bric-à-brac, alles entweder überhaupt sinn- und nutzlos oder derart verziert, daß man die Zweckmäßigkeit nicht erkannte; endloser Luxus, endlose Mengen von Exkrementen. Im ersten Block war Shevek stehengeblieben, um sich einen zottigen, gefleckten Mantel anzusehen, das Hauptausstellungsstück in einem Fenster voll Kleider und glitzernden Juwelen. »Der Mantel da soll 8400 Einheiten kosten?« fragte er ungläubig, denn er hatte erst kürzlich in einer Zeitung gelesen, daß das »Existenzminimum« bei ungefähr zweitausend Einheiten pro Jahr liege. »Aber natürlich, das ist echter Pelz, eine Seltenheit jetzt, da die Tiere geschützt sind«, hatte ihm Pae erklärt. »Hübsch, nicht wahr? Frauen lieben Pelze.« Sie gingen weiter. Nach einem weiteren Häuserblock voller Geschäfte war Shevek am Ende seiner Kräfte. Er wollte nichts mehr sehen. Am liebsten hätte er die Augen geschlossen.

Und das Seltsamste an dieser Alptraumstraße war, daß keiner der Millionen Gegenstände, die man dort kaufte, auch dort hergestellt wurde. Sie wurden lediglich dort feilgeboten. Wo waren die Werkstätten, die Fabriken, wo die Bauern, Handwerker, Bergleute, Weber, Apotheker, die Bildschnitzer, die Färber, die Designer, die Maschinisten, wo die Hände, die Menschen, die alles schufen? Irgendwo, wo man sie nicht sah. Hinter Mauern. All diese Menschen in all den Geschäften waren entweder Käufer oder Verkäufer. Sie hatten nur eine einzige Beziehung zu den Gegenständen: Besitz.

Er stellte fest, daß er, nachdem man seine Maße hatte, alles Weitere, was er brauchte, telefonisch bestellen konnte, und beschloß, die Alptraumstraße nie wieder zu betreten.

Schuhe und Anzug wurden nach einer Woche geliefert. Er zog sie an und stellte sich vor den großen Spiegel in seinem Schlafzimmer. Der maßgeschneiderte, graue Überrock, das weiße Hemd, die schwarzen Kniehosen und Strümpfe und die blank polierten Schuhe schmeichelten seiner hochaufgeschossenen, mageren Figur und seinen schmalen Füßen. Vorsichtig berührte er einen Schuh. Er war aus dem gleichen Material gemacht wie die Sessel im Zimmer nebenan, aus diesem Material, das sich wie Haut anfühlte; er hatte kürzlich jemanden gefragt, was das eigentlich sei, und hatte erfahren, daß es tatsächlich eine Haut war — Tierhaut, »Leder« nannten sie es. Bei der Berührung runzelte er die Stirn, richtete sich auf und kehrte dem Spiegel den Rücken; nicht aber, bevor er noch unwillkürlich festgestellt hatte, daß er in dieser Aufmachung seiner Mutter Rulag noch ähnlicher sah als sonst.

Die Herbstmitte brachte lange Semesterferien. Die meisten Studenten fuhren nach Hause. Shevek fuhr mit einer Gruppe Studenten und Lehrer des Lichtforschungslaboratoriums zum Bergsteigen und kehrte dann in die Universität zurück, um einige Stunden den großen Computer mit Beschlag zu belegen, der während des Semesters ständig ausgebucht war. Da ihn die Arbeit, die ihn nicht weiterbrachte, jedoch langweilte, arbeitete er nicht sehr angestrengt. Er schlief mehr als sonst, ging spazieren, las und sagte sich, daß er es einfach zu eilig habe; man konnte eine völlig neue Welt nicht innerhalb weniger Monate begreifen. Die Rasenflächen und Baumgruppen der Universität waren wunderschön und etwas zerzaust, die goldenen Blätter leuchteten und raschelten im regenbringenden Wind unter dem weichgrauen Himmel. Shevek beschäftigte sich mit den Werken der großen Ioti-Dichter; jetzt verstand er sie auch dort, wo sie von Blumen sprachen, von fliegenden Vögeln und von den Farben der Wälder im Herbst. Dieses Verständnis bereitete ihm große Freude. Er genoß es, in der Abenddämmerung in sein Zimmer zurückzukehren, dessen ruhig-schöne Proportionen ihn immer wieder entzückten. Er hatte sich inzwischen an all diese Schönheit und Bequemlichkeit gewöhnt, sie waren ihm vertraut geworden. Ebenso wie die Gesichter beim abendlichen Gemeinschaftsessen, die Kollegen, einige nett, andere weniger nett, aber jetzt eben alle vertraut. Ebenso wie das Essen in allen Variationen und den Riesenmengen, die ihn zuerst überwältigt hatten. Die Männer, die bei Tisch bedienten, kannten seine Wünsche und brachten ihm alles so, wie er es sich selbst geholt hätte. Fleisch aß er auch jetzt noch nicht; einmal hatte er es versucht, aus Höflichkeit und um sich selbst zu beweisen, daß er keine

irrationalen Vorurteile hatte, aber sein Magen hatte anscheinend Gründe, von denen der Verstand nichts ahnte, und hatte aufgebracht rebelliert. Nach ein paar gerade noch verhinderten Katastrophen hatte er den Versuch aufgegeben und war Vegetarier geblieben, wenn auch ein Vegetarier, der's sich beim Essen gut sein ließ. Er genoß das Dinner sehr. Seit seiner Ankunft auf Urras hatte er drei bis vier Kilo zugenommen; er sah jetzt sehr gut aus, sonnengebräunt von seiner Bergwanderung, ausgeruht durch die Ferien. So bot er einen auffallend angenehmen Anblick, als er vom Tisch aufstand, in diesem großen Speisesaal, dessen hohe Balkendecke weit oben im Schatten lag, an dessen getäfelten Wänden alte Porträts hingen und dessen Tische im Kerzenlicht mit blitzendem Porzellan und Silber gedeckt waren. Er begrüßte jemanden an einem anderen Tisch und ging mit freundlich-unbeteiligter Miene weiter, Chifoilisk sah ihn hinausgehen, folgte ihm und holte ihn an der Tür ein.

»Haben Sie ein paar Minuten Zeit für mich, Shevek?« »Ja. In meiner Wohnung?« Er hatte sich inzwischen an den ständigen Gebrauch des Possessivpronomens gewöhnt und verwendete es ohne Scheu.

Chifoilisk schien zu zögern. »Wie war's statt dessen mit der Bibliothek? Sie liegt auf dem Weg, und ich wollte mir ohnehin ein Buch holen.«

Seite an Seite schritten sie in der verregneten Dunkelheit zur Bibliothek für Physik hinüber. Chifoilisk öffnete einen Regenschirm, doch Shevek genoß den Regen, wie die Ioti den warmen Sonnenschein genossen: voll Freude.

»Sie werden naß«, knurrte Chifoilisk. »Sind doch ein bißchen schwach auf der Lunge, nicht wahr? Sie müssen aufpassen.«

»Ach was, mir geht's gut«, antwortete Shevek, während er lächelnd durch den frischen, feinen Regen schritt. »Der Arzt von der Regierung hat mich behandelt, mit Medikamenten und Inhalationen. Die tun mir gut; ich huste nicht mehr. Ich habe den Arzt gebeten, dem Initiativsyndikat von Abbenay die Medikamente und die Therapie über Funk zu beschreiben. Das hat er getan. Gern sogar. Sie ist ganz einfach; vielleicht hilft sie, die Plage des Staubhustens zu lindern. Aber warum, *warum* nicht schon eher? Warum arbeiten wir nicht zusammen, Chifoilisk?«

Der Thuvier gab ein kurzes, ironisches Knurren von sich. Sie kamen in den Lesesaal der Bibliothek. Hohe Regale voll alter Bücher standen in stummer Würde unter den feingeschwungenen Doppelbögen aus Marmor; die Lampen auf den langen Lesetischen waren schlichte Alabasterkugeln. Außer ihnen war niemand dort; nur ein Angestellter eilte hinter ihnen her, um das Feuer in dem großen Marmorkamin anzuzünden und sie nach ihren Wünschen zu fragen

ehe er sich wieder zurückzog. Chifoilisk stand vor dem Kamin und sah *zu,* wie das Holz Feuer fing. Die Brauen über seinen kleinen Augen waren gesträubt; sein grobes, dunkles, intellektuelles Gesicht wirkte älter als sonst.

»Ich muß jetzt leider ein bißchen unangenehm werden. Shevek«, begann er mit seiner rauhen Stimme. Und fügte hinzu: »Das ist ja wohl nichts Ungewohntes an mir, nicht wahr?« Eine Bescheidenheit, die Shevek bei ihm nicht erwartet hätte. »Was ist denn los?«

»Ich möchte wissen, ob Sie wissen, was Sie hier tun?« Nach einer Pause antwortete Shevek: »Ich glaube schon.« »Dann ist Ihnen also klar, daß Sie gekauft werden?« »Gekauft?«

»Na schön, nennen Sie es von mir aus eingeladen. Aber eins merken Sie sich: Kein Mensch, so intelligent er auch sein mag, kann erkennen, was er nicht zu erkennen gelernt hat. Wie sollen Sie unsere Situation hier begreifen, in einer kapitalistischen Volkswirtschaft, einem plutokratisch-oligarchischen Staat? Wie können Sie die erkennen, Sie, der Sie aus einer kleinen Kommune hungerleidender Idealisten oben am Himmel kommen?«

»Auf Anarres gibt es nicht mehr viele Idealisten, Chifoilisk. Die alten Siedler, die diese Welt hier verließen, um in die Wüste zu ziehen, ja, das waren Idealisten. Aber das liegt sieben Generationen zurück. Unsere Gesellschaft denkt praktischer. Vielleicht zu praktisch, weil sie zu sehr aufs Überleben bedacht sein muß. Was ist an sozialer Kooperation, an gegenseitiger Hilfe idealistisch, wenn sie die einzige Möglichkeit ist, sich am Leben zu erhalten?«

»Über die Vor- und Nachteile des Odonismus kann ich mich mit Ihnen nicht streiten. Obschon ich es wirklich sehr gern täte. Ich kenne mich da nämlich ein bißchen aus, wissen Sie. Denn wir, in meiner Heimat, stehen diesem Gedanken wesentlich näher als die Leute hier. Wir sind Produkte derselben großen revolutionären Bewegung des 8. Jahrhunderts. Wir sind Sozialisten — wie ihr.«

»Aber ihr seid Archisten. Der Staat Thu ist sogar noch stärker zentralisiert als der Staat A-Io. Die Kontrolle wird von einer einzigen Machtstruktur ausgeübt, die über alles bestimmt: über die Regierung, die Verwaltung, die Polizei, das Militär, die Bildung, die Rechtsprechung, den Handel, die Industrie. Und ihr habt eine Geldwirtschaft.«

»Eine Geldwirtschaft, die auf dem Grundsatz beruht, daß jeder Arbeiter nach seinem Verdienst und dem Wert seiner Arbeit entsprechend entlohnt wird — nicht von Kapitalisten, denen zu dienen er gezwungen ist, sondern von einem Staat, dem er als Mitglied angehört.«

»Und diesen Wert seiner Arbeit — kann er den selbst bestimmen?«

»Wissen Sie was ? Kommen Sie doch mal nach Thu und sehen Sie sich dort an, wie der echte Sozialismus funktioniert!«

»Ich weiß, wie echter Sozialismus funktioniert«, antwortete Shevek. »Ich könnte es Ihnen erklären; aber würde mir Ihre Regierung erlauben, den Menschen in Thu das zu erklären?«

Chifoilisk schob mit dem Fuß ein Stück Holz zurecht, das noch nicht Feuer gefangen hatte. Seine Miene war bitter, die Linien von der Nase bis zu den Mundwinkeln tief eingegraben. Er antwortete nicht auf Sheveks Frage, sondern sagte schließlich: »Ich werde keine Spielchen mit Ihnen treiben. Das ist nicht gut, und ich möchte es auch nicht tun. Was ich Sie fragen wollte, ist folgendes: Wären Sie bereit, zu uns nach Thu zu kommen?«

»Jetzt noch nicht, Chifoilisk.«

»Aber was wollen Sie denn noch hier?«

»Meine Arbeit beenden. Außerdem bin ich hier in der Nähe des Rats der Weltregierungen…«

»Des RWG? Den hat A-Io doch schon seit dreißig Jahren in der Tasche. Von denen brauchen Sie keine Hilfe zu erwarten!«

Pause.

»Dann bin ich also in Gefahr?«

»Ja, ist Ihnen denn nicht mal das aufgefallen?«

Abermals Pause.

»Vor wem wollen Sie mich warnen?« erkundigte sich Shevek. »Zunächst einmal vor Pae.«

»Ach ja, Pae.« Shevek stützte die Hände gegen den reich verzierten, mit Gold eingelegten Kaminsims. »Pae ist ein recht guter Physiker. Und sehr zuvorkommend. Aber ich traue ihm nicht.«

»Und warum nicht?«

»Nun ja, er… er weicht mir aus.«

»Ja. Psychologisch gut beurteilt. Aber Pae ist nicht etwa gefährlich für Sie, weil er ein aalglatter Bursche ist, Shevek. Er ist gefährlich für Sie, weil er ein eifriger, treuer Agent der Ioti-Regierung ist. Er macht der Abteilung für Nationale Sicherheit, der Geheimpolizei, regelmäßig Meldung über Sie. Ich unterschätze Sie weiß Gott nicht, aber sehen Sie, mit Ihrer Gewohnheit, in jedermann einen einzelnen Menschen, ein Individuum zu sehen, können Sie hier nichts anfangen, liegen Sie hier völlig falsch. Sie müssen die Machtinstitutionen begreifen lernen, die hinter diesen einzelnen Menschen stehen, und deren Interessen sie vertreten.«

Shevek, der entspannt dagestanden hatte, richtete sich bei Chifoilisks Worten auf; er starrte jetzt ebenso gebannt ins Feuer wie Chifoilisk und sagte: »Woher wissen Sie das mit Pae?«

»Genauso, wie ich weiß, daß es in Ihrem wie in meinem Zimmer ein verstecktes Mikrophon gibt. Weil es zu meinen Aufgaben gehört,

so etwas zu wissen.«

»Sind Sie denn auch ein Agent Ihrer Regierung?«

Chifoilisks Miene wurde verschlossen; dann wandte er sich unvermittelt zu Shevek um und begann leise, aber voller Haß zu sprechen. »Ja«, sagte er, »natürlich. Wenn ich es nicht wäre, wäre ich jetzt nicht hier. Das ist allgemein bekannt. Meine Regierung schickt nur Männer ins Ausland, denen sie absolut trauen kann… Und mir kann sie tatsächlich trauen! Weil ich mich nicht kaufen lasse, wie all diese verdammten, reichen Ioti-Professoren. Ich glaube an meine Regierung, ich glaube an mein Land. Ich habe großes Vertrauen zu ihnen.« Seine Worte klangen gequält. »Sehen Sie sich doch um, Shevek! Sie sind wie ein Kind unter Dieben. Alle sind gut zu Ihnen, sie gaben Ihnen eine schöne Wohnung, Vorlesungen, Studenten, Geld, Schloßbesichtigungen, Fabrikbesichtigungen, Rundreisen durch hübsche Dörfer. Von allem das Beste. Alles ist großartig, wunderbar! Aber warum? Warum holen die Sie vom Mond hierher, loben Sie, drucken Ihre Bücher, halten Sie fest in Hörsälen, Labors und Bibliotheken? Glauben Sie etwa, daß die das aus wissenschaftlicher Wohltätigkeit, aus Nächstenliebe tun? Dies ist eine Profitgesellschaft, Shevek!«

»Ich weiß. Aber ich bin gekommen, um mit diesen Leuten zu handeln.«

»Zu handeln? Um was?«

Sheveks Gesicht hatte wieder denselben kalten, ernsten Ausdruck angenommen wie damals, als er das Fort von Drio sah. »Sie wissen doch, was ich will, Chifoilisk. Ich will, daß mein Volk aus dem Exil erlöst wird. Ich bin hierhergekommen, weil ich glaube, daß Sie in Thu das nicht wollen. Weil Sie dort vor uns Angst haben. Sie fürchten, daß wir wieder die Revolution bringen werden, die alte, die echte, die Revolution für Gerechtigkeit, die Sie begonnen und dann nicht zu Ende geführt haben. Die Leute hier in A-Io haben weniger Angst vor mir, weil sie die Revolution vergessen haben. Sie glauben nicht mehr daran, sie glauben, wenn die Menschen nur genug besitzen, sind sie es zufrieden, in einem Gefängnis zu leben. Aber ich weigere mich, so etwas zu glauben. Ich will, daß die Mauern fallen. Ich will Solidarität, menschliche Solidarität. Ich will freien Austausch zwischen Urras und Anarres. Dafür habe ich, so gut ich es konnte, auf Anarres gearbeitet, und jetzt arbeite ich, so gut ich kann, hier auf Urras dafür. Dort war ich aktiv, unternahm etwas. Hier handle ich.«

»Und womit?«

»Das wissen Sie doch, Chifoilisk«, antwortete Shevek mit leiser Stimme. »Sie wissen, was man von mir will.«

»Ja, ich weiß es, aber ich wußte nicht, daß Sie es wissen«, sagte der Thuvianer ebenfalls leise; seine rauhe Stimme war zu einem noch

rauheren Flüstern geworden. »Dann haben Sie sie also schon, die Allgemeine Temporaltheorie?«

Mit einem winzigen Anflug von Ironie sah Shevek ihn lange an.

Chifoilisk fragte abermals: »Existiert eine Niederschrift davon?«

Shevek sah ihn weiter an, dann antwortete er knapp: »Nein.«

»Gut!«

»Warum gut?«

»Weil die hier sie sonst haben würden.«

»Was soll das heißen?«

»Das, was ich sagte. Hören Sie, hat Odo nicht einmal gesagt, wo es Besitz gibt, gibt es auch Diebstahl?«

»›Willst du einen Menschen zum Dieb machen, mach einen anderen zum Besitzer; willst du Menschen zu Verbrechern machen, mache Gesetze‹. Das ist aus *Sozialstruktur*.«

»Nun gut. Wo es Papiere in verschlossenen Räumen gibt, gibt es auch Menschen mit einem Schlüssel zu diesen Räumen.«

Shevek zuckte zusammen. »Ja«, sagte er dann. »Das ist allerdings unangenehm.«

»Für Sie, nicht für mich. Ich habe nämlich nicht Ihre individualistischen Skrupel. Ich wußte, daß Sie die Theorie noch nicht schriftlich niedergelegt hatten. Wäre ich anderer Meinung gewesen, hätte ich alles darangesetzt, sie von Ihnen zu bekommen, durch Überreden, durch Diebstahl, ja sogar durch Gewaltanwendung, wenn ich gedacht hätte, daß wir Sie entführen könnten, ohne einen Krieg mit A-Io heraufzubeschwören. Alles hätte ich getan, um sie diesen fetten IotiKapitalisten zu entreißen und sie dem Zentralpräsidium meiner Heimat zu übergeben. Weil für mich der Dienst am Vaterland heilig ist und es für mich nichts Größeres gibt, als zu seiner Stärke, zu seinem Wohlergehen beizutragen.«

»Sie lügen«, stellte Shevek gutmütig fest. »Natürlich sind Sie ein Patriot. Das ist mir klar. Doch die Achtung vor der Wahrheit, vor der wissenschaftlichen Wahrheit, kommt bei Ihnen noch vor dem Patriotismus; und Ihre Loyalität zu einzelnen Menschen wahrscheinlich auch. Mich würden Sie niemals hintergehen.«

»Wenn ich es könnte, täte ich es«, erklärte Chifoilisk grimmig. Er wollte fortfahren, hielt inne und sagte schließlich mit wütender Resignation: »Denken Sie, was Sie wollen. Ich kann Ihnen die Augen nicht öffnen. Aber vergessen Sie nicht, daß Sie bei uns willkommen sind. Wenn Sie endlich erkennen, was hier vor sich geht, kommen Sie zu uns nach Thu. Sie haben sich das falsche Volk zur Bruderschaft ausgesucht. Und wenn — ich habe eigentlich kein Recht, das zu sagen, aber das spielt keine Rolle —, wenn Sie nicht zu uns nach Thu kommen, geben Sie wenigstens nicht den Ioti Ihre Theorie. Geben Sie diesen Wucherern nichts! Gehen Sie weg von hier. Nach Hause. Geben

Sie alles, was Sie zu geben haben, Ihrem eigenen Volk!«

»Die wollen es nicht«, antwortete Shevek ausdruckslos. »Glauben Sie, ich hätte es nicht schon versucht?«

Vier oder fünf Tage später hörte Shevek, der sich nach Chifoilisk erkundigte, daß dieser nach Thu zurückgekehrt war.

»Für immer? Er hat mir gar nicht gesagt, daß er abreist.« »Ein Thuvianer weiß nie, wann er einen Befehl vom Präsidium bekommen wird«, antwortete Pae, denn natürlich war es Pae, der Shevek diese Information lieferte. »Er weiß nur, daß er die Beine unter den Arm nehmen muß, wenn er einen Befehl erhält. Und sich nicht mal Zeit zum Verabschieden nehmen darf. Armer Chif! Möchte wissen, was der verbrochen hat!«

Ein- bis zweimal in der Woche besuchte Shevek Atro in dessen hübschem, kleinem Haus am Rande des Campus, wo der alte Mann mit ein paar ebenso alten Dienern lebte. Mit fast achtzig Jahren stellte er, wie er es selber formulierte, das Denkmal eines erstklassigen Physikers dar. Obwohl sein Lebenswerk, im Gegensatz zu Gvarabs Arbeit, große Anerkennung gefunden hatte, war er aufgrund seines hohen Alters zu einer gewissen Uneigennützigkeit gelangt. Sein Interesse an Shevek jedenfalls schien ausschließlich persönlicher Natur zu sein — so etwas wie Kameradschaft. Er hatte sich als erster Sequenzphysiker zu Sheveks Auffassung des Zeitphänomens bekannt. Er hatte mit Sheveks Waffen gegen das gesamte wissenschaftliche Establishment für Sheveks Theorien gekämpft, und dieser Kampf hatte mehrere Jahre gedauert, bis die Veröffentlichung der ungekürzten *Grundregeln der Simultaneität* und damit der Sieg der Simultaneisten gesichert war. Dieser Kampf war der Höhepunkt in Atros Leben gewesen. Er hätte niemals für etwas anderes als für die Wahrheit gekämpft, aber den Kampf hatte er noch mehr geliebt als die Wahrheit an sich.

Atro konnte seinen Stammbaum eintausendeinhundert Jahre weit zurückverfolgen; seine Vorfahren waren Generäle, Fürsten, Großgrundbesitzer auf dieser Welt gewesen. Noch heute besaß die Familie siebentausend Morgen und vierzehn Dörfer in der Provinz Sie, dem größten Ackerbaugebiet von A-Io. Er benutzte zahlreiche Regionalismen, archaische Redewendungen, an denen er voll Stolz festhielt. Reichtum beeindruckte ihn überhaupt nicht, und die Regierung seines Landes bezeichnete er als ›Demagogen und katzbuckelnde Politiken. Seine Achtung konnte man nicht erkaufen. Doch er gewährte sie bereitwillig jedem Dummkopf, der, wie er es nannte, ›den richtigen Namen‹ besaß. In mancher Hinsicht sah Shevek sich außerstande, ihn zu verstehen; der alte Mann war ein Rätsel für ihn: ein Aristokrat. Dennoch fühlte er sich durch Atros aufrichtige Verachtung für Geld und Macht weit mehr zu ihm hingezogen als zu

jedem anderen, den er auf Urras kennengelernt hatte.

Einmal, als sie zusammen auf der umglasten Veranda saßen, wo Atro alle möglichen seltenen Blumen züchtete, benutzte der alte Physiker zufällig den Ausdruck »wir Cetier«. Shevek stieß sofort nach: »›Cetier‹ — ist das nicht ein Vogelfutter-Wort?« ›Vogelfutter‹ war der Slangausdruck für die Massenmedien, die für die städtische Arbeiterklasse hergestellten Zeitungen, Rundfunksendungen und Romane.

»Vogelfutter!« wiederholte Atro. »Wo haben Sie bloß diese Vulgarismen aufgeschnappt? Mit ›Cetier‹ meinte ich wortwörtlich das, was die Zeitungsschreiberlinge und ihre halb analphabetischen Leser darunter verstehen. Urras und Anarres!«

»Ich war nur erstaunt, daß Sie ein Fremdwort benutzten — das heißt, ein nicht-cetisches Wort.«

»Definition durch Exklusion«, parierte der alte Physiker munter. »Vor hundert Jahren brauchten wir diesen Ausdruck noch nicht. ›Menschheit‹ reichte absolut aus. Das jedoch änderte sich vor etwas über sechzig Jahren. Ich war damals siebzehn, es war an einem schönen, sonnigen Frühsommertag. Ich erinnere mich noch genau. Ich trainierte gerade mein Pferd, und meine ältere Schwester rief mir vom Fenster aus zu: ›Im Radio reden sie mit Leuten aus dem Weltraum!‹ Meine arme, liebe Mutter glaubte, unser letztes Stündlein habe geschlagen; fremde Teufel, und so weiter… Aber es waren nur die Hainish, die irgendwas von Frieden und Brüderlichkeit faselten… Nun, und jetzt ist der Begriff ›Menschheit‹ doch ein wenig zu weit gefaßt. Wie definiert man Brüderlichkeit, wenn nicht durch NichtBrüderlichkeit? Definition durch Exklusion, mein Lieber! Sie und ich, wir sind verwandt. Ihre Vorfahren hüteten vor ein paar Jahrhunderten wahrscheinlich hier im Bergland Ziegen, während die meinen in Sie Leibeigene unterdrückten, aber wir sind Mitglieder derselben Familie. Um sich darüber klarzuwerden, braucht man lediglich einen Fremden kennenzulernen, ja sogar nur von ihm zu hören. Von einem Wesen aus einem anderen Sonnensystem. Von einem sogenannten Menschen, der mit uns nichts gemeinsam hat außer dem überaus praktischen Arrangement von zwei Beinen, zwei Armen und einem Kopf mit einem mehr oder weniger gut funktionierenden Gehirn.«

»Aber haben die Hainish denn nicht bewiesen, daß wir…«

»Alle fremden Ursprungs, Abkömmlinge interstellarer Kolonisten der Hainish sind, die vor einer halben Million Jahre oder vor einer Million oder vor zwei oder drei Millionen Jahre hier gelandet sind. Jawohl, ich weiß. Bewiesen — pah! Bei der Urzahl, Shevek — Sie tun wie ein Seminarist im ersten Jahr! Wie können Sie nach einer derartigen Zeitspanne ernsthaft von geschichtlichen Beweisen

sprechen? Diese Hainish werfen mit den Jahrtausenden um sich, als wären es Bälle, aber sie jonglieren nur damit. Beweise! Die Religion meiner Väter behauptet mit derselben Bestimmtheit, daß ich von Pinra Öd abstamme, den Gott aus dem Paradies vertrieben hat, weil er die Kühnheit besaß, seine Finger und Zehen zu zählen, zu dem Ergebnis zwanzig zu kommen und somit die Zeit auf das Universum loszulassen. Wirklich, wenn ich zu wählen hätte, würde ich mich weit lieber für diese als für die Theorie der Fremden entscheiden.«

Shevek lachte; Atros Spaße belustigten ihn. Aber der Alte meinte es ernst. Er tippte Shevek auf den Arm und sagte mit zuckenden Brauen und mummelnden Lippen, wie er es immer tat, wenn er bewegt war: »Ich hoffe, daß Sie dasselbe empfinden, Shevek. Ich hoffe es zutiefst. Es ist bestimmt viel Gutes an Ihrer Gesellschaftsform, aber sie lehrt Sie nicht, Unterschiede zu machen, und das gehört zu den wichtigsten Dingen, die uns die Zivilisation lehrt. Ich will nicht, daß diese verdammten Fremden Ihre Ideen von Brüderlichkeit und Gegenseitigkeit und so weiter ausnutzen, um an Sie heranzukommen. Die werden Sie mit ganzen Sintfluten von ›Menschlichkeit‹ und ›Weltenliga‹ und so weiter überschütten, und es wäre schade, wenn Sie den Mist schlucken. Das Gesetz der menschlichen Existenz ist nun einmal der Kampf — der Wettbewerb, die Eliminierung der Schwachen ein rücksichtsloser Kampf ums Überleben. Und ich will, daß die Besten überleben. Die Art von Menschen, die ich kenne. Die Getier. Sie und ich: Urras und Anarres. Wir sind ihnen jetzt voraus, den Hainish und den Terranern und wie sie sich sonst noch alle nennen, und wir müssen diesen Vorsprung halten. Sie haben uns den Interstellarantrieb gebracht, gut, aber wir bauen inzwischen bessere Interstellarschiffe als sie. Wenn Sie mit Ihrer Theorie rauskommen, hoffe ich sehr, daß Sie Ihre Pflicht gegenüber Ihrem eigenen Volk, Ihrer eigenen Rasse nicht vergessen. Daß Sie wissen, was Loyalität bedeutet, und wem sie gebührt.« Die schnellen Tränen des Alters standen in Atros halbblinden Augen. Beruhigend legte Shevek dem Alten die Hand auf den Arm, aber er sagte nichts.

»Natürlich werden die sie auch bekommen. Letzten Endes. Und das sollen sie auch. Die wissenschaftliche Wahrheit strebt ans Licht, man kann die Sonne nicht unter einem Stein verstecken. Doch bevor sie sie bekommen, sollen sie dafür bezahlen! Ich will, daß wir unseren rechtmäßigen Platz einnehmen. Ich verlange Achtung, und die können Sie uns damit verschaffen. Transilienz — wenn wir die Transilienz beherrschen, ist ihr Interstellarantrieb nur noch einen Dreck wert. Ich bin nicht hinter dem Geld her, das wissen Sie. Ich will nur, daß die Überlegenheit der cetischen Wissenschaft, die Überlegenheit des cetischen Denkens anerkannt wird. Wenn es zu einer interstellaren Zivilisation kommen sollte, dann will ich bei Gott vermeiden, daß

meine Leute zu ihren Parias zählen. Wir sollten der Adel dieser Zivilisation sein, mit Gaben von unschätzbarem Wert, so wäre es richtig. — Na ja, zuweilen rege ich mich darüber auf. Übrigens, wie geht's denn mit Ihrem Buch voran?«

»Ich arbeite an Skasks Gravitationshypothese. Und ich glaube, sein Fehler liegt darin, daß er nur partielle Differentialgleichungen verwendet.«

»Aber Ihre letzte Arbeit haben Sie doch schon über die Schwerkraft geschrieben. Wann nehmen Sie denn nun endlich das Kernthema in Angriff?«

»Wie Sie wissen, sind für uns Odonier die Mittel der Zweck«, antwortete Shevek leichthin. »Außerdem kann ich wohl kaum eine Zeittheorie vorlegen, in der die Schwerkraft ausgespart ist, nicht wahr?«

»Aha, Sie werfen uns Ihre Theorie also in einzelnen Brocken vor, wie?« fragte Atro mißtrauisch. »Darauf wäre ich nicht gekommen. Dann sollte ich mir wohl Ihre letzte Arbeit noch einmal vornehmen. Einiges darin war mir nicht ganz klar. Meine Augen sind jetzt immer so müde. Ich glaube, dieses verdammte Dingsda, das ich zum Lesen benutzen muß, dieser Vergrößerungsprojektor, ist nicht in Ordnung. Er projiziert nicht mehr scharf.«

Voll Zuneigung und schlechtem Gewissen sah Shevek den Alten an, über das Entwicklungsstadium seiner Theorie sagte er ihm jedoch nichts weiter.

Tagtäglich erhielt Shevek Einladungen zu Empfängen, Einweihungen, Eröffnungen und so weiter. Einigen folgte er, weil er mit einer Mission nach Urras gekommen war und versuchen mußte, sie zu erfüllen; er mußte den Gedanken der Brüderlichkeit propagieren, er mußte die Solidarität der beiden Welten repräsentieren. Er sprach, und die Leute lauschten ihm und sagten: »Wie wahr!«

Er wunderte sich, daß die Regierung ihn nicht am Sprechen hinderte. Wahrscheinlich hatte Chifoilisk aus ganz bestimmten Gründen das Ausmaß der Kontrolle und Zensur, die hier durchgeführt werden konnten, übertrieben. Er predigte reinen Anarchismus, und niemand verbot es ihm. Aber hatten sie es überhaupt nötig, ihm ein Verbot zu erteilen? Ihm kam es vor, als spräche er immer wieder vor demselben Publikum: gut gekleidet, gut genährt, gut erzogen, lächelnd. Gab es denn überhaupt keine anderen Menschen auf Urras?

»Das Leid bringt die Menschen einander näher«, sagte Shevek, wenn er vor ihnen stand, und sie nickten und sagten: »Wie wahr!«

Allmählich begann er sie zu hassen, und als er das merkte, akzeptierte er ihre Einladungen nicht mehr.

Doch das bedeutete das Eingeständnis seines Mißerfolgs und eine

noch stärkere Isolierung. Er tat nicht, wozu er hergekommen war. Nicht sie haben mich ja abgewiesen, sagte er sich, sondern ich habe mich, wie immer, von ihnen gelöst. Er war einsam, bedrückend einsam unter all den Menschen, die er Tag für Tag sah. Das Schlimme war, daß er keinen Kontakt hatte, keine Berührungspunkte; er hatte das Gefühl, in all diesen Monaten auf Urras kein einziges Mal jemanden oder etwas wirklich berührt zu haben.

Eines Abends, beim gemeinsamen Essen der Professoren, sagte er: »Wissen Sie, eigentlich weiß ich gar nicht, wie Sie hier leben. Ich sehe Privathäuser nur von außen. Von innen kenne ich nur Ihr NichtPrivatleben: Versammlungsräume, Refektorien, Labors…«

Am nächsten Tag fragte Oiie Shevek ein wenig steif, ob er ihn am folgenden Wochenende zu Hause besuchen und über Nacht bleiben wolle.

Das Haus, nach Urrasti-Maßstäben eine bescheidene Mittelklassevilla, wahrscheinlich auch älter als die anderen, lag in Amoeno, einem Dorf, wenige Meilen von leu Eun entfernt, und war etwa dreihundert Jahre alt, aus Stein, mit holzgetäfelten Zimmern. Fenster und Türen wiesen den typischen Ioti-Doppelbogen auf. Die geringe Anzahl der Möbel fiel Shevek angenehm auf: Mit ihren großen, blank gebohnerten Fußbodenflächen wirkten die Räume ruhig und groß. In der extravaganten Einrichtung der öffentlichen Gebäude, in denen die Empfänge, Einweihungen und so weiter abgehalten wurden, hatte sich Shevek immer unbehaglich gefühlt. Die Urrasti besaßen Geschmack, doch der schien häufig mit einer Neigung zum Prunk, zum auffallenden Luxus, in Streit zu liegen. Der natürliche, ästhetisch bedingte Wunsch, Dinge zu besitzen, wurde hier von ökonomischen und kompetitiven Zwängen verfälscht, die sich wiederum auf die Qualität der Dinge auswirkten: Alles, was dadurch erreicht wurde, war eine Art mechanischer Üppigkeit. Hier dagegen herrschte Schönheit, erreicht durch kluge Zurückhaltung.

An der Haustür nahm ihnen ein Diener den Mantel ab; Oiies Frau kam aus der Souterrainküche herauf, wo sie der Köchin Anweisungen erteilt hatte, und begrüßte Shevek herzlich.

Bei der Unterhaltung vor dem Abendessen wandte sich Shevek fast ausschließlich und mit einer Freundlichkeit, einem so ausgeprägten Wunsch, ihr zu gefallen, an sie, daß er über sich selber staunte. Aber es war so schön, endlich wieder mit einer Frau zu sprechen! Kein Wunder, daß er sich so ausgeschlossen, so isoliert gefühlt hatte, unter den Männern, immer nur unter Männern, ohne die Spannungen und die Faszination, die im Unterschied der Geschlechter lagen. Und Sewa Oiie war faszinierend! Wenn er die feinen Konturen ihrer Hals- und Schläfenpartie betrachtete, vergaß er seine Abneigung gegen den Urrasti-Brauch, den Frauen den Kopf kahlzurasieren. Sie

war still, beinahe scheu; er versuchte ihr Vertrauen einzuflößen und freute sich sehr, als er anscheinend Erfolg damit hatte.

Bei Tisch gesellten sich zwei Kinder zu Ihnen. Sewa Oiie entschuldigte sich: »Heutzutage findet man in dieser Gegend nirgends ein brauchbares Kindermädchen«, erklärte sie. Shevek stimmte ihr höflich zu, obwohl er nicht wußte, was ein Kindermädchen war. Er sah die kleinen Jungen mit derselben Erleichterung, derselben Freude wie deren Mutter. Seit seiner Abreise von Anarres hatte er fast keine Kinder mehr gesehen.

Es waren sehr saubere und ruhige Kinder, die nur sprachen, wenn man sie etwas fragte. In blaue Samtanzüge gekleidet, bestaunten sie Shevek als Wesen aus dem Weltraum. Der neunjährige war recht streng mit seinem siebenjährigen Bruder, flüsterte ihm zu, man dürfe Fremde nicht anstarren, und kniff ihn kräftig, als der Kleine nicht gleich gehorchte. Der Kleine wehrte sich und versuchte ihn unter dem Tisch zu treten. In ihm hatte das Prinzip der Hierarchie anscheinend noch nicht Fuß gefaßt.

Oiie war hier zu Hause ein anderer Mensch. Seine verschlossene Miene lockerte sich, und er sprach überhaupt nicht mehr träge. Seine Familie behandelte ihn respektvoll, doch dieser Respekt war gegenseitig. Shevek hatte einiges von Oiies Ansichten über Frauen gehört und war daher überrascht, als er feststellen mußte, daß Oiie seine Frau höflich, ja sogar behutsam behandelte. »Das ist Ritterlichkeit«, dachte Shevek, der dieses Wort erst kürzlich gelernt hatte; doch bald schon revidierte er sein Urteil. Es war viel mehr. Oiie liebte seine Frau und vertraute ihr. Er verhielt sich ihr und seinen Kindern gegenüber praktisch genau wie ein Anarresti. Zu Hause schien er plötzlich ein schlichter, brüderlicher Mensch, eben ein *freier* Mensch zu sein.

Für Shevek war es ein sehr enger Rahmen der Freiheit, eine sehr kleine Familie; aber er fühlte sich hier so wohl, fühlte sich selber so befreit, daß er nicht kritisieren wollte.

In einer Gesprächspause sagte der kleinere Junge plötzlich mit heller, klarer Stimme: »Mr. Shevek hat aber nicht sehr gute Manieren.«

»Warum denn nicht?« erkundigte sich Shevek, bevor Oiies Frau den Jungen tadeln konnte. »Was habe ich getan?«

»Du hast nicht danke schön gesagt.«

»Wofür?«

»Als ich dir die Schüssel mit den Gurken gereicht habe«

»Ini! Sei still!«

Sadik! Egoisiere nicht! Der Ton war haargenau der gleiche.

»Ich dachte, du wolltest sie mit mir teilen. Waren sie denn ein Geschenk? In meiner Heimat bedankt man sich nur für Geschenke. Alles andere teilen wir miteinander, ohne darüber zu sprechen.

Hättest du gern die Gurken zurück?«

»Nein, nein! Ich mag sie nicht!« Der Kleine sah Shevek mit dunklen, sehr klaren Augen forschend an.

»Dann ist es besonders leicht, sie zu teilen«, antwortete Shevek. Der Ältere wand sich vor Verlangen, Ini zu kneifen, doch Ini zeigte lachend seine kleinen, schneeweißen Zähne. Nach einer Weile, in einer anderen Gesprächspause, neigte er sich zu Shevek hinüber und fragte leise: »Möchtest du meinen Otter sehen?«

»Ja, gern.«

»Er ist im Garten. Mutter hat ihn rausgesetzt, weil sie dachte, daß er dich stört. Manchmal mögen große Leute keine Tiere.«

»Ich mag sie gern. Bei mir zu Hause gibt es keine Tiere.«

»Wirklich?« Der ältere Junge starrte ihn verblüfft an. »Vater! Mr. Shevek sagt, daß es bei ihm zu Hause keine Tiere gibt!«

Ini starrte ihn ebenfalls an. »Aber was habt ihr denn?«

»Andere Menschen. Fische. Würmer. Und Holumbäume.« »Was sind Holumbäume?«

Bei diesem Thema blieben sie eine halbe Stunde. Zum erstenmal auf Urras bat man Shevek, etwas über Anarres zu erzählen. Die Kinder stellten zwar die Fragen, doch die Erwachsenen hörten voller Interesse zu. Die ethischen Grundsätze sparte Shevek sorgfältig aus; er wollte die Kinder seines Gastgebers nicht indoktrinieren. Er schilderte ihnen einfach, wie es in der Staubwüste aussah, wie es in Abbenay war, was für Kleider man trug, was die Leute taten, wenn sie neue Kleider brauchten, was die Kinder in der Schule lernten.

Dieses letztere entwickelte sich dann trotz aller guten Absichten doch zur Propaganda. Ini und Aevi waren begeistert von dem Stundenplan, der Ackerbau, Tischlern, Abfallverarbeitung, Drucken, Klempnern, Straßenbau, Stückeschreiben und alle anderen Tätigkeiten der Erwachsenen einschloß, und von seinem Eingeständnis, daß niemand jemals für etwas bestraft wurde.

»Obwohl man manchmal gezwungen wird, freiwillig für einige Zeit wegzugehen«, erklärte er.

»Aber was…« — Oiie stieß die Frage heraus, als hätte er sie lange und unter großem Druck zurückgehalten — »was bringt die Leute dazu, sich anständig zu verhalten? Warum berauben und ermorden sie einander nicht?«

»Weil niemand etwas besitzt, das man ihm stehlen oder rauben könnte. Wenn man was braucht, holt man es sich aus dem Magazin. Und was die Gewalttätigkeit betrifft… Na ja, ich weiß nicht Oiie: Würden Sie mich von sich aus umbringen wollen? Und wenn Sie es wollten, würden Sie sich von einem Gesetz daran hindern lassen? Zwang ist das am wenigsten geeignete Mittel, die Ordnung aufrechtzuerhalten.«

»Nun gut, aber wie kriegen Sie die Leute dazu, die Schmutzarbeiten zu verrichten?«

»Was für Schmutzarbeiten?« fragte Oiies Frau, die nicht gleich begriff.

»Müllabfuhr, Gräber schaufeln«, erklärte Oiie. Und Shevek fügte hinzu: »Quecksilberabbau.« Fast hätte er auch noch gesagt: »Kotverarbeitung.« Zum Glück erinnerte er sich jedoch rechtzeitig an das Tabu, mit dem die Ioti skatologische Wörter belegt hatten. Schon während der ersten Zeit seines Aufenthalts auf Urras hatte er festgestellt, daß die Urrasti zwar zwischen Bergen von Exkrementen lebten, aber niemals über Scheiße sprachen.

»Die verrichten wir alle gemeinsam. Aber niemand braucht das lange zu tun, es sei denn, natürlich, die Arbeit gefällt ihm. An jeweils einem Tag in jeder Dekade kann einen der Kommunenausschuß oder der Blockausschuß oder wer immer einen braucht, zu derartigen Arbeiten auffordern; wir sind alle in Turnuslisten erfaßt. Und die unangenehmen oder gefährlichen Arbeiten, wie zum Beispiel in den Quecksilberminen und -fabriken, werden gewöhnlich nur für jeweils ein halbes Jahr im Leben zugeteilt.«

»Aber dann besteht ja die ganze Belegschaft stets nur aus Leuten, die den Job gerade erst lernen!«

»Richtig. Es ist nicht sehr wirtschaftlich, aber was soll man machen? Man kann einem Menschen nicht befehlen, eine Arbeit anzunehmen, bei der er nach ein paar Jahren entweder umkommt oder zum Krüppel wird. Warum sollte er das tun?«

»Kann er den Befehl verweigern?«

»Es ist kein Befehl, Oiie. Er geht zum Büro für Arbeitsteilung und sagt, ich möchte gerne das und das tun, habt ihr etwas für mich? Und dann wird ihm mitgeteilt, wo es Arbeit für ihn gibt.«

»Aber warum melden sich denn überhaupt Leute für die Schmutzarbeit? Warum akzeptiert ihr überhaupt diese zehntäglichen Jobs ?«

»Weil wir sie gemeinsam tun… Und noch aus anderen Gründen. Wie Sie wissen, ist das Leben auf Anarres karg. In den kleineren Kommunen gibt es nicht viel Unterhaltung, und gerade dort fällt sehr viel Arbeit an. Wenn man also ständig an einem mechanischen Webstuhl arbeitet, geht man recht gern an jedem zehnten Tag ins Freie, um eine Rohrleitung zu verlegen oder einen Acker zu pflügen — auch wohl, um mal mit anderen Menschen zusammen zu sein… Und dann ist das natürlich auch eine gewisse Herausforderung. Hier glaubt man, der einzige Anreiz zur Arbeit seien finanzielle Gründe, die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, oder der Wunsch, Profit zu machen. Aber wo es kein Geld gibt, kommen die wirklichen Motive vielleicht deutlicher ans Licht. Die Menschen tun ihre Arbeit gern.

Und es macht ihnen Spaß, sie gut zu tun. Gefährliche und schwere Arbeiten nehmen die Menschen auf sich, weil sie stolz darauf sind, daß sie es schaffen, weil sie damit — wir nennen es tadelnd egoisieren — vor den Schwächeren angeben können. He, seht mal, ihr Kleinen, wie stark ich bin! Verstehen Sie? Was ein Mensch gut macht, das macht er auch gern… Im Grunde ist das wieder das alte Problem des Zwecks und der Mittel. Letztlich wird die Arbeit um ihrer selbst willen getan. Das ist die beständigste Freude im Leben. Dem individuellen Bewußtsein ist das klar. Dem sozialen Bewußtsein — der Meinung der Mitmenschen also — aber ebenfalls. Einen anderen Lohn gibt es auf Anarres nicht; es gibt auch kein anderes Gesetz. Nur die eigene Freude daran und die Achtung der Mitmenschen. Das ist alles. Und so wird die Meinung der Mitmenschen zu einem sehr starken Antriebsfaktor.« »Lehnt sich denn nie jemand dagegen auf?«

»Möglicherweise nicht häufig genug«, sagte Shevek.

»Arbeiten wirklich alle so schwer?« fragte Oiies Frau. »Was passiert denn mit einem Mann, der da nicht mitmachen will?«

»Der zieht eben weiter. Die anderen kriegen ihn langsam satt. Sie machen sich über ihn lustig; oder sie werden handgreiflich, verprügeln ihn; in einer kleineren Kommune kommen sie vielleicht überein, seinen Namen von der Essensliste zu streichen, so daß er selbst kochen und allein essen muß. Das ist sehr demütigend. Also wandert er weiter, läßt sich in einer anderen Kommune nieder, und zieht dann möglicherweise wieder weiter. Manche tun das ihr Leben lang. *Nuchnibi* werden sie genannt. Ich bin auch eine Art *nuchnib*. Ich bin hier, um meinem Arbeitsauftrag aus dem Weg zu gehen. Ich bin nur weiter fortgezogen als die anderen.« Shevek sagte es ganz ruhig; falls ein Anflug von Bitterkeit in seiner Stimme lag, war er für die Kinder nicht zu erkennen und den Erwachsenen unverständlich. Trotzdem blieben sie nach seinen Worten stumm.

»Ich weiß nicht, wer hier die Schmutzarbeit verrichtet«, fuhr er schließlich fort. »Ich sehe nie, daß jemand sie tut. Seltsam. Wer tut sie? Warum tun diese Leute sie? Erhalten sie mehr Geld dafür?«

»Für die gefährlichen Arbeiten, ja; manchmal. Für die niedrigen Arbeiten nicht. Sogar weniger.«

»Aber warum tun sie sie dann?«

»Weil niedriger Lohn besser ist als gar keiner«, antwortete Oiie, und die Bitterkeit in seiner Stimme war nicht zu überhören. Seine Frau wollte ihn unterbrechen, das Thema wechseln, doch er fuhr fort: »Mein Großvater war Hausdiener, hat fünfzig Jahre lang in einem Hotel Fußböden geschrubbt und schmutzige Wäsche gewechselt. Zehn Stunden am Tag, sechs Tage pro Woche. Weil er seine Familie ernähren mußte.« — Oiie hielt abrupt inne, um erst Shevek und dann seiner Frau einen der altbekannten mißtrauischen Blicke zuzuwerfen.

Die Frau erwiderte seinen Blick nicht. Sie lächelte und sagte mit nervöser, kindlicher Stimme: »Demaeres Vater hingegen war ein sehr erfolgreicher Mann. Als er starb, war er Besitzer von vier Firmen.« Sie lächelte wie ein Mensch, der Schmerzen leidet, und legte ihre schmalen Hände beinahe krampfhaft übereinander.

»Auf Anarres gibt es vermutlich keine erfolgreichen Männer«, sagte Oiie voller Sarkasmus. Dann kam die Köchin herein, um die Teller zu wechseln, und er verstummte. Der kleine Ini, der wohl spürte, daß die ernsthafte Unterhaltung erst wieder in Gang kommen würde, wenn die Köchin verschwunden war, fragte laut: »Mutter, darf ich Mr. Shevek nach dem Essen meinen Otter zeigen?«

Als sie ins Wohnzimmer zurückkehrten, durfte Ini seinen Liebling hereinbringen: einen halb ausgewachsenen Landotter, ein auf Urras häufig vorkommendes Tier. Sie waren schon in prähistorischen Zeiten domestiziert worden, wie Oiie erklärte, zuerst als Fisch-Retriever, dann als Haustiere. Das Tier hatte kurze Beine, einen gewölbten, schlanken Rücken und glänzendes, dunkelbraunes Fell. Es war das erste frei herumlaufende Tier, das Shevek aus der Nähe sah, und es hatte weniger Angst vor ihm als er vor dem Tier. Die weißen, scharfen Zähne sahen zum Fürchten aus. Vorsichtig und nur, weil Ini ihn dazu aufforderte, streckte er die Hand aus, um den Otter zu streicheln. Das Tier richtete sich auf die Hinterbeine auf und sah ihn an. Seine Augen waren dunkel, goldgefleckt, klug, neugierig, unschuldig. *»Ammar«,* flüsterte Shevek, zutiefst bewegt von diesem Blick, der den Abgrund zwischen ihnen überbrückte. »Bruder.«

Der Otter grunzte, ließ sich wieder auf alle viere fallen und untersuchte neugierig Sheveks Schuhe.

»Er mag dich«, stellte Ini fest.

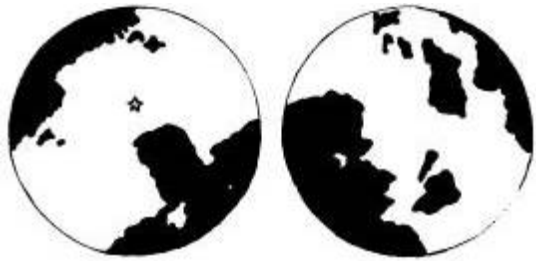
»Ich mag ihn auch«, erwiderte Shevek ein bißchen traurig. Jedesmal, wenn er ein Tier, Vögel im Flug oder die goldene Pracht der herbstlichen Bäume sah, beschlich ihn dieses traurige Gefühl und mischte einen Wermuts tropfen in seine Freude. Zwar dachte er in solchen Momenten nicht bewußt an Takver, an ihre Abwesenheit, aber es war, als sei sie bei ihm, obwohl er nicht direkt an sie dachte. Es war, als trügen ihm die Schönheit und Fremdartigkeit der Tiere und Pflanzen auf Urras eine Botschaft von Takver zu, die all dies nie sehen würde, deren Vorfahren seit sieben Generationen kein einziges Mal das warme Fell eines Tiers berührt oder im Schatten von Bäumen einen Vogel herumflattern gesehen hatten.

Die Nacht verbrachte er in einem Schlafzimmer unter dem Dach. Das Zimmer war kalt — eine willkommene Abwechslung nach den ständig überheizten Räumen in der Universität — und einfach eingerichtet: Bett, Bücherregale, eine Kommode, ein Sessel und ein gestrichener Holztisch. Wie zu Hause, dachte er, die Höhe des Betts

sowie die weiche Matratze, die feinen Wolldecken und Seidenlaken, die Elfenbeinfiguren auf der Kommode, die Ledereinbände der Bücher und die Tatsache ignorierend, daß dieses Zimmer mitsamt seiner Einrichtung, das Haus, in dem es sich befand, und der Boden, auf dem das Haus stand, Privateigentum waren, das Privateigentum von Demaere Oiie, obwohl der es nicht erbaut hatte und auch die Fußböden nicht schrubbte… Energisch schob Shevek diese erdrückenden Gedanken beiseite. Es war ein hübsches Zimmer und unterschied sich gar nicht so sehr von einem Einzelzimmer in einem Wohnheim.

Im Schlaf träumte er von Takver. Er träumte, daß sie neben ihm im Bett lag, daß sie ihn in die Arme nahm, sich eng an ihn schmiegte… Aber in welchem Zimmer waren sie? Wo waren sie? Sie waren auf dem Mond, es war kalt, und sie gingen miteinander spazieren. Es war eine flache Welt, dieser Mond, überall mit einer bläulich-weißen Schneedecke überzogen, obwohl diese Schneedecke nur sehr dünn war, und wenn man sie beiseite schob, kam der schimmernd-weiße Boden zum Vorschein. Er war tot, alles war tot, hier. »In Wirklichkeit ist es ganz anders«, sagte er zu Takver, weil er wußte, daß sie Angst hatte. Sie wanderten auf irgend etwas zu, auf eine ferne Linie, zart und durchscheinend wie Plastikfolie, eine kaum sichtbare Barriere, die sich quer über die weiß beschneite Ebene zog. Im tiefsten Herzen fürchtete sich Shevek davor, sich ihr zu nähern, aber zu Takver sagte er: »Wir sind bald da.« Doch sie antwortete ihm nicht.

6. Kapitel
Anarres



Als Shevek nach einer Dekade im Krankenhaus wieder nach Hause geschickt wurde, kam ihn sein Nachbar vom Zimmer 45 besuchen. Er war Mathematiker, sehr groß und sehr dünn. Da er auf einem Auge schielte, konnte man nie ganz sicher sein, ob er seinen Gesprächspartner ansah. Er und Shevek hatten ein Jahr lang im Wohnheim des Instituts friedlich nebeneinander gelebt, ohne jemals einen vollständigen Satz miteinander zu wechseln.

Jetzt kam Desar zur Tür herein und sah Shevek an oder an ihm vorbei. »Irgendwas?« fragte er.

»Danke, ich habe alles.«

»Abendessen bringen?«

»Mit deinem zusammen?« entgegnete Shevek, von Desars Telegrammstil angesteckt.

»Ja, gut.«

Desar holte ein Tablett mit zwei Portionen vom Refektorium des Instituts herüber, und dann aßen sie gemeinsam in Sheveks Zimmer. So hielten sie es drei Tage lang morgens und abends, bis Shevek sich wieder kräftig genug zum Ausgehen fühlte. Er konnte nicht recht verstehen, warum Desar das für ihn tat. Der Mathematiker war keineswegs freundlich, und die Gepflogenheiten der Brüderlichkeit schienen ihm herzlich wenig zu bedeuten. Einer der Gründe, warum er sich von den Menschen fernhielt, war seine Unaufrichtigkeit, die er vor ihnen verbergen wollte; er war entweder erschreckend träge oder ganz schlicht und offen ein Propertarier, denn Zimmer 45 quoll über von Dingen, die zu behalten er weder das Recht noch eine Veranlassung hatte: Geschirr aus dem Refektorium, Bücher aus der Bibliothek, ein Satz Schnitzmesser aus dem Depot für Handwerkszeug, ein Mikroskop aus irgendeinem Labor, acht verschiedene Wolldecken, ein Schrank voller Kleidungsstücke, die Desar entweder nicht paßten und auch niemals gepaßt hatten, oder aus seiner Kinderzeit stammen

mußten. *Es* sah aus, als sei er nach Lust und Laune in die Magazine und Lagerhäuser gegangen, um sich dort wahllos ganze Arme voll Sachen zu holen, ob er sie nun brauchte oder nicht. »Wozu hebst du das alles bloß auf?« fragte Shevek, als er das Zimmer zum erstenmal betrat. Desar starrte auf einen Fleck neben Sheveks Kopf. »Das sammelt sich eben so an«, antwortete er vage.

Desars Spezialgebiet der Mathematik war so esoterisch, daß niemand im Institut oder der Mathematikföderative seine Fortschritte kontrollieren konnte. Und genau darum hatte er dieses Gebiet gewählt. Er vermutete, daß Shevek dieselben Gründe für seine Wahl hatte. »Arbeit?« sagte er. »Quatsch! Guter Posten hier. Sequenz, Simultaneität — Scheiße.« Es gab Augenblicke, da mochte Shevek Desar, dann wiederum verabscheute er ihn wegen eben derselben Eigenschaften. Trotzdem jedoch schloß er sich eng an ihn an, weil er nämlich beschlossen hatte, sein Leben zu ändern.

Während der Krankheit war er sich darüber klargeworden, daß er zusammenbrechen würde, wenn er weiterhin versuchte, sich von allen abzusondern. Er betrachtete die Situation vom moralischen Standpunkt aus und ging hart mit sich ins Gericht. Er hatte sich gegen das ethische Gebot der Brüderlichkeit von den Menschen zurückgezogen. Nun war Shevek mit einundzwanzig beileibe kein Pharisäer, denn seine ganz persönliche Ethik war leidenschaftlich und konsequent; aber sie war auch in eine starre Form gepreßt, entsprang dem simplifizierenden Odonismus, wie er den Kindern von mediokren Erwachsenen beigebracht wurde, glich einem ständigen inneren Moralpredigen.

Er hatte falsch gehandelt. Er mußte richtig handeln. Und er tat es.

An fünf von zehn Abenden versagte er sich die Physik. Er meldete sich freiwillig in den Verwaltungsausschuß für die Wohnheime des Instituts. Er besuchte Versammlungen der Physikföderative und des Syndikats der Institutsmitglieder. Er schloß sich einer Gruppe an, die Biofeedback-Übungen und Gehirnwellen-Training durchführte. Im Refektorium zwang er sich, an den großen Tischen Platz zunehmen, statt sich mit einem Buch vor der Nase an einen Einzeltisch zu setzen.

Es war erstaunlich: Die Leute schienen nur auf ihn gewartet zu haben. Sie ließen ihn teilnehmen, hießen ihn willkommen, luden ihn als Bettgenossen und Gefährten ein. Sie nahmen ihn überall mit, und so lernte er in einem Zeitraum von drei Dekaden mehr von Abbenay kennen als vorher in einem ganzen Jahr. Mit einer Gruppe fröhlicher junger Leute besuchte er Sportplätze, Handwerkszentren, Schwimmbäder, Festivals, Museen, Theater und Konzerte.

Die Konzerte: Sie waren eine Offenbarung für ihn, ein freudiger Schock.

Er war hier in Abbenay bisher in kein Konzert gegangen, zum

Teil, weil er die Musik als etwas auffaßte, was man tat, und nicht als etwas, dem man zuhörte. Als Kind hatte er stets in Chören gesungen oder in Ensembles ein Instrument gespielt; das hatte ihm sehr viel Freude gemacht, aber sein Talent war nicht sehr ausgeprägt. Und das war alles, was er über Musik wußte.

In den Lernzentren wurden alle Fähigkeiten gelehrt, die man zur Kunstausübung brauchte: Es gab Kurse in Gesang, Metrik, Tanz, im Umgang mit Pinsel, Stechbeitel, Messer, Töpferscheibe und so weiter. Alles war überaus pragmatisch: Die Kinder lernten sehen, sprechen, hören, sich bewegen, die Hände gebrauchen. Es gab keine Grenze zwischen Kunst und Handwerk; die Kunst wurde nicht als etwas betrachtet, das einen Platz im Leben des Menschen hat, sondern als eine grundlegende Technik des Lebens, wie die Sprache. So hatte die Architektur ungehindert und schon sehr früh einen konsequenten Stil entwickeln können, klar und einfach, aber fein abgestimmt in den Proportionen. Malerei und Bildhauerei wurden weitgehend als Elemente der Architektur und der Stadtplanung verwendet. Auf dem Gebiet der Wortkunst hingegen galten die Poesie und das Geschichtenerzählen eher als vergänglich, mit dem Gesang und dem Tanz verbunden; einzig das Theater stand für sich allein, und nur das Theater wurde als »die Kunst« bezeichnet, als ein in sich geschlossenes Ganzes. Es gab zahlreiche regionale Bühnen und Reisegruppen von Schauspielern und Tänzern, Repertoire-Ensembles, häufig mit einem eigenen Bühnenautor. Sie boten Tragödien, halb improvisierte Komödien, Possenspiele und waren in den einsamen Wüstendörfern so willkommen wie der Regen. Überall, wo sie auftraten, waren sie *das* Ereignis des Jahres. Aus der Isolation und dem Kommunalismus der Anarresti-Weltanschauung entstanden und als Verkörperung dieser Eigenschaften hatte die Schauspielkunst eine ganz außergewöhnliche Kraft und Brillanz erreicht.

Shevek jedoch hatte nicht sehr viel Sinn für das Theater. Die Pracht der Sprache gefiel ihm zwar, doch die Idee des Schauspielens an sich lag ihm nicht. Und erst in diesem zweiten Jahr in Abbenay entdeckte er endlich seine ganz persönliche Kunst: nämlich jene, die aus der Zeit gemacht wird. Irgend jemand nahm ihn mit zu einem Konzert beim Musiksyndikat. Am nächsten Abend ging er wieder hin. Er ging zu jedem einzelnen Konzert — wenn möglich, mit seinen neuen Bekannten, wenn es sein mußte, aber auch allein. Die Musik war ihm ein dringendes Bedürfnis, eine weit tiefere Befriedigung als die Kameradschaft.

Seine Bemühungen, aus seiner inneren Abgeschlossenheit auszubrechen, waren jedoch nicht erfolgreich, und das war ihm klar. Er schloß keine engeren Freundschaften. Er kopulierte mit einigen Mädchen, doch diese Kopulationen brachten ihm nicht die Freude, die

sie hätten bringen sollen. Er gab damit lediglich einem körperlichen Bedürfnis nach, wie er es tat, wenn er sich entleerte, und hinterher empfand er Scham, weil er einen anderen Menschen als Objekt benutzt hatte. Da war die Masturbation schon vorzuziehen, ein angemessener Ausweg für einen Mann wie ihn. Einsamkeit war sein Schicksal; er war in seinen Erbanlagen gefangen. Sie hatte es selbst ausgesprochen: »Die Arbeit kommt zuerst.« Ganz ruhig hatte Rulag es gesagt, als Feststellung einer Tatsache, unfähig, etwas daran zu ändern, aus ihrer kalten Zelle auszubrechen. Genauso war es jetzt mit ihm. Sein Herz sehnte sich nach ihnen, den freundlichen, jungen Seelen, die ihn Bruder nannten, aber er konnte sie nicht erreichen, und sie nicht ihn. Er war zum Alleinsein geboren, ein verdammter, kalter Intellektueller, ein Egoist.

Die Arbeit kam zuerst; aber sie ging nicht weiter. Genau wie der Sex hätte sie ihm Freude bereiten sollen und tat es nicht. Er hockte immer wieder über denselben Problemen und kam der Lösung von Tos Temporalparadoxon um keinen Schritt näher, ganz zu schweigen von der Simultaneitätstheorie, von der er im vergangenen Jahr geglaubt hatte, sie endlich fest im Griff zu haben. Diese Selbstsicherheit kam ihm jetzt einfach unbegreiflich vor. Hatte er wahrhaftig geglaubt, im Alter von zwanzig Jahren eine Theorie entwickeln zu können, die die Grundlagen der kosmologischen Physik verändern würde? Anscheinend war er schon eine ganze Zeitlang vor Ausbruch des Fiebers nicht ganz bei Verstand gewesen. Er schrieb sich bei zwei Arbeitsgruppen für philosophische Mathematik ein, überzeugt, daß er sie wirklich brauchte, und wollte nicht zugeben, daß er diese Vorlesungen ebenso gut hätte halten können wie der Dozent. Sabul ging er möglichst aus dem Weg.

In der ersten, energischen Phase neu gefaßter Entschlüsse machte er es sich zur Aufgabe, Gvarab besser kennenzulernen. Sie reagierte, so gut es ging, aber der Winter war für sie hart gewesen; sie war krank, schwerhörig und alt. Sie begann im Frühjahr eine neue Vorlesung, die sie aber wieder aufgeben mußte. Sie war geistesabwesend, erkannte Shevek zuweilen gar nicht und schleppte ihn ein anderes Mal wieder mit in ihr Wohnheim, um sich den ganzen Abend mit ihm zu unterhalten. Er war inzwischen über Gvarabs Niveau hinausgekommen und fand diese endlosen Gespräche mühsam. Entweder mußte er sich von Gvarab stundenlang mit Wiederholungen all dessen, was er bereits wußte oder zum Teil widerlegt hatte, langweilen lassen, oder er mußte ihr weh tun und sie in Verwirrung bringen, indem er versuchte, sie zu korrigieren. Das überstieg sowohl die Geduld als auch das Taktgefühl eines Menschen seines Alters, und *so* ging er Gvarab schließlich aus dem Weg, wenn auch mit sehr schlechtem Gewissen.

Außer ihr jedoch gab es niemanden mehr, mit dem er fachsimpeln konnte. Im Institut wußte niemand genug über die reine Temporalphysik, um mit ihm Schritt halten zu können. Er hätte seine Erkenntnisse ja gern weitergegeben, aber man hatte ihm am Institut immer noch keinen Lehrauftrag oder Hörsaal zugeteilt; das Lehrer-Studenten-Mitglieder-Syndikat hatte seinen Antrag abgelehnt. Sie wollten keinen Streit mit Sabul.

Im Laufe des Jahres gewöhnte er es sich an, einen großen Teil seiner Zeit mit dem Abfassen von Briefen an Atro und andere Physiker und Mathematiker auf Urras zu verbringen. Nur wenige dieser Briefe wurden auch abgeschickt. Einige, die er geschrieben hatte, vernichtete er hinterher. Er hatte entdeckt, daß Loai An, ein Mathematiker, dem er einen sechs Seiten langen Diskurs über die temporale Reversibilität geschickt hatte, bereits seit zwanzig Jahren tot war; er hatte vergessen, das biographische Vorwort von Ans *Geometrie der Zeit* zu lesen. Andere Briefe, die er durch die Frachter von Urras befördern lassen wollte, wurden von den Verwaltern des Hafens von Abbenay aufgehalten. Da alle Vorgänge dort die Koordination vieler verschiedener Syndikate erforderten, unterstand der Hafen der direkten Kontrolle der PDK, und einige Koordinatoren mußten lotisch verstehen. Diese Hafenverwalter mit ihren Spezialkenntnissen und ihrer wichtigen Position entwickelten nur allzu leicht die Mentalität echter Bürokraten: Sie sagten automatisch nein. Den Briefen an Mathematiker mißtrauten sie grundsätzlich, weil sie verdächtig nach Geheimschrift aussahen und weil ihnen niemand glaubhaft versichern konnte, daß sie nicht in Geheimschrift abgefaßt waren. Briefe an Physiker ließen sie durchgehen, wenn Sabul, ihr Berater, sie billigte; was er allerdings nicht tat, wenn sie ein Thema behandelten, das außerhalb Sabuls eigener Auffassung von Sequenzphysik lag. »Nicht zuständig«, knurrte er dann und schob den Brief einfach beiseite. Shevek schickte ihn trotzdem an die Hafenverwaltung und bekam ihn mit der Bemerkung *Nicht für den Export freigegeben* zurück.

Er trug die Angelegenheit der Physikföderative vor, an der Sabul nur selten teilnahm. Niemand dort hielt die Frage der freien Kommunikation mit dem ideologischen Feind für wichtig. Einige tadelten Shevek, weil er auf einem so mysteriösen Gebiet arbeitete, daß kein zweiter Gelehrte auf seiner Welt, wie er selber eingestand, kompetent darin war. »Aber es ist doch nur ganz einfach neu«, versicherte er, und kam auch damit kein bißchen weiter.

»Wenn es neu ist, dann teile es mit uns, statt mit den Propertariern!«

»Das habe ich ja versucht! Ich habe jetzt seit einem Jahr in jedem Quartal um eine Vorlesung gebeten. Und ihr habt jedesmal geantwortet, es bestehe nicht genug Interesse daran. Habt ihr etwa

Angst davor, weil es neu ist?«

Damit machte er sich keine Freunde. Er ging im Zorn.

Und schrieb weiterhin Briefe nach Urras, obwohl er sie nicht mehr abschickte. Die Tatsache, daß er an jemanden schrieb, der ihn vielleicht verstehen würde — der ihn vielleicht verstanden hätte —, ermöglichte es ihm erst, zu schreiben, zu denken. Sonst wäre er nicht dazu in der Lage gewesen.

Die Dekaden vergingen, die Quartale. Zwei-, dreimal im Jahr kam die Belohnung: ein Brief von Atro oder einem anderen Physiker in A-Io oder Thu, ein langer Brief, eng beschrieben, engstirnig argumentiert, Theorie von der Anrede bis zur Unterschrift, nichts als abstruse metamathematisch-ethisch-kosmologische Temporalphysik, verfaßt in einer Sprache, die er nicht sprechen konnte, von Männern, die er nicht kannte und die eifrig versuchten, seine Theorien zu widerlegen, von Feinden seiner Heimat, von Rivalen, Fremden, Brüdern.

Tagelang nach dem Empfang eines solchen Briefes war er reizbar und doch überglücklich, arbeitete Tag und Nacht, sprudelte von Ideen über wie ein Springbrunnen. Dann kam er langsam, unter verzweifeltem Aufbäumen, wieder auf die Erde zurück, auf den alten, trockenen Boden — und versiegte.

Als er sein drittes Jahr am Institut beendete, starb Gvarab. Er bat, bei der Gedenkfeier für sie sprechen zu dürfen, die wie üblich an dem Platz gehalten wurde, an dem die oder der Tote gearbeitet hatte: in diesem Fall in einem Hörsaal des Physikgebäudes. Er war der einzige Redner. Von den Studenten nahm keiner teil; Gvarab hatte seit zwei Jahren keine Vorlesungen mehr gehalten. Es kamen ein paar ältere Mitglieder des Instituts sowie Gvarabs Sohn, ein Agrarchemiker aus Nordost. Shevek stand dort, wo die alte Physikerin bei ihren Vorträgen immer gestanden hatte. Mit seiner von der jetzt chronischen Wintererkältung heiseren Stimme sagte er seinen Zuhörern, daß Gvarab den Grundstein für die Zeitwissenschaft gelegt habe und die größte Kosmologin gewesen sei, die jemals am Institut gearbeitet habe. »Jetzt haben wir Physiker unsere Odo«, erklärte er. »Wir haben sie verehrt, aber wir haben ihr nicht die gebührende Ehre erwiesen.« Hinterher bedankte sich eine alte Frau bei ihm. »Wir haben immer unseren Zehnttag zusammen genommen, Gvarab und ich. Wir haben die Hausmeisterarbeiten in unserem Block erledigt und uns immer so gern unterhalten«, sagte Sie mit Tränen in den Augen, unter dem eisigen Wind zitternd, als sie das Gebäude verließen. Der Agrarchemiker murmelte ein paar Höflichkeitsfloskeln und eilte davon, um einen Transport zurück nach Nordost zu erreichen. Von Kummer, Ungeduld und Frustration getrieben, streifte Shevek ziellos durch die Stadt.

Drei Jahre war er nun hier, und was hatte er geleistet? Ein Buch, dessen Ruhm Sabul für sich in Anspruch nahm; fünf oder sechs unveröffentlichte Arbeiten; und eine Grabrede für ein vergeudetes Leben.

Alles, was er tat, wurde mißverstanden. Um es ehrlicher zu formulieren: Nichts, was er tat, war von Bedeutung. Er erfüllte keine wichtige Funktion, weder auf persönlichem noch auf gesellschaftlichem Gebiet. Im Grunde war er — keine Ausnahme in seinem Beruf — mit zwanzig Jahren ausgebrannt. Er würde niemals weiterkommen. Er stand endgültig vor der Mauer.

Vor dem Saal des Musiksyndikats blieb er stehen, um sich das Programm für die laufende Dekade anzusehen. An diesem Abend gab es kein Konzert. Er wandte sich ab — und stand Bedap gegenüber.

Bedap, stets in der Defensive und sehr kurzsichtig, gab kein Zeichen des Erkennens. Shevek packte ihn beim Arm.

»Shevek! Verdammt noch mal — du bist es!« Sie umarmten einander, küßten sich, lösten sich voneinander, umarmten sich abermals. Eine Woge von Liebe überschwemmte Shevek. Wieso? Im letzten Jahr am Regionalinstitut hatte er Bedap nicht mal besonders gemocht. Sie hatten sich in diesen drei Jahren keinen einzigen Brief geschrieben. Ihre Freundschaft war eine Jugendfreundschaft gewesen, aus und vorbei. Und dennoch war da diese Liebe und flammte auf wie ein geschürtes Feuer.

Sie gingen weiter, plauderten, merkten nicht einmal, wohin sie gingen. Sie ruderten mit den Armen und unterbrachen einander. Die breiten Straßen von Abbenay lagen verödet in der Winternacht. An jeder Kreuzung warf die matte Straßenbeleuchtung einen silbrig schimmernden Lichtteich aufs Pflaster, durch den trockene Schneeflocken schössen wie winzige Fische, die ihrem eigenen Schatten nachjagen. Hinter dem Schnee kam bitterkalt der schneidende Wind. Fühllose Lippen und klappernde Zähne begannen die Unterhaltung zu behindern. Schließlich nahmen sie den Zehn-Uhr-Bus zum Institut; Bedaps Wohnheim lag weit draußen am Westrand der Stadt — ein langer Weg in der klirrenden Kälte.

Er musterte Zimmer 46 mit ironischem Staunen. »Aber Shev, du wohnst ja wie ein dreckiger Urrasti-Profitler!«

»Hör auf! So schlimm ist es doch wirklich nicht! Zeig mir irgend etwas Exkrementelles.« Tatsächlich enthielt das Zimmer im Wesentlichen nur das, was es enthalten hatte, als Shevek einzog. Bedap deutete auf die Bettstatt: »Die Decke.«

»Die war schon hier, als ich kam. Irgend jemand hat sie handgearbeitet und sie hier gelassen, als er auszog. Ist eine Decke denn zuviel, in einer so kalten Nacht?«

»Die Farbe ist jedenfalls eindeutig exkrementeil«, antwortete

Bedap. »Ich, als Funktionsanalytiker, muß darauf hinweisen, daß für Orange keine Notwendigkeit besteht. Orange erfüllt im Sozialgefüge weder auf dem zellularen noch auf dem organischen Sektor eine lebenswichtige Funktion, und schon gar nicht auf dem holorganismischen oder dem zentralen ethischen Sektor; in welchem Fall Toleranz weniger ratsam ist als Exkretion. Färb die Decke schmutzig-grün, Bruder! — Was ist denn das da alles für Zeug?« »Notizen.«

»In Geheimschrift?« fragte Bedap, der mit einer Kaltschnäuzigkeit in einem Notizbuch blätterte, die, wie Shevek sich erinnerte, charakteristisch für ihn war. Er hatte einen noch weniger ausgeprägten Sinn für Privatdinge — für privaten Besitz — als die meisten anderen Anarresti. Nie hatte Bedap auch nur einen Lieblingsbleistift gehabt, den er ständig mit sich herumtrug, oder ein altes Hemd, an dem er hing und das er nicht gern in die Wiederverwertung gab, und wenn er ein Geschenk bekam, gab er sich aus Rücksicht auf den Geber Mühe, es gut aufzubewahren, hatte es aber stets bald verloren. Er war sich dieses Wesenszugs bewußt und behauptete, er beweise, daß er weniger primitiv sei als die meisten anderen Menschen, ein frühes Exemplar des Zukunftsmenschen, des wahren, geborenen Odoniers. In gewisser Weise aber besaß er doch ein Gefühl für Privatsphäre. Und die begann für ihm beim Schädel, bei seinem eigenen und bei dem der anderen, und von dieser Grenze an war für ihn alles tabu. Er stellte niemals bohrende Fragen. Auch jetzt sagte er lediglich: »Erinnerst du dich an diese komischen Briefe, die wir uns in Geheimschrift schrieben, als du beim Aufforstungsprojekt arbeitetest?« »Das ist keine Geheimschrift. Das ist lotisch.« »Du kannst lotisch? Warum schreibst du in einer Fremdsprache?«

»Weil auf diesem Planeten niemand versteht, was ich sage. Oder nicht verstehen will. Der einzige Mensch, der es konnte, ist vor drei Tagen gestorben.«

»Sabul ist tot?«

»Nein, Gvarab. Sabul ist nicht tot. Leider.«

»Wo liegt das Problem?«

»Im Zusammenhang mit Sabul? Bei ihm. Zur Hälfte Neid, zur anderen Hälfte Unfähigkeit.«

»Ich dachte, sein Buch über die Kausalität wäre so erstklassig! Das hast du selber einmal gesagt.«

»Das war auch meine Meinung — bis ich die Quellen gelesen habe. Es sind alles Urrasti-Ideen. Und nicht mal neue. Seit zwanzig Jahren hat er nicht einen einzigen eigenen Gedanken gehabt. Und auch kein einziges Bad genommen.«

»Was machen denn deine Ideen?« forschte Bedap, eine Hand auf die Notizbücher gelegt. Er musterte Shevek aufmerksam. Bedap hatte

kleine, ein wenig zusammengekniffene Augen, ein kraftvolles Gesicht, einen kräftigen, untersetzten Körper. Er hatte die Angewohnheit, an seinen Fingernägeln zu kauen, und sie im Lauf der Jahre zu schmalen Streifen auf seinen plumpen, überempfindlichen Fingerspitzen reduziert.

»Denen geht's nicht besonders gut«, sagte Shevek und setzte sich auf die Bettplattform. »Ich betätige mich auf dem falschen Gebiet.«

Bedap grinste. »Du?«

»Ich möchte mich am Ende dieses Quartals um einen anderen Auftrag bemühen.«

»Um was für einen?«

»Ist mir egal. Als Lehrer, als Ingenieur. Nur weg, aus dieser elenden Physik!«

Bedap setzte sich auf den Schreibtischstuhl, kaute auf einem Fingernagel und erklärte: »Das klingt komisch.«

»Ich habe meine Grenzen erkannt.«

»Ich wußte nicht, daß du welche hast. In der Physik, meine ich. Du hattest immer alle möglichen Grenzen und Fehler. Aber nicht in der Physik. Ich bin kein Temporalist, das weiß ich. Aber man muß ja nicht schwimmen können, um einen Fisch zu erkennen, man muß nicht leuchten, um einen Stern zu sehen…«

Shevek sah seinen Freund an, und nun stieß er heraus, was er bisher noch nicht einmal sich selbst eingestanden hatte: »Ich habe sogar schon an Selbstmord gedacht. Häufig. In diesem Jahr. Es schien mir das beste.«

»Aber kaum ein Weg, auf dem man auf der anderen Seite des Leidens herauskommt.«

Shevek lächelte bedrückt.

»Das weißt du noch?«

»Genau. Das war damals eine sehr wichtige Diskussion für mich. Und für Takver und Tirin, glaube ich, auch.«

»Wirklich?« Shevek stand auf. Er hatte nur vier Schritte Platz, aber konnte einfach nicht stillsitzen. »Für mich war sie damals auch wichtig«, sagte er, ans Fenster tretend. »Aber hier habe ich mich verändert. Hier ist irgend etwas falsch. Was, weiß ich nicht.«

»Ich schon«, erklärte Bedap. »Die Mauer. Du stehst hier vor der Mauer.«

Mit angstvollem Ausdruck drehte sich Shevek um. »Die Mauer?«

»In deinem Fall scheint Sabul die Mauer zu sein; und seine Anhängerinden Naturwissenschaftssyndikaten und der PDK. Ich zum Beispiel bin jetzt seit vier Dekaden in Abbenay. Seit vierzig Tagen. Lange genug, um festzustellen, daß ich hier auch in vierzig Jahren nichts von dem erreichen werde, was ich erreichen will, nämlich die Verbesserung des naturwissenschaftlichen Unterrichts in den

Lernzentren. Es sei denn, es gibt eine Veränderung. Oder ich schließe mich den Feinden an.« — »Den Feinden?«

»Den kleinen Geistern. Sabuls Freunden. Denen, die an der Macht sind.«

»Was sagst du da, Dap? Wir haben doch gar keine Machtstruktur!«

»Nein? — Und was macht deinen Sabul so stark?«

»Bestimmt keine Machtstruktur, keine Regierung. Schließlich sind wir hier nicht auf Urras.«

»Nein. Es stimmt, wir haben keine Regierung und keine Gesetze. Aber soweit ich sehen kann, sind *Ideen* nicht mal auf Urras von Gesetzen und Regierungen kontrolliert worden. Wenn das so gewesen wäre, wie hätte Odo dann ihre Ideen ausarbeiten können? Wie hätte der Odonismus zu einer Weltbewegung werden können? Die Archisten haben versucht, ihn mit Gewalt zu zertreten, und haben es nicht geschafft. Man kann Ideen nicht ausrotten, indem man sie unterdrückt. Man kann sie höchstens ausrotten, wenn man sie ignoriert. Wenn man sich weigert, zu denken, wenn man sich weigert, Veränderungen zu akzeptieren. Und genau das ist es, was unsere Gesellschaft hier tut! Sabul nutzt dich aus, wo er kann, und wo er es nicht kann, verhindert er, daß du veröffentlichen, lehren, ja sogar arbeiten darfst. Stimmt's? Mit anderen Worten, er besitzt *Macht* über dich. Woher bekommt er diese Macht? Nicht durch rechtmäßige Autorität, die gibt es nicht. Nicht durch intellektuelle Leistungen, denn die bringt er nicht. Er bezieht sie aus der angeborenen Feigheit des durchschnittlichen Menschen. Öffentliche Meinung! Das ist die Machtstruktur, an der er beteiligt ist und die er gut zu benutzen weiß. Das ist die uneingestandene, uneingestehbare Regierung, die die odonische Gesellschaft beherrscht, indem sie den individuellen Verstand abwürgt.«

Shevek stützte beide Hände auf die Fensterbank und spähte durch die schwachen Reflexe auf dem Glas in die Dunkelheit hinaus. Endlich sagte er: »Verrücktes Geschwätz, Dap.«

»Nein, Bruder — ich bin nicht verrückt. Was die Menschen zum Wahnsinn treibt, ist der Versuch, außerhalb der Realität zu leben. Die Realität ist schrecklich. Sie kann uns kaputtmachen. Und wenn wir ihr Zeit lassen, wird sie uns tatsächlich kaputtmachen. Die Realität, das ist der Schmerz — das hast *du* gesagt. Aber es sind die Lügen, das Zurückweichen vor der Realität, was uns verrückt macht. Es sind die Lügen, die in dir den Wunsch zum Selbstmord wecken…«

Shevek wandte sich zu ihm um. »Aber du kannst doch hier nicht von einer Regierung sprechen!«

»Tomars *Definitionen:* ›Regierung: Die legale Anwendung der Macht zur Aufrechterhaltung und Erweiterung der Macht.‹ — Ersetze

›legal‹ mit ›gewohnheitsmäßig‹, und du hast Sabul mitsamt dem Instruktionssyndikat und der PDK.«

»Der PDK!«

»Die PDK ist inzwischen zu einer im Grunde archistischen Bürokratie geworden.«

Nach einem Moment lachte Shevek ein wenig unnatürlich und sagte: »Na, hör mal, Dap — das ist ja alles ganz amüsant, aber es ist auch ein bißchen krankhaft, nicht wahr?«

»Shev, hast du jemals über das nachgedacht, was die analogische Logik ›Krankheit‹ nennt, soziale Unzufriedenheit, Unzuverlässigkeit, Alienation — daß man das alles auch als Schmerz bezeichnen kann, als das, was du damals meintest, als du über den Schmerz, über das Leiden sprachst? Und daß es, genau wie der Schmerz, im Organismus eine Funktion erfüllt?«

»Nein!« entgegnete Shevek heftig. »Ich habe das damals persönlich gemeint, seelisch.«

»Aber du hast von körperlichen Leiden gesprochen, von einem Mann, der an Verbrennungen starb. Und ich spreche von seelischen Leiden! Von Menschen, die zusehen müssen, wie ihr Talent, ihre Arbeit, ihr Leben vergeudet wird. Von Menschen mit gutem Verstand, die sich dummen Menschen beugen müssen. Von Kraft und Mut, die von Neid, Mißgunst, Machtgier, Angst vor Veränderungen erstickt werden. Veränderung bedeutet Freiheit, Veränderung bedeutet Leben: Gibt es im odonischen Denken etwas Wesentlicheres als das? Aber heutzutage gibt es keine Veränderung mehr.

Unsere Gesellschaft ist krank. Das weißt du. Du leidest an ihrer Krankheit. An der Selbstmordkrankheit!«

»Jetzt reicht's aber, Dap. Hör endlich auf!«

Bedap schwieg. Methodisch, nachdenklich begann er an seinem Daumennagel zu kauen.

Shevek setzte sich wieder auf die Bettplattform und legte den Kopf in beide Hände. Lange schwiegen beide. Es hatte aufgehört zu schneien. Ein trockener, dunkler Wind rüttelte an der Fensterscheibe. Das Zimmer war kalt; keiner der beiden jungen Männer hatte den Mantel ausgezogen.

»Hör mal, Bruder«, sagte Shevek schließlich, »nicht unsere Gesellschaft behindert die Kreativität des einzelnen, sondern die Armut von Anarres. Dieser Planet ist nicht dazu geschaffen, eine Zivilisation zu tragen. Wenn wir uns gegenseitig im Stich lassen, wenn wir nicht unsere persönlichen Wünsche zugunsten des Gemeinwohls aufgeben, dann kann uns nichts, gar nichts auf dieser öden Welt retten. Unsere einzige Ressource ist die menschliche Solidarität.«

»Solidarität, jawohl! Schon auf Urras, wo die Nahrung von den Bäumen fällt, selbst dort hat Odo gesagt, daß die menschliche

Solidarität unsere einzige Hoffnung ist. Aber wir haben diese Hoffnung verraten. Wir haben Kooperation zu Gehorsamspflicht werden lassen. Auf Urras besteht eine Minderheitsregierung. Hier besteht eine Mehrheitsregierung. Aber immerhin eine Regierung! Das Sozialbewußtsein ist nicht mehr etwas Lebendiges, sondern eine Maschine, eine von Bürokraten beherrschte Machtmaschine!«

»Wir können uns beide innerhalb der nächsten paar Dekaden freiwillig zur PDK melden oder per Lotterie dorthin abgestellt werden. Würde uns das zu Bürokraten machen, zu Chefs?«

»Aber es sind ja gar nicht die einzelnen, die zur PDK abgestellt werden, Shev. Die meisten von ihnen sind so wie wir. Viel zu sehr wie wir. Wohlmeinend, naiv. Und es ist nicht nur die PDK. Es ist überall auf Anarres. Lernzentren, Institute, Minen, Hüttenwerke, Fischereibetriebe, Konservenfabriken, landwirtschaftliche Entwicklungs- und Forschungsstationen, Industriebetriebe, Einheitsproduktkommunen — alles, was funktionieren soll, erfordert Fachwissen und einen stabilen Aufbau. Diese Stabilität jedoch gibt den autoritären Impulsen Raum. In den Anfangsjahren der Besiedlung war uns das klar, hüteten wir uns davor. Die Menschen unterschieden sorgfältig zwischen dem Verwalten von Dingen und dem Regieren von Menschen. Und weil ihnen das so gut gelang, vergaßen wir vollkommen, daß der Wunsch, andere zu beherrschen, den»Menschen ebenso angeboren ist wie der Impuls zu gegenseitiger Hilfe und in jeder neuen Generation bei jedem einzelnen wieder gezügelt werden muß. Niemand wird als Odonier geboren — ebenso wie niemand zivilisiert geboren wird. Aber das haben wir vergessen. Wir erziehen nicht zur Freiheit. Die Erziehung, die wichtigste Tätigkeit der Sozialstruktur, ist starr, moralistisch, autoritär geworden. Die Kinder lernen Odos Worts *nachzuplappern,* als handle es sich um *Gesetze* und das ist die allerschlimmste Blasphemie!«

Shevek zögerte. Er hatte als Kind zuviel von der Art Unterricht mitbekommen, von der Bedap jetzt sprach, um Bedaps Kritik zu widerlegen.

Sogar im Institut hier war er ihr ausgesetzt gewesen.

Bedap nutzte seinen Vorteil rücksichtslos. »Es ist immer leichter, nicht für sich selbst denken zu müssen. Such dir eine hübsche, gesicherte Hierarchie und mach es dir darin gemütlich. Bloß keine Veränderungen machen, bloß keine Mißbilligung herausfordern, bloß nicht die Syndiks verärgern! Der bequemste Weg ist immer noch, sich ganz einfach regieren zu lassen.«

»Aber es ist keine Regierung, Dap! Jedes Team und jedes Syndikat wird von den Experten und den alten Hasen geleitet; weil die ihre Arbeit am besten verstehen. Und die Arbeit muß ja schließlich getan werden! Und was die PDK betrifft, gewiß, sie könnte zu einer

Hierarchie, zu einer Machtstruktur werden, wenn sie nicht geschaffen worden wäre, um eben genau das zu verhindern. Sieh dir doch an, wie sie zusammengesetzt ist! Freiwillige, durch das Los bestimmt; ein Jahr Ausbildung; dann vier Jahre Dienst; dann raus. In einem derartigen System und mit nur vier Jahren Zeit *kann* doch überhaupt niemand Macht erlangen, Macht im archistischen Sinn.«

»Manche bleiben länger als vier Jahre.«

»Die Berater? Die verlieren ihr Wahlrecht.«

»Das Wahlrecht ist unwichtig. Es gibt Leute hinter der Szene…«

»Ach, hör doch auf! Das ist Paranoia! Hinter der Szene — wie denn? Hinter welcher Szene? Jeder kann an den PDK-Sitzungen teilnehmen, und wenn er ein interessierter Syndik ist, kann er mitdiskutieren und abstimmen! Willst du vielleicht behaupten, daß wir hier Politi*ker* haben?« Shevek war wütend auf Bedap; seine abstehenden Ohren waren tiefrot, seine Stimme war laut geworden. Es war schon spät; draußen war nirgends mehr ein Licht zu sehen. Desar, in Zimmer 45, klopfte, Ruhe heischend, an die Trennwand.

»Ich sage nur, was du auch weißt«, erwiderte Bedap mit gedämpfter Stimme. »In Wirklichkeit wird die PDK von Leuten wie Sabul beherrscht — und zwar Jahr um Jahr um Jahr um Jahr.«

»Wenn du das so genau weißt, warum hast du das denn noch nicht an die Öffentlichkeit gebracht?« warf ihm Shevek mit heiserer Flüsterstimme vor. »Warum hast du nicht eine Kritikversammlung deines Syndikats einberufen, wenn du über die Fakten verfügst? Wenn deine Ideen einer öffentlichen Untersuchung nicht standhalten, will ich sie auch nicht als nächtliche Flüsterparolen hören.« Bedaps Augen waren ganz klein geworden, hart wie Stahlkugeln. »Bruder«, sagte er, »du bist selbstgerecht. Das warst du immer. Sieh doch einmal über dein eigenes, verdammtes reines Gewissen hinaus! Ich komme hierher zu dir und flüstere, weil ich weiß, daß ich dir vertrauen kann! Verdammt noch mal! Mit wem kann ich denn sonst sprechen? Willst du, daß es mir geht wie Tirin?«

»Wie Tirin?« Shevek war so erschrocken, daß er seine Stimme hob. Bedap mahnte ihn mit einer Geste in Richtung Trennwand zur Ruhe. »Was ist denn mit Tirin? Wo ist er?« »In der Anstalt auf der SegvinaInsel.« »In der Anstalt?«

Bedap zog die Knie bis ans Kinn und schlang die Arme um die Beine, um seitwärts auf dem Stuhl sitzen zu können. Er sprach jetzt ruhig und ein wenig zögernd.

»Tirin schrieb ein Jahr nach deiner Abreise ein Theaterstück und brachte es auf die Bühne. Es war komisch — verrückt — du kennst ja seine Art.« Mit der Hand fuhr sich Bedap durch das struppige, sandfarbene Haar, zog die Strähnen aus dem Zopf. »Dumme Menschen konnten es als anti-odonisch interpretieren. Leider sind viele

Menschen dumm. Es gab einen Eklat. Er wurde verwarnt, öffentlich. So etwas habe ich noch nie erlebt. Alle kommen zu deiner Syndikatsversammlung und sagen dir ihre Meinung. Früher diente so etwas dazu, einen herrschsüchtigen Vorarbeiter oder Verwalter an seinen Platz zu verweisen. Jetzt befehlen sie dabei nur noch dem einzelnen, nicht mehr selbständig zu denken. Es war schlimm. Tirin konnte es nicht verkraften. Ich glaube, es hat ihn wirklich ein bißchen um den Verstand gebracht. Er hatte hinterher das Gefühl, daß alle gegen ihn waren. Und fing an, zuviel zu reden — bitter zu reden.

Nicht unvernünftig, aber sehr kritisch und immer sehr bitter. Und zu allen und jedem. Nun ja, und dann beendete er seine Ausbildung am Institut als Mathematiklehrer und forderte einen Auftrag an. Er bekam auch einen. Bei einem Straßenbautrupp in Southsetting. Er protestierte, es müsse sich um einen Irrtum handeln, aber die Arbteil-Computer bestätigten den Auftrag. Also nahm er ihn an.«

»Aber Tir hat, solange ich ihn kenne, niemals im Freien gearbeitet«, warf Shevek ein. »Seit er zehn Jahre alt war. Er hat sich immer nur Schreibtischjobs verschafft. Insofern war das Arbeitsteilungsbüro nur fair.«

Bedap beachtete seinen Einwurf nicht. »Was da unten passiert ist, weiß ich nicht genau. Er hat mir einige Male geschrieben, und jedesmal war er versetzt worden. Immer aber zu körperlicher Arbeit in kleinen, abseits liegenden Kommunen. Einmal schrieb er, daß er seine Arbeit aufgeben und zu mir nach Northsetting kommen wolle. Aber er kam nicht. Und er schrieb auch nicht mehr. Schließlich versuchte ich ihn durch die Arbeitsregistratur in Abbenay aufzuspüren. Sie schickten mir eine Kopie seiner Karte. Der letzte Eintrag lautete nur: ›Therapie. Segvina-Insel.‹ Therapie! Hat Tirin etwa jemand ermordet? Oder eine Frau vergewaltigt? Weswegen wird man denn sonst noch in die Anstalt geschickt?«

»Man wird überhaupt nicht in die Anstalt geschickt. Man bittet darum, dorthin versetzt zu werden.«

»Komm mir bloß nicht mit diesem *Blödsinn]«* fuhr Bedap unvermittelt zornig auf. »Er hat niemals darum gebeten! Sie haben ihn in den Wahnsinn getrieben und dann einfach dahingeschickt! Ich rede von Tirin, Shevek — von Tirin! Erinnerst du dich an ihn?«

»Ich kannte ihn sogar eher als du. Wofür hältst du diese Anstalt eigentlich — für ein Gefängnis? Sie ist ein Zufluchtsort. Wenn es dort Mörder und chronische Drückeberger gibt, dann nur, weil sie gebeten haben, dorthin versetzt zu werden, wo sie nicht unter Druck stehen und vor Strafe sicher sind. Aber wer sind eigentlich diese Leute, von denen du ständig redest — ›sie‹? *›Sie‹* haben ihn in den Wahnsinn getrieben, und so weiter. Willst du behaupten, daß unser ganzes Sozialsystem schlecht ist, daß *›sie‹,* Tirins Verfolger, deine Feinde, daß

›sie‹ in Wirklichkeit wir sind, unser Sozialgefüge?«

»Wenn du Tirin als Drückeberger aus deinem Bewußtsein streichen kannst, dann haben wir uns, glaube ich, nichts mehr zu sagen«, erwiderte Bedap, immer noch auf dem Stuhl zusammengekauert. Es lag ein so offener, tiefer Schmerz in seiner Stimme, daß Sheveks selbstgerechter Zorn verstummte. Eine Zeitlang sagte keiner von beiden etwas. »Ich glaube, ich gehe jetzt nach Hause«, meinte Bedap dann, stand umständlich auf und streckte sich. »Aber das ist eine Stunde Weg! Sei nicht albern!« »Na ja, ich dachte… Weil wir doch…« »Sei nicht albern.«

»Na schön. Wo ist das Scheißhaus?« »Dritte Tür links.«

Als er zurückkam, wollte Bedap auf dem Fußboden schlafen, doch da es keinen Teppich und nur eine einzige warme Decke gab, war das, wie Shevek trocken bemerkte, eine ziemlich alberne Idee. Beide waren sie ärgerlich; böse, als hätten sie einen Faustkampf ausgefochten, ohne dabei all ihre Wut loszuwerden. Shevek breitete das Bettzeug aus und legte sich hin. Als er die Lampe ausmachte, füllte silbrige Dunkelheit das Zimmer, die Halbdunkelheit einer Stadtnacht, wenn der Schnee den Boden bedeckt und das Licht von der Erde nach oben reflektiert. Es war kalt. Jeder empfand die Wärme des anderen Körpers als angenehm. »Ich nehme zurück, was ich über die Decke gesagt habe.« »Weißt du, Dap, eigentlich wollte ich gar nicht…« »Ach was, darüber können wir morgen reden.« — »Gut.« Sie rückten ganz eng zusammen. Shevek legte sich auf den Bauch und war nach zwei Minuten eingeschlafen. Bedap versuchte wach zu bleiben, glitt aber ab in die Wärme, und immer tiefer, in die Wehrlosigkeit, die Vertrauensseligkeit des Schlafes, und schlummerte ein. Mitten in der Nacht schrie einer von ihnen im Traum laut auf. Der andere streckte, beruhigend murmelnd, halb im Schlaf den Arm nach ihm aus, und dieses blinde, warme Gewicht der Berührung war stärker und intensiver als alle Furcht, und sie schliefen weiter.

Sie trafen sich am nächsten Abend wieder und besprachen, ob sie sich eine Zeitlang paaren sollten, wie sie es in ihrer Jugend getan hatten. Besprechen mußten sie es, weil Shevek ziemlich ausgeprägt heterosexuell und Bedap ziemlich ausgeprägt homosexuell war; Bedap würde also weit mehr davon haben als Shevek. Shevek war jedoch durchaus bereit, die alte Freundschaft zu bekräftigen; und als er merkte, daß das sexuelle Element dabei für Bedap sehr viel, ja, sogar die wahre, wirkliche Erfüllung bedeutete, ergriff er die Initiative und sorgte mit großer Zärtlichkeit und Hartnäckigkeit dafür, daß Bedap abermals die Nacht mit ihm verbrachte. Sie nahmen ein freies Einzelzimmer in einem Wohnheim in der Stadt, wo sie beide ungefähr eine Dekade lang lebten; dann gingen sie wieder auseinander, Bedap kehrte in sein altes Wohnheim zurück und Shevek nach Zimmer 46.

Das beiderseitige sexuelle Verlangen hatte nicht ausgereicht, um eine dauerhafte Verbindung zu gewährleisten. Sie hatten lediglich das alte Vertrauensverhältnis wiederhergestellt.

Und doch fragte sich Shevek wohl zuweilen, wenn er mit Bedap zusammenkam, was es eigentlich war, das ihm an seinem Freund gefiel. Er fand Bedaps gegenwärtige Einstellung abscheulich und das ständige Gerede darüber langweilig. Sie fügten einander ziemlich viel Schmerz zu. Wenn er Bedap verließ, warf Shevek sich häufig vor, doch nur an einer alten Loyalität festzuhalten, und schwor sich wütend, Bedap nie wiedersehen zu wollen.

Tatsächlich aber gefiel ihm Bedap; der Mann Bedap, weit mehr als damals Bedap, der Junge. Unvernünftig, stur, dogmatisch, destruktiv: all das konnte Bedap manchmal sein. Aber er hatte eine Freiheit des Geistes erlangt, um die ihn Shevek heftig beneidete, obwohl er die Art, wie sie sich Ausdruck verschaffte, von Herzen haßte. Bedap hatte Sheveks Leben verändert, das wußte Shevek, wußte, daß er endlich weiterkam und daß es Bedap war, der ihm dazu verhelfen hatte. Er bekämpfte Bedap auf jedem Schritt seines Wegs, aber er suchte ihn weiterhin auf, diskutierte mit ihm, ließ sich weh tun, tat Bedap weh und suchte unter Wut, Leugnen und Zurückweisen zu finden, wonach er suchte. Er wußte nicht, was er suchte. Aber er wußte, wo er es suchen mußte.

Es war, dessen war er sich bewußt, eine kaum weniger unglückliche Zeit für ihn als die vorangegangenen Jahre. Mit seiner Arbeit kam er immer noch nicht recht voran; ja, er hatte sich tatsächlich von der Temporalphysik abgewandt und beschäftigte sich wieder mit primitiver Laboratoriumsarbeit, machte mit einem geschickten, schweigsamen Laboranten zusammen im Strahlungslabor Versuche, um die Geschwindigkeiten subatomarer Partikel zu studieren. Das war ein bereits gründlich beackertes Feld, und die Tatsache, daß er sich so spät damit befaßte, galt bei seinen Kollegen als Eingeständnis, daß er es endlich aufgegeben hatte, anders als die anderen zu sein. Das Syndikat der Institutsmitglieder gab ihm eine Vorlesung: mathematische Physik für Anfänger. Ein Triumph war das für ihn jedoch nicht, denn er faßte es auf, wie es gemeint war: man hatte sie ihm gegeben, gewährt. Niemand und nichts ermutigte ihn. Daß die Mauern seines starren puritanischen Bewußtseins sich ungeheuer erweiterten, war alles andere als eine Ermutigung. Erfühlte sich kalt. Und verloren. Aber er hatte keinen Ort, an den er sich zurückziehen konnte, kein Obdach, darum ging er immer weiter in die Kälte hinaus und verlor sich immer mehr.

Bedap hatte viele Freunde, ruhelose, rebellische Menschen, von denen einige sich zu diesem scheuen Mann hingezogen fühlten. Er selbst fühlte sich ihnen nicht näher als den konventionelleren Leuten

vom Institut, aber er fand ihre geistige Unabhängigkeit faszinierend. Sie hatten sich um den Preis der Exzentrizität die Autonomie des Bewußtseins bewahrt. Einige von ihnen waren intellektuelle *nuchnibi,* die seit Jahren schon an keinem regulären Auftrag mehr gearbeitet hatten. Shevek mißbilligte sie sehr, wenn er nicht mit ihnen zusammen war.

Einer von ihnen war ein Komponist namens Salas. Salas und Shevek wollten voneinander lernen. Salas verstand nur wenig von Mathematik, doch solange Shevek ihm die Physik in analogischer oder experimentieller Form erklären konnte, war er ein eifriger und intelligenter Zuhörer. Auf die gleiche Art lauschte Shevek allem, was Salas ihm über die musikalische Theorie erzählen konnte, und allem, was Salas ihm auf einem Tonband oder seinem Instrument, dem Portativ, vorspielte. Einiges von dem, was Salas ihm erzählte, fand er jedoch äußerst beunruhigend. Salas hatte einen Auftrag bei einem Kanalbautrupp auf der Ebene des Temae, östlich von Abbenay angenommen. An seinen drei freien Tagen in jeder Dekade kam er in die Stadt, wo er bei dem einen oder anderen Mädchen wohnte. Shevek nahm an, daß er diesen Posten akzeptiert hatte, weil er bei der Arbeit im Freien ein wenig Abwechslung fand; dann aber mußte er feststellen, daß Salas niemals einen Auftrag in der Musik, ja niemals einen anderen als für ungelernte Arbeiter bekommen hatte.

»Als was bist du denn beim Arbeitsteilungsbüro eingetragen?« fragte er ihn verwundert.

»Als ungelernter Arbeiter.«

»Aber du hast doch etwas gelernt! Du hast sechs oder acht Jahre am Konservatorium des Musiksyndikats studiert, nicht wahr? Warum geben sie dir keinen Auftrag als Musiklehrer?«

»Das haben sie ja. Ich habe ihn abgelehnt. So weit, daß ich lehren kann, bin ich erst in ungefähr zehn Jahren. Ich bin Komponist, darfst du nicht vergessen; kein Interpret.«

»Aber es muß doch auch Aufträge für Komponisten geben!«

»Wo denn?«

»Im Musiksyndikat, nehme ich an.«

»Aber die Musiksyndiks mögen meine Kompositionen nicht. Das heißt, es gibt bis jetzt kaum jemanden, der sie mag. Und ich kann schließlich nicht allein ein Syndikat bilden — oder?«

Salas war ein drahtiger, kleiner Mann, dessen obere Gesichtspartie sowie der Schädel bereits haarlos geworden waren; den Rest seiner Haare trug er als kurze, seidig-helle Krause rund um den Nacken und um das Kinn. Er hatte ein sehr liebes Lächeln, bei dem sich sein ganzes, ausdrucksvolles Gesicht in Falten legte. »Weißt du, ich schreibe nicht so, wie ich es am Konservatorium gelernt habe. Ich schreibe dysfunktionelle Musik.« Er lächelte liebenswürdiger denn je.

»Die aber wollen Choräle. Ich hasse Choräle. Die wollen getragene, harmonische Stücke, wie Sessur sie komponierte. Ich hasse Sessurs Musik.

Ich schreibe gerade eine Kammermusik. Dachte, ich könnte sie *Das Simultaneitätsprinzip* nennen. Fünf Instrumente, von denen jedes ein eigenes zyklisches Thema spielt; keine melodische Kausalität; der Entwicklungsprozeß ist ausschließlich im Verhältnis der Instrumentalstimmen zueinander gegeben. Ergibt eine bezaubernde Harmonie. Aber die hören das ja nicht. Wollen's nicht hören. Können's nicht.«

Shevek brütete eine Weile vor sich hin. »Und wenn du's nun *Die Freuden der Solidarität nennen* würdest«, meinte er, »würden sie es dann hören?«

»Verdammt!« sagte Bedap, der zugehört hatte. »Jetzt hast du zum erstenmal in deinem Leben einen Zynismus von dir gegeben, Shev. Herzlich willkommen bei der Truppe!«

Salas lachte. »Sie würden es sich anhören, aber für Bandaufnahmen oder regionale Aufführungen würden sie's doch nicht zulassen. Weil es dem organischen Stil widerspricht.«

»Kein Wunder, daß ich in Northsetting keine professionelle Musik zu hören bekommen habe! Aber wie wollen sie diese Art Zensur rechtfertigen? Du komponierst Musik! Die Musik ist eine kooperative Kunst, von Grund auf organisch, sozial. Sie ist wohl die edelste Form des Sozialverhaltens, deren wir fähig sind. Und ganz gewiß eine der edelsten Aufgaben, die ein einzelner übernehmen kann. Außerdem ist sie durch ihr ganzes Wesen, wie das Wesen jeder Kunst, etwas, was man teilt. Der Künstler teilt, das ist das Wesen seiner Darbietung. Gleichgültig, was eure Syndiks sagen — wie kann das Arbeitsteilungsbüro es rechtfertigen, daß sie dir keinen Auftrag auf deinem Gebiet geben?«

»Sie wollen meine Musik gar nicht teilen«, erklärte Salas sehr vergnügt. »Sie macht ihnen Angst.«

Bedap sagte etwas ernster: »Sie rechtfertigen es damit, daß Musik nicht nützlich ist. Kanalbau ist wichtig; Musik ist nichts weiter als Dekoration. Der Kreislauf ist wieder zur übelsten Form des profitierischen Utilitarismus zurückgekehrt. Die Vielfalt, die Lebenskraft, die Freiheit der Erfindungsgabe und der Initiative, die den Kern des odonischen Ideals bildeten — alles haben wir weggeworfen. Wir sind geradenwegs zum Barbarentum zurückgekehrt: Ist es neu, lauft davor weg; kann man's nicht essen, werft es weg! So einfach ist das.«

Shevek dachte an seine eigene Arbeit und hatte nichts zu entgegnen. Dennoch konnte er sich Bedaps Kritik nicht anschließen. Bedap hatte ihn zu der Erkenntnis gezwungen, daß er tatsächlich ein

Revolutionär war; aber er wußte im tiefsten Herzen, daß er es *dank* seiner Erziehung und Ausbildung als Odonier und Anarresti war. Er konnte gegen seine eigene Gesellschaft nicht rebellieren, weil seine Gesellschaft, genau gesehen, selbst eine Revolution darstellte, eine permanente, einen nie endenden Prozeß. Und um ihre Gültigkeit und Kraft wiederherzustellen, brauchte man, wie er glaubte, nur zu handeln — ohne Furcht vor Bestrafung und ohne Hoffnung auf Belohnung: aus der Tiefe seiner Seele heraus zu handeln.

Bedap nahm gemeinsam mit einigen seiner Freunde eine Dekade frei, um eine Bergtour in den Ne Theras zu unternehmen. Er hatte Shevek überredet, mit ihnen zu kommen. Shevek freute sich auf zehn Tage in den Bergen, nicht aber auf zehn Tage mit Bedaps Ansichten. Bedaps Gespräche glichen allzu sehr einer Kritikversammlung, jener Kommuneneinrichtung, die ihm immer am wenigsten gefallen hatte, wo jeder aufstand, um sich über Fehler im Funktionieren der Kommune und — fast immer — Charaktermängel seiner Mitmenschen zu beklagen. Je näher dieser Urlaub kam, desto geringer wurde seine Vorfreude. Aber er steckte sich ein Notizbuch ein, damit er sich absondern und so tun konnte, als müsse er arbeiten, und ging mit.

Sie trafen sich am frühen Morgen hinter dem östlichen Transportdepot, drei junge Mädchen und drei Männer. Shevek kannte keines von den Mädchen, und Bedap stellte ihm auch nur zwei von ihnen vor. Als sie sich in Richtung Berge in Marsch setzten, ging er neben dem dritten Mädchen.

»Shevek«, sagte er zu ihr.

»Ich weiß«, antwortete sie.

Er ahnte, daß sie sich schon einmal begegnet sein mußten und er ihren Namen eigentlich kennen sollte. Seine Ohren wurden hochrot.

»Machst du Witze?« fragte Bedap, der sich zu ihnen gesellte. »Takver war doch mit uns am Northsetting-Institut. Sie ist schon seit zwei Jahren in Abbenay. Habt ihr euch denn hier noch nie gesehen?«

»Ich habe ihn schon ein paarmal gesehen«, antwortete das Mädchen hell auflachend. Sie hatte das Lachen eines Menschen, der gern gut ißt, ein breites, kindliches Lachen mit weit offenem Mund. Sie war groß und ziemlich dünn, mit runden Armen und breiten Hüften. Hübsch war sie nicht; ihr Gesicht war dunkel, intelligent und fröhlich. In ihren Augen stand eine gewisse Dunkelheit, aber nicht die Dunkelheit brauner Augen, sondern eine seltsame Tiefe, beinahe wie schwarze, feine und sehr weiche Asche. Als Shevek ihrem Blick begegnete, wußte er, daß er einen unverzeihlichen Fehler begangen hatte, als er sie vergaß, und in dem Sekundenbruchteil, da ihm dies klar wurde, wußte er auch, daß sie ihm verziehen hatte. Daß ihm das Glück winkte. Daß er das Glück gefunden hatte.

Sie begannen bergaufwärts zu klettern.

Am kalten Abend des vierten Tages ihrer Bergwanderung saß er mit Takver auf einem kahlen, steilen Hang oberhalb einer Schlucht. Vierzig Meter unter ihnen rauschte zwischen gischtfeuchten Felsbrocken ein Gebirgsbach dahin. Auf Anarres gab es nur wenig fließendes Wasser; der Grundwasserspiegel war fast überall niedrig, die Flüsse kurz. Nur in den Bergen gab es reißende Wasserläufe. Das Geräusch des rauschenden, klatschenden, singenden Wassers war ihnen neu.

Sie waren den ganzen Tag in solchen Schluchten herumgeklettert, und die Beine waren ihnen schwer. Die anderen aus ihrer Gruppe waren in der Schutzhütte, einem aus Stein errichteten Gebäude, das für Urlauber gedacht war und gut instand gehalten wurde; die Ne-Theras-Föderative war die aktivste Freiwilligengruppe, die Anarres' wenige ›Naturschönheiten‹ verwaltete und schützte. Ein Brandwächter, der im Sommer hier oben lebte, half Bedap und den anderen aus den gut sortierten Vorräten ein Abendessen zusammenzustellen. Takver und Shevek waren nacheinander hinausgegangen, ohne ihr Ziel anzugeben, ja, ohne es selbst zu kennen.

Er fand sie auf dem steilen Abhang, wo sie inmitten zarter Monddornbüsche saß, die hier wie feine Spitze die Bergflanken bedeckten; die steifen, zerbrechlichen Zweige schimmerten silbrig in der tiefen Dämmerung. In einem Einschnitt zwischen den östlichen Berggipfeln kündigte ein farbloses Glänzen am Himmel den Mondaufgang an. Der Bach floß geräuschvoll im Schweigen der hohen, kahlen Berge. Kein Wind, keine Wolke. Die Luft über den Bergen war wie Amethyst, scharf, klar, unendlich. Sie hatten eine *ganze* Weile dagesessen, ohne ein Wort zu sagen. »Ich habe mich noch nie im Leben zu einer Frau so hingezogen gefühlt wie zu dir. Vom ersten Augenblick unserer Wanderung an.« Shevek sagte es kalt, beinahe voll Haß.

»Ich wollte dir den Urlaub nicht verderben«, entgegnete sie mit ihrem breiten, kindlichen Lachen, das fast zu laut für die Dämmerung war.

»Du verdirbst ihn mir nicht.«

»Das ist gut. Ich dachte, du meintest, daß dich das ablenkt.« »Ablenkt? Es ist wie ein Erdbeben!« »Danke.«

»Es liegt nicht an dir«, sagte er rauh. »Es liegt an mir.« »Das glaubst du«, antwortete sie. Es folgte eine längere Pause.

»Wenn du kopulieren möchtest«, sagte sie, »warum fragst du mich dann nicht?«

»Weil ich nicht sicher bin, ob ich das wirklich will.« »Ich auch nicht.« Ihr Lächeln erlosch. »Hör zu«, fuhr sie fort. Ihre Stimme war weich und hatte nicht viel Timbre; sie besaß dieselbe pelzige Qualität wie ihre Augen. »Ich muß es dir sagen.« Doch was sie ihm sagen

mußte, blieb eine ganze Zeitlang ungesagt. Schließlich sah er sie so flehend an, daß sie überhastet zu sprechen begann. »Na ja, ich meine nur, daß ich jetzt nicht mit dir kopulieren will. Und mit keinem anderen.«

»Hast du dem Sex abgeschworen?«

»Nein!« entgegnete sie indigniert, aber ohne weitere Erklärung.

»Das hätte *ich* ruhig tun können«, sagte er und warf einen Stein in den Bach. »Oder ich bin impotent. Es ist jetzt ein halbes Jahr her, und damals, das war auch bloß mit Dap. Also beinahe ein Jahr, sogar. Es wurde einfach jedesmal weniger befriedigend, und da habe ich aufgehört. Es lohnte sich nicht mehr. War nicht mehr der Mühe wert. Und trotzdem erinnere ich mich… weiß ich noch genau, wie es eigentlich sein müßte.«

»Genauso ist es«, bestätigte Takver. »Ich habe auch immer viel Spaß beim Kopulieren gehabt — bis ich so achtzehn oder neunzehn war. Es war aufregend, interessant, angenehm. Aber dann… Ich weiß nicht. Wie du sagtest, es wurde unbefriedigend. Ich wollte kein Vergnügen mehr. Nicht *nur* Vergnügen, meine ich.«

»Möchtest du Kinder?«

»Ja, wenn der richtige Zeitpunkt kommt.«

Er warf wieder einen Stein in den Bach, der in die Schatten der Schlucht hinabfiel, nur sein Geräusch zurücklassend, eine unaufhörliche Harmonie von Disharmonien.

»Ich muß mit einer Arbeit fertig werden«, erklärte er.

»Und hilft der Zölibat dir dabei?«

»Es gibt da einen Zusammenhang. Aber ich weiß nicht, was für einen, kausal ist er jedenfalls nicht. Jedenfalls zu dem Zeitpunkt, als mir der Sex keinen Spaß mehr machte, begann mir die Arbeit auch keinen mehr zu machen. Drei Jahre, ohne etwas zu erreichen. Sterilität. Sterilität überall. Soweit das Auge reicht, liegt die unfruchtbare Wüste in der erbarmungslosen Glut einer gnadenlosen Sonne, eine leblose, weglose, wertlose, ficklose, mit den Knochen glückloser Wanderer bedeckte Wüste…«

Takver lachte nicht; sie stieß einen winselnden Lachton aus, fast so, als leide sie große Schmerzen. Er versuchte ihr Gesicht deutlich zu sehen. Hinter ihrem dunklen Kopf war der Himmel hart und klar.

»Was hast du gegen Vergnügen, Takver? Warum willst du es nicht?«

»Gar nichts habe ich dagegen. Und ich will es ja auch. Aber ich brauche es nicht. Und wenn ich mir nehme, was ich *nicht* brauche, werde ich niemals bekommen, was ich wirklich brauche.«

»Was brauchst du denn?«

Sie blickte zu Boden, kratzte mit dem Fingernagel an einem Stein.

Sie schwieg. Sie bückte sich, um einen Zweig Monddorn

abzubrechen, tat es aber nicht, sondern berührte nur den behaarten Stengel, das zarte Blatt. An der Gespanntheit ihrer Bewegungen erkannte Shevek, daß sie mit aller Gewalt versuchte, den Sturm ihrer Gefühle zu zügeln, damit sie wieder sprechen konnte. Als sie es tat, war ihre Stimme leise und ein wenig rauh. »Ich brauche die Bindung«, sagte sie. »Die echte Bindung. Leib und Seele und das ganze Leben. Sonst nichts. Aber auch nicht weniger.«

Mit einem Trotz in den Augen, der beinahe schon Haß sein konnte, blickte sie zu ihm auf.

In Shevek stieg eine geheimnisvolle Freude auf, wie das Geräuch und der Geruch des fließenden Wassers in der Dunkelheit zu ihnen heraufstiegen. Er hatte ein Gefühl der Grenzenlosigkeit, der Klarheit, der totalen Klarheit, als sei er plötzlich befreit worden. Der Himmel hinter Takvers Kopf wurde im Mondaufgang immer heller; die fernen Gipfel schwammen in klarem Silber. »Ja, das ist es«, bestätigte er ohne Scheu, ohne das Gefühl, mit einem anderen Menschen zu sprechen. Er sagte, was ihm in den Kopf kam, sinnend. »Ich habe es nur nie erkannt.«

Takvers Ton verriet eine Andeutung von Vorwurf. »Weil du es nie zu erkennen brauchtest.«

»Warum nicht?«

»Wahrscheinlich, weil du niemals die Möglichkeit sahst.«

»Was meinst du mit ›Möglichkeit‹?«

»Den Menschen!«

Er erwog diesen Gedanken. Sie saßen ungefähr einen Meter voneinander entfernt, die Arme um die angezogenen Knie geschlungen, weil es kalt wurde. Der Atem brannte in der Kehle wie Eiswasser. Sie konnten einer des anderen Atem wie feinen Dampf in zunehmenden Mondlicht sehen.

»Die Nacht, in der ich sie sah«, berichtete Takver, »das war die Nacht vor deinem Abschied vom Northsetting-Institut. Weißt du noch? Auf dieser Party. Ein paar von uns blieben die ganze Nacht auf und diskutierten. Aber das ist vier Jahre her. Und du wußtest nicht mal mehr meinen Namen.« Der Groll war aus ihrer Stimme verschwunden; es schien, als wolle sie ihn entschuldigen.

»Und du hast damals in mir das gesehen, was ich in diesen letzten vier Tagen in dir gesehen habe?«

»Ich weiß es nicht. Ich kann's nicht sagen. Es war nicht nur sexuell. In dieser Hinsicht hatte ich dich schon vorher bemerkt. Jetzt war es anders; ich sah dich. Aber ich weiß nicht, was du jetzt siehst. Und ich wußte damals auch nicht genau, was ich sah. Ich kannte dich doch überhaupt nicht. Nur, wenn du sprachst, schien ich tief in dich hineinsehen zu können, bis ins Zentrum. Aber du bist vielleicht ganz anders gewesen, als ich damals dachte. Das wäre dann schließlich

nicht deine Schuld«, fügte sie hinzu. »Es ist einfach so, daß ich wußte, das, was ich in dir sah, war das, was ich brauchte. Und nicht nur wollte!«

»Und du bist seit zwei Jahren in Abbenay und hast nicht einmal…«

»Was habe ich nicht? Es war doch alles nur meinerseits, in meinem Kopf, du kanntest ja nicht mal meinen Namen! Ein einzelner kann schließlich keine Bindung eingehen!«

»Und du fürchtetest, wenn du zu mir kämst, könnte ich diese Bindung nicht wollen.«

»Fürchten — nein. Ich wußte, daß du ein Mensch warst, der… sich nicht zwingen lassen würde… Nun ja, gut, ich hatte Angst. Ich hatte Angst vor dir. Nicht davor, einen Fehler zu machen. Daß es kein Fehler war, wußte ich. Aber du warst... du selbst. Du bist nicht wie die meisten Menschen. Ich hatte Angst vor dir, weil ich wußte, daß du so bist wie ich!« Ihr Ton war heftig geworden, gleich darauf aber sagte sie sehr sanft, sehr freundlich: »Weißt du, Shevek, es ist wirklich nicht so wichtig.«

Zum erstenmal hörte er sie seinen Namen aussprechen. Er wandte sich zu ihr um und sagte stammelnd, fast erstickt: »Nicht so wichtig? Erst zeigst du mir… zeigst du mir, was wichtig ist, was wirklich wichtig ist, was ich mein Leben lang gebraucht habe — und dann sagst du, es ist nicht so wichtig!«

Ihre Gesichter waren jetzt einander nahe, aber sie hatten sich nicht berührt.

»Ist es denn dies, was du brauchst?«

»Ja. Die Bindung. Die Chance.«

»Jetzt — fürs ganze Leben?«

»Jetzt und fürs ganze Leben.«

Leben, rief der schnelle Bach unten auf den Felsen in der eiskalten Dunkelheit.

Als Shevek und Takver von den Bergen herunterkamen, zogen sie um in ein Doppelzimmer. In der Nähe des Instituts war zwar keins mehr frei, aber Takver wußte von einem, das nicht allzu weit entfernt in einem alten Wohnheim am Nordende der Stadt lag. Um dieses Zimmer zu bekommen, gingen sie zum Blockverwalter — Abbenay war in ungefähr zweihundert örtliche Verwaltungsbezirke eingeteilt, die Blocks genannt wurden —, einer Linsenschleiferin, die zu Hause arbeitete und ihre drei kleinen Kinder bei sich hatte. Aus diesem Grund verwahrte sie die Verwaltungsakten im obersten Regal eines Kleiderschranks, damit die Kinder nicht an sie heran konnten. Sie stellte fest, daß das Zimmer tatsächlich als unbewohnt eingetragen war, woraufhin Shevek und Takver es als bewohnt eintragen ließen, indem sie mit ihren Namen unterzeichneten.

Auch der Umzug war unkompliziert. Shevek brachte einen Karton voll Papiere, seine Winterstiefel und die orangefarbene Decke mit. Takver mußte dreimal fahren. Einmal zum Bekleidungsmagazin des Distrikts, um für sie beide einen neuen Anzug zu holen, weil sie dunkel, aber eindeutig das Gefühl hatten, das sei für den Anfang ihrer Partnerschaft wichtig. Dann fuhr sie zu ihrem alten Dormitorium, einmal, um ihre Kleider und Papiere zu holen, und dann, mit Shevek zusammen, noch einmal, um eine Anzahl recht merkwürdiger Gegenstände zu holen: kompliziert geformte, konzentrische Drahtschlingen, die sich, wenn sie von der Decke herabhingen, langsam nach innen bewegten und immer neue Gestalt annahmen. Sie hatte sie selbst aus Abfalldraht und mit Werkzeugen aus dem Handwerksdepot hergestellt und nannte sie »Okkupationen des Unbewohnten Raums«. Einer der beiden Stühle im Zimmer war wacklig, also brachten sie ihn zu einer Reparaturwerkstatt und holten sich einen neuen. Damit waren sie eingerichtet. Das neue Zimmer war sehr hoch und somit luftig und bot genügend Raum für die »Okkupationen« Das Wohnheim lag auf einem der niedrigen Hügel Abbenays; der Raum hatte ein Eckfenster, das die Nachmittagssonne einfing und einen Blick auf die Stadt mit ihren Straßen und Plätzen, Dächern und Parks sowie die Ebene dahinter gewährte.

Die Intimität nach so langer Einsamkeit, diese unvermittelt über sie hereinbrechende Freude stellte Sheveks und Takvers inneres Gleichgewicht auf eine sehr harte Probe. In den ersten Dekaden wechselte seine Stimmung oft urplötzlich von himmelhochjauchzendem Glück zu bedrückender Sorge; sie dagegen litt unter Temperamentsausbrüchen. Beide waren sie übersensibel und unerfahren. Während sie sich jedoch allmählich kennenlernten, legten sich diese Nervenspannungen. Der sexuelle Heißhunger verwandelte sich in freudig genossene Leidenschaft, ihre Sehnsucht nach Vereinigung erneuerte sich jeden Tag, weil sie jeden Tag aufs neue erfüllt wurde.

Es war Shevek jetzt klar — und er hätte es für töricht gehalten, etwas anderes anzunehmen —, daß seine Leidensjahre in dieser Stadt Teil seines gegenwärtigen großen Glücks waren, weil sie darauf zugeführt, ihn darauf vorbereitet hatten. Alles, was ihm zuvor geschehen war, war ein Teil dessen, was ihm jetzt geschah. Takver sah derartige dunkle Verkettungen von Wirkung/Ursache/Wirkung nicht, aber sie war ja auch keine Temporalphysikerin. Sie sah die Zeit auf naive Weise als einen vorgezeichneten Weg. Man schritt darauf weiter und kam irgendwohin. Wenn man Glück hatte, war das Ziel, an dem man ankam, der Mühe wert.

Als Shevek jedoch ihre Metapher nahm und sie ein wenig umformte, ihr erklärte, wenn man Vergangenheit und Zukunft nicht

durch Erinnerung und Planung zum Bestandteil der Gegenwart mache, gebe es im menschlichen Sinne keinen Weg, kein Ziel, nickte sie, bevor er ausgesprochen hatte. »Genau«, sagte sie. »Genau das habe ich in diesen letzten vier Jahren getan. Es ist nicht *alles* glücklicher Zufall. Nur zum Teil.«

Sie war dreiundzwanzig, ein halbes Jahr jünger als Shevek selbst. Sie war in Round Valley, einer Landwirtschaftskommune in Nordost, aufgewachsen. Es war ein abgelegener Ort, und Takver hatte, bevor sie zum Northsetting-Institut kam, schwerer als die meisten jungen Anarresti arbeiten müssen, denn in Round Valley gab es kaum genug Menschen, um alle Aufgaben zu erledigen, die erledigt werden mußten. Aber der Ort war weder groß genug noch innerhalb der allgemeinen Volkswirtschaft produktiv genug, um von den Computern des Arbeitsteilungsbüros als vorrangig eingestuft zu werden. Also mußten sie sehen, wie sie zurechtkamen. Mit acht Jahren hatte Takver nach drei Schulstunden noch drei Stunden am Tag in der Mühle Stroh und Steine aus den Holumkörnern herausgesucht. Von ihrer praktischen Ausbildung als Kind hatte so gut wie nichts auf eine persönliche Entfaltung abgezielt: Sie war in dem Überlebenskampf der Kommune aufgegangen. Zur Pflanz- und Erntezeit hatte jedermann über zehn und unter sechzig Jahren den ganzen Tag auf den Feldern gearbeitet. Mit fünfzehn war sie für die Koordination der Arbeitspläne auf vierhundert, von der Gemeinde Round Valley beackerten Feldstücken verantwortlich gewesen und hatte außerdem der Diätspezialistin im Refektorium des Orts bei der Zusammenstellung der Speisen geholfen. All das war durchaus nicht ungewöhnlich, und Takver fand auch nichts Besonderes dabei, aber es hatte in gewisser Hinsicht natürlich ihren Charakter und ihre Weltanschauung geformt. Shevek war froh, daß auch er seinen Teil *kleggich* abgeleistet hatte, denn Takver hielt nicht viel von Leuten, die körperlicher Arbeit aus dem Weg gingen. »Sieh dir diesen Tinan an«, sagte sie. »Er heult und jammert, weil er für vier Dekaden zur Wurzelholumernte abgestellt worden ist. Er ist ja so zart, man könnte fast meinen, er wäre ein Fischei! Hat er jemals seine Hände schmutzig gemacht?« Besonders gutherzig war Takver nicht; außerdem geriet sie leicht in Rage.

Sie hatte am Regionalinstitut von Northsetting Biologie studiert — mit so gutem Erfolg, daß sie beschlossen hatte, am Zentralinstitut weiterzustudieren. Nach einem Jahr hatte man sie gebeten, einem neuen Syndikat beizutreten, das ein Labor zur Erforschung von Methoden einrichten wollte, mit denen man den Bestand an eßbaren Fischen in den drei kleinen Meeren von Anarres vergrößern und verbessern konnte. Wenn man sie fragte, was sie sei, antwortete sie: »Ich bin Fischgenetikerin.« Sie liebte ihre Arbeit, denn sie verband zwei Dinge miteinander, die sie sehr schätzte: präzise,

gründliche Forschung und das spezifische Ziel der Steigerung und Verbesserung. Ohne diese Arbeit wäre sie nicht zufrieden gewesen. Aber genug war das eben auch nicht für sie. Denn das meiste, was in Takvers Kopf vorging, hatte sehr wenig mit Fischgenetik zu tun.

Ihre leidenschaftliche Sorge galt der Landschaft und den Lebewesen. Diese Sorge, unzureichend als ›Liebe zur Natur‹ gekennzeichnet, schien Shevek etwas weit umfassenderes als Liebe zu sein. Es gibt Seelen, dachte er, deren Nabelschnur nicht durchschnitten wurde. Sie wurden nie vom Universum getrennt. Im Tod sehen sie keinen Feind, sondern sie freuen sich geradezu darauf, zu verfaulen und sich in Humus zu verwandeln; damit neues Leben aus ihm wuchs. Es war seltsam, zuzusehen, wie Takver ein Blatt in die Hand nahm. Oder sogar einen Stein. Er wurde ein Teil von ihr, und sie von ihm.

Sie zeigte Shevek die Meerwassertanks im Forschungslabor, fünfzig oder noch mehr Fischarten, große und kleine, bunte und unscheinbare, elegante und groteske. Er war fasziniert und empfand so etwas wie Ehrfurcht.

Die drei Meere von Anarres strotzten von tierischem Leben, während das Land öde und leer war. Da diese Meere seit mehreren Millionen Jahren nicht mehr miteinander in Verbindung standen, war die Entwicklung ihrer Lebensformen ihrem jeweils eigenen Evolutionskurs gefolgt. Ihre Vielzahl war verwirrend. Shevek hätte nie gedacht, daß sich das Leben so ungezügelt, so überreichlich vermehren könnte, daß dieser Reichtum vielleicht sogar die wesentlichste Eigenschaft des Lebens war.

Die Pflanzen an Land machten sich auf ihre karge, dürre Art recht gut, alle Tiere jedoch, die es mit der Luftatmung versuchten, hatten spätestens wieder aufgeben müssen, als der Planet in eine Ära mit staubigem und trockenem Klima eintrat. Außer den Bakterien, besonders den lithophagen Arten, überlebten nur ein paar hundert Wurm- und Krustazeenarten.

Der Mensch versuchte sich behutsam und unter Gefahren dieser eng begrenzten Ökologie anzupassen. Wenn er mit Maßen fischte, und wenn er den Boden unter Verwendung organischen Düngers beackerte, gelang es ihm. Doch weitere Lebewesen konnte er nicht mit hereinnehmen. Für Pflanzenfresser gab es kein Gras, für Fleischfresser keine Pflanzenfresser. Es gab keine Insekten, die blühende Pflanzen befruchteten; die importierten Obstbäume wurden mit der Hand befruchtet. Man verzichtete darauf, von Urras Tiere herüberzuholen, um das labile Gleichgewicht des Lebens nicht zu gefährden. Die Siedler waren die einzigen, die kamen, und zwar innerlich wie äußerlich so gründlich gereinigt, daß sie nur ein Minimum ihrer persönlichen Fauna und Flora mitbrachten. Nicht einmal der Floh

hatte Einzug auf Anarres gehalten.

»Ich mag die Meeresbiologie«, sagte Takver zu Shevek, als sie vor den Fischtanks standen, »weil sie so komplex ist, ein vielfach ineinander verschlungenes Netz. Dieser Fisch frißt jenen Fisch, der frißt Fischbrut, die Fischbrut frißt Wimperntierchen, die Wimperntierchen fressen Bakterien, und wieder von vorn. Auf dem Land gibt es nur drei Stämme, allesamt Nicht-Chordata — wenn man den Menschen nicht mitrechnet. Biologisch gesehen, eine merkwürdige Situation. Wir Anarresti sind unnatürlich isoliert. Auf der alten Welt gibt es achtzehn Stämme von Landtieren; es gibt Klassen, wie etwa die Insekten, die so viele Arten haben, daß wir sie nicht zahlen können, und einige dieser Arten umfassen Milliarden von Individuen. Stell dir mal vor: Überall, wo du hinsiehst, Tiere, Lebewesen, die Erde und Luft mit dir teilen. Man würde sich um soviel *zugehöriger* fühlen…« Ihr Blick folgte einem kleinen, blauen Fisch, der seine Bahn durch den trübe beleuchteten Tank zog. Shevek folgte aufmerksam der Bahn ihrer Gedanken. Er schlenderte lange zwischen den Tanks umher und kam immer wieder zusammen mit ihr zum Labor und zu den Aquarien zurück, gab angesichts dieser kleinen, fremden Lebewesen, der Existenz von Geschöpfen, für die die Gegenwart ewig ist, von Geschöpfen, die sich dem Menschen gegenüber nicht zu erklären, ihre Natur nicht zu rechtfertigen brauchen, die Arroganz des Physikers auf.

Die meisten Anarresti arbeiteten pro Tag fünf bis sieben Stunden und hatten in jeder Dekade zwei bis vier Tage frei. Die Einzelheiten wie Einteilung, Pünktlichkeit, welche Tage frei waren und so weiter, wurden zwischen dem einzelnen und seiner Arbeitsgruppe oder -syndikat oder — -koordinationssyndikat auf der Basis effektivster Kooperation ausgehandelt. Takver führte ihre eigenen Forschungsprojekte durch, aber die Arbeit und die Fische stellten auch besondere Ansprüche: Sie war jeden Tag zwei bis zehn Stunden im Labor und konnte keinen einzigen Tag freinehmen. Shevek hatte jetzt zwei Lehraufträge, einen Kurs in fortgeschrittener Mathematik in einem Lernzentrum und einen zweiten am Institut. Beide Vorlesungen lagen am Vormittag, so daß er mittags wieder zu Hause war. Dann war Takver gewöhnlich noch nicht da. Im Gebäude war es sehr still. Die Sonne hatte das Doppelfenster, das nach Süden und Westen über die Stadt und die Ebene hinausblickte, noch nicht erreicht; das Zimmer war kühl und schattig. Die zarten, konzentrischen Mobiles, die in verschiedenen Höhen von der Decke herabhingen, bewegten sich mit introvertierter Präzision, lautlos, das Mysterium der Körperorgane oder der menschlichen Denkprozesse. Shevek setzte sich an den Tisch am Fenster und begann zu arbeiten, las, machte sich Notizen oder stellte Berechnungen an. Allmählich kam dann die Sonne

ins Zimmer, wanderte über die Papiere auf dem Tisch, über seine Hände auf den Papieren und füllte den Raum mit ihrem Glanz. Und er arbeitete. Die falschen Ansätze und sinnlosen Versuche der vergangenen Jahre erwiesen sich als Grundlagen, Fundamente, im Dunkeln gelegt, aber gut gelegt. Auf diesen baute er methodisch und sorgfältig, doch mit einer Geschicklichkeit und Sicherheit, die nicht aus ihm selbst zu kommen schien, sondern aus einem Wissen, das ihn als Vehikel benutzte, die schöne, feste Struktur der Grundregeln der Simultaneität auf.

Für Takver, wie für jeden Menschen, der zum Gefährten eines schöpferischen Geistes wird, war dies nicht immer leicht. Obwohl ihre Existenz an sich für Shevek wichtig und notwendig war, konnte ihre Gegenwart für ihn jedoch eine unerwünschte Ablenkung sein. Daher ging sie nicht allzu gern früh nach Hause, denn oft, wenn sie nach Hause kam, hörte er auf zu arbeiten, und das hielt sie für falsch. Später, wenn sie im mittleren Alter und das Interesse aneinander etwas abgeflaut war, konnte er sie ignorieren; jetzt, mit vierundzwanzig Jahren, nicht. Deswegen richtete sie ihre Arbeit im Labor so ein, daß sie erst am Spätnachmittag nach Hause kam. Das war allerdings auch keine optimale Regelung, denn sie mußte sich um ihn kümmern. An den Tagen, an denen er keinen Unterricht hatte, saß er, wenn sie heimkam, möglicherweise bereits seit sechs oder acht Stunden am Tisch. Wenn er dann aufstand, schwankte er vor Müdigkeit, seine Hände zitterten, und er redete unzusammenhängend. Die Beanspruchung, die der schöpferische Geist seinen Trägern zumutet, vernichtet diese, verwirft sie und sucht sich neue. Für Takver gab es aber keinen Ersatzmann, und wenn sie sah, wie hart Shevek kämpfte, protestierte sie energisch. Am liebsten hätte sie, wie Odos Ehemann Asieo einmal, ausgerufen: »Um Gottes willen, Mädchen, kannst du der Wahrheit nicht auch *schrittchenweise* dienen?« Nur, daß hier sie das Mädchen war und keinen Gott kannte.

Sie unterhielten sich, gingen spazieren oder in die Bäder und anschließend zum gemeinsamen Abendessen ins Institut. Nach dem Abendessen gingen sie zuweilen in Versammlungen oder in ein Konzert, oder sie trafen sich mit ihren Freunden, Bedap, Salas und deren Kreis, Desar und den anderen vom Institut, Takvers Kollegen und guten Freunden. Doch die Versammlungen und Freunde waren für sie nur am Rande wichtig. Sie brauchten keine Gesellschaft; ihre Partnerschaft war ihnen genug, und diese Tatsache konnten sie nicht verbergen. Doch das schien die anderen nicht zu kränken. Eher im Gegenteil. Bedap, Salas, Desar und die anderen kamen zu ihnen wie Dürstende zur frischen Quelle. Die anderen waren für sie nur am Rande wichtig: Sie selbst waren für die anderen jedoch zentral. Dabei taten sie gar nicht viel; sie waren nicht gütiger als andere Menschen,

auch waren sie keine besseren Unterhalter; und trotzdem liebten die Freunde sie, verließen sich auf sie und brachten ihnen immer wieder Geschenke — die kleinen Gaben, die bei den Menschen zirkulierten, die zugleich nichts und alles besaßen: ein handgestricktes Halstuch, ein mit Granaten besetzter Granitbrocken, eine in der Werkstatt der Töpferföderation selbst gefertigte Vase, ein Gedicht über die Liebe, einen Satz geschnitzter Holzknöpfe, eine Muschel aus dem Sorruba-Meer. Diese Geschenke gaben sie Takver und sagten dabei: »Hier, Shev kann das vielleicht als Briefbeschwerer benutzen.« Oder sie gaben sie Shevek und sagten dabei: »Hier, vielleicht gefällt Tak diese Farbe.« Durch diese Gaben versuchten sie zu teilen, was Shevek und Takver miteinander teilten, es zu feiern, es zu preisen.

Es war ein sehr langer Sommer, warm und strahlend, der Sommer des 160. Jahres der Besiedlung von Anarres. Reiche Regenfälle im Frühling hatten die Ebenen von Abbenay grün gemacht und den Staub gelegt, so daß die Luft außergewöhnlich klar wurde; am Tag war die Sonne warm, bei Nacht leuchteten die Sterne zu Tausenden. Wenn der Mond am Himmel stand, konnte man unter den schneeweißen Wolkenwirbeln deutlich die Umrisse seiner Kontinente erkennen.

»Warum sieht er nur so schön aus?« fragte Takver, die im Dunkeln neben Shevek unter der orangefarbenen Decke lag. Über ihnen bewegten sich lautlos die »Okkupationen des Unbewohnten Raums«; vor dem Fenster hing hell strahlend der Mond. »Obwohl wir wissen, daß es ein Planet genau wie dieser hier ist, nur mit einem besseren Klima und schlechteren Menschen, obwohl wir wissen, daß die dort oben alle Propertarier sind, und Kriege führen, und Gesetze machen, und essen, während andere verhungern, und überhaupt alle älter werden und Pech haben und Rheuma in den Knien, und Hühneraugen, genau wie auch die Leute hier… Obwohl wir das alles wissen, warum wirkt er trotzdem so glücklich, als müßte das Leben dort ganz und gar glücklich sein? Ich kann mir nicht diesen Glanz ansehen und mir vorstellen, daß ein gräßlicher, kleiner Mann mit speckigen Manschetten und einem schrumpfenden Verstand wie Sabul da oben lebt; das ist mir einfach unmöglich…«

Mondlicht lag auf ihren nackten Armen und Oberkörpern. Der feine, leichte Flaum auf Takvers Gesicht bildete eine Aureole um ihre Züge; ihre Haare und die Schatten waren schwarz. Shevek berührte mit seiner Silberhand ihren Silberarm und staunte über die Wärme der Berührung in diesem kalten Licht.

»Wenn du irgend etwas als Ganzes siehst«, antwortete er, »erscheint es dir immer wunderschön. Planeten, das Leben der Menschen… Aus der Nähe aber besteht die Welt nur aus Schmutz und Steinen. Und das Leben ist anstrengend, Tag für Tag wirst du müde, du verlierst das Gesamtbild aus den Augen. Du brauchst Abstand —

Pause. Um zu sehen, wie schön die Erde ist, mußt du sie als Mond sehen. Um zu sehen, wie schön das Leben ist, mußt du es vom Tod aus betrachten.«

»Das mag für Urras ja ganz schön sein. Soll es dort oben bleiben und unser Mond sein — ich kann drauf verzichten! Aber ich werde mich nicht auf einen Grabstein stellen, auf das Leben hinabblicken und ›Oh, wie schön!‹ sagen! Ich will es als Ganzes sehen, hier, jetzt, während ich mitten drin bin! Auf die Ewigkeit pfeife ich!«

»Mit Ewigkeit hat das nichts zu tun.« Shevek grinste, ein magerer, behaarter Mann aus Silber und Schatten. »Um das Leben als Ganzes zu sehen, brauchst du nur an die Sterblichkeit zu denken. Ich werde sterben, du wirst sterben; wie könnten wir sonst einander lieben? Die Sonne verbrennt; wie könnte sie sonst scheinen?«

»Ach, du und dein Gerede, du und deine verdammte Philosophie!«

»Gerede? Das ist kein Gerede. Das hat nichts mit dem Verstand zu tun. Nur mit der Berührung der Hand. Ich berühre das Ganze, ich halte *es.* Was ist Mondlicht, was ist Takver? Wie kann ich mich vor dem Tod fürchten? Wenn ich das Ganze in der Hand halten, wenn ich das Licht in meinen Händen halte…«

»Sei nicht so propertarisch!« murmelte Takver.

»Nicht weinen, mein Herz.«

»Ich weine nicht. Du weinst. Das sind deine Tränen.«

»Ich friere. Das Mondlicht ist kalt.«

»Leg dich hin.«

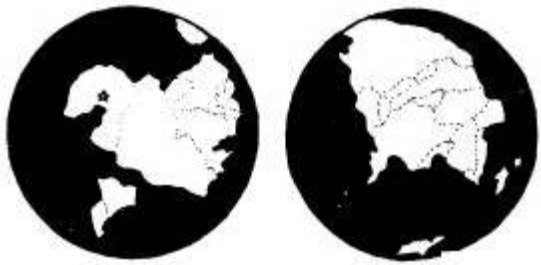
Sein ganzer Körper erzitterte, als sie ihn in die Arme nahm.

»Ich fürchte mich, Takver«, flüsterte er.

»Bruder, Liebster — still!«

In jener Nacht, in vielen Nächten, schliefen sie einer in des anderen Armen.

7. Kapitel
Urras



Shevek fand einen Brief in einer Tasche des neuen, pelzgefütterten Mantels, den er sich von einem Geschäft in der Alptraumstraße für den Winter hatte machen lassen. Wie dieser Brief dorthin gekommen war, ahnte er nicht. Mit Sicherheit war er nicht in der Post gewesen, die ihm dreimal am Tag ins Haus gebracht wurde, denn die bestand ausschließlich aus Manuskripten und Nachdrucken von Physikern aus ganz Urras, Einladungen zu Empfängen und naiven Briefchen von Schulkindern. Dies hier dagegen war ein sehr dünnes Blatt Papier, ohne Kuvert, in sich selbst gefaltet; es trug weder Stempel noch Freimarke von einer der drei konkurrierenden Postgesellschaften.

Er öffnete den Brief ein wenig beunruhigt und las: *Wenn du ein Anarchist bist warum arbeitest du dann mit dem Machtsystem zusammen und verrätst deine Welt und die Odonische Hoffnung oder bist du gekommen uns diese Hoffnung zu bringen. Wir die wir unter Ungerechtigkeit und Unterdrückung leiden blicken auf die Schwesterwelt das Licht der Freiheit in dunkler Nacht. Schließ dich uns deinen Brüdern an!* Keine Unterschrift, keine Adresse.

Die Botschaft erschütterte Shevek sowohl seelisch als auch intellektuell, erschütterte ihn, nicht vor Überraschung, sondern mit einer Art Panik. Er wußte, daß sie hier waren: aber wo? Er hatte noch keinen von ihnen kennengelernt, keinen von ihnen gesehen, er hatte noch keinen Armen kennengelernt... Er hatte sich mit einer Mauer umgeben lassen und hatte es nicht einmal gemerkt. Er hatte, wie ein Propertarier, Obdach akzeptiert. Man hatte ihn ausgenutzt — genau wie Chifoilisk gesagt hatte.

Aber er wußte nicht, wie er die Mauer einreißen sollte. Und wenn er es tat — wohin sollte er gehen! Die Panik ergriff immer mehr von ihm Besitz. An wen konnte er sich wenden? Er war auf allen Seiten vom unablässigen Lächeln der Reichen umgeben.

»Ich möchte mit Ihnen sprechen, Efor.«

»Jawohl, Herr. Entschuldigen Sie, Herr, ich mache Platz, muß das hier absetzen.«

Der Diener hantierte geschickt mit dem schweren Tablett, nahm Deckel von Schüsseln, schenkte die bittere Schokolade ein, bis sie schäumend, doch ohne überzulaufen, zum Tassenrand emporstieg. Das Frühstücksritual und seine eigene Geschicklichkeit machten ihm eindeutig Freude, und ebenso eindeutig wollte er nicht dabei gestört werden.

Er sprach fast immer ein klares lotisch, jetzt aber, als Shevek sagte, daß er mit Efor sprechen wollte, ging er zu dem Stakkato des CityDialekts über. Den hatte Shevek zwar inzwischen ein bißchen verstehen gelernt — die Verschiebung der Klangwerte war konstant, wenn man sie erst mal begriffen hatte —, aber die Endsilbenverkürzungen brachten ihn zum Verzweifeln. Die Hälfte der Wörter wurde weggelassen. Es ist wie ein Code, dachte er sich: als wollten die ›Nioti‹, wie sie sich nannten, nicht von Außenstehenden verstanden werden.

Der Diener wartete auf Sheveks Wünsche. Er wußte — da er sich schon in der ersten Woche mit Sheveks Idiosynkrasien vertraut gemacht hatte —, daß Shevek es haßte, wenn er ihm den Stuhl beim Setzen hinschob oder ihn beim Essen bediente, aber die stocksteife Haltung, die er einnahm, machte jegliche Hoffnung auf zwanglose Gespräche zunichte.

»Wollen Sie sich nicht setzen, Efor?«

»Wie Sie wünschen, Herr«, antwortete der Mann. Er nahm einen Stuhl, rückte ihn um ein paar Zentimeter weiter, setzte sich aber trotzdem nicht.

»Ich wollte über Folgendes mit Ihnen sprechen. Wie Sie wissen, gebe ich Ihnen nicht gern Befehle.«

»Gebe mir Mühe, alles zu machen, wie Sie es wünschen, Herr, ohne Sie um Befehle bitten zu müssen.«

»Das tun Sie, aber das meine ich nicht. Wie Sie wissen, werden in meiner Heimat überhaupt keine Befehle gegeben.«

»Das hörte ich, Herr.«

»Nun gut, ich möchte, daß Sie mich als Ihnen gleichgestellt betrachten, als Ihren Bruder. Sie sind der einzige Mensch hier, den ich kenne, der nicht reich ist, der nicht zu den Besitzenden gehört. Ich möchte mich wirklich gern mit Ihnen unterhalten, etwas mehr über Ihr Leben erfahren…«

Angesichts der Geringschätzung, die Efors Miene erkennen ließ, hielt Shevek verzweifelt inne. Er hatte jeden nur möglichen Fehler gemacht. Efor hielt ihn für einen herablassenden, neugierigen Idioten.

Mit einer hoffnungslosen Geste ließ er die Hände auf die

Tischplatte sinken. »Ach was, es tut mir leid, Efor! Ich kann mich nicht richtig ausdrücken. Bitte vergessen Sie das alles.«

»Sehr wohl, Herr.« Efor zog sich zurück.

Dieser Versuch war also gescheitert. Die ›besitzlosen Klassen‹ waren ihm immer noch so fern wie damals, als er am Regionalinstitut von Northsetting im Geschichtsunterricht von ihnen gelesen hatte.

Inzwischen hatte er den Oiies versprochen, zwischen dem Winterund dem Frühjahrsquartal eine ganze Woche bei ihnen zu verbringen.

Oiie hatte ihn seit dem ersten Besuch verschiedentlich zum Abendessen eingeladen, immer ziemlich steif, als entledige er sich einer unliebsamen Gastgeberpflicht oder befolge einen Regierungsbefehl. Zu Hause jedoch verhielt er sich, auch wenn er Shevek gegenüber nie ganz gelockert war, aufrichtig freundlich. Bei seinem zweiten Besuch hatten Oiies Söhne entschieden, daß Shevek ein alter Freund von ihnen sei, und ihr Vertrauen in Sheveks Reaktion gab ihrem Vater offenbar Rätsel auf. Es machte ihn unsicher, denn er konnte es nicht hundertprozentig gutheißen, es aber auch nicht als ungerechtfertigt bezeichnen. Shevek war zu ihnen wie ein alter Freund, ein älterer Bruder. Sie bewunderten ihn, und Ini, der jüngere, liebte ihn leidenschaftlich. Shevek war gütig, ernst, aufrichtig und wußte herrliche Geschichten über den Mond zu erzählen; aber er war noch mehr als das. Für den Jungen repräsentierte er etwas, das Ini selbst nicht beschreiben konnte. Nicht einmal sehr viel später in seinem Leben, das grundlegend und undefinierbar von dieser Kindheitsfaszination beeinflußt war, fand Ini Worte dafür, fand er nur Worte, in denen sie als Echo widerhallte: das Wort *Wanderer,* das Wort *Exil.*

In jener Woche gab es den einzigen schweren Schneefall des ganzen Winters. Shevek hatte noch nie eine Schneedecke gesehen, die höher war als etwa drei Zenitmeter. Diese Fülle, die Quantität dieses Schneesturms allein begeisterte ihn. Er schwelgte im Überfluß des Schnees. Er war zu weiß, zu kalt, zu lautlos und zu indifferent, um auch von den fanatischsten Odoniern exkrementell genannt zu werden; in ihm etwas anderes als unschuldige Pracht zu sehen, wäre seelisch kleinlich gewesen. Sobald der Himmel wieder blau wurde, ging er mit den Jungen hinaus und genoß die weiße Herrlichkeit wie sie. Zu dritt jagten sie in dem großen Garten der Oiies herum, veranstalteten Schneeballschlachten, bauten Höhlen, Burgen und Festungen aus Schnee.

Sewa Oiie stand mit ihrer Schwägerin Vea am Fenster und sah den Kindern, dem Mann und dem kleinen Otter beim Spielen zu. Der Otter hatte sich an der Wand einer Schneeburg eine Rutschbahn gemacht und schlidderte munter auf dem Bauch hinunter. Die Wangen

der beiden Jungen glühten. Der Mann, das lange widerspenstige braun-graue Haar mit einer Schnur im Nacken zusammengebunden, beide Ohren rot vor Kälte, widmete sich voll Hingebung dem Höhlenbau. »Nicht hier! Dort graben! — Wo ist die Schaufel? — Eis in meiner Tasche!« Fröhlich schallten die Stimmen der Jungen.

»Da hast du unseren Außenweltler«, sagte Sewa lächelnd.

»Der größte lebende Physiker«, ergänzte ihre Schwägerin. »Sehr komisch!«

Als er hereinkam, in die Hände pustend, den Schnee von den Schuhen stampfend und jene frische, kalte Lebenskraft ausstrahlend, die nur Menschen eigen ist, die gerade aus dem Schnee hereinkommen, wurde er der Schwägerin vorgestellt. Er streckte seine große, harte, kalte Hand aus und sah freundlich auf Vea hinab. »Sie sind also Demaeres Schwester«, sagte er. »Ja, ja, Sie sehen ihm sehr ähnlich.« Diese Bemerkung, die Vea bei jedem anderen abgeschmackt gefunden hätte, erfreut sie, von Shevek ausgesprochen, seltsamerweise sehr. »Er ist ein Mann«, dachte sie im Laufe des Nachmittags immer wieder, »ein echter Mann. Was ist es nur, das ihn so anziehend macht?«

Sie hieß, nach iotischem Brauch, Vea Doem Oiie; ihr Ehemann Doem war Leiter eines großen Industriekombinats und mußte daher sehr viel verreisen, verbrachte sogar die Hälfte jedes Jahres als Geschäftsvertreter der Regierung im Ausland. Das alles wurde Shevek erklärt, während er sie aufmerksam beobachtete. Bei ihr hatten sich Oiies zierlicher Wuchs, seine hellen Farben und seine oval geschnittenen schwarzen Augen in überwältigende Schönheit verwandelt. Ihre Brüste, Schultern, Arme waren rund, weich und schneeweiß. Beim Abendessen saß Shevek neben ihr und konnte den Blick nicht von ihren bloßen, von dem steifen Mieder hochgeschobenen Brüsten lassen. Die Idee, bei Eiseskälte halbnackt herumzulaufen, war bizarr, ebenso luxuriös wie der viele Schnee. Die fein geschwungene Linie ihres Halses ging glatt in die zart geschwungene Linie ihres rassigen kahlrasierten Schädels über.

Sie ist wirklich attraktiv, sagte sich Shevek. Sie ist genau wie die Betten hier: weich. Aber affektiert. Warum spricht sie so geziert?

Er klammerte sich an ihre eher dünne Stimme und ihre gezierte Art wie an ein Floß in tiefem Wasser und wußte nicht, daß er am Ertrinken war. Sie wollte nach dem Essen mit dem Zug nach Nio Esseia zurückfahren, sie war lediglich für einen Tag hier herausgekommen, und er würde sie nie wiedersehen.

Oiie war erkältet, Sewa mußte sich um die Kinder kümmern. »Shevek, könnten Sie Vea zum Bahnhof begleiten?«

»Großer Gott, Demaere! Zwing doch den armen Mann nicht, mich zu beschützen! Hast du vielleicht Angst, daß ich von Wölfen

überfallen werde? Oder daß die wilden Mingrads aus den Bergen herunterkommen und mich in ihren Harem entführen? Daß ich morgen früh auf der Schwelle des Bahnhofsvorstehers gefunden werde, mit einer zu Eis gefrorenen Träne im Auge und einem Blumensträußchen in den kleinen, erstarrten Händen? O ja, das wäre wirklich hübsch!« Veas Worten folgte ein Auflachen, das wie eine Woge über sie hereinbrach, eine dunkle, weiche, machtvolle Woge, die alles hinwegwusch und den Sand leer zurückließ. Sie lachte nicht mit sich selbst, sondern über sich selbst, es war das dunkle Lachen des Körpers, das die Worte auslöschte.

In der Diele zog Shevek seinen Mantel an und blieb wartend an der Haustür stehen.

Einen halben Häuserblock weit gingen sie schweigend nebeneinander her. Der Schnee knirschte unter ihren Füßen.

»Sie sind eigentlich viel zu höflich für einen…«

»Für einen — was?«

»Für einen Anarchisten«, sagte sie mit ihrer dünnen, affektiert gedehnten Stimme (es war derselbe singende Tonfall, wie Pae ihn ständig und Oiie ihn dann verwendete, wenn er in der Universität war). »Ich bin enttäuscht. Ich dachte, Sie wären ungehobelt, wild und gefährlich.«

»Das bin ich auch.«

Sie warf ihm einen prüfenden Seitenblick zu. Sie hatte sich ein scharlachrotes Tuch um den Kopf gebunden; ihre Augen hoben sich schwarz und glänzend gegen die leuchtende Farbe und das Weiß des Schnees ab, der sie überall umgab.

»Aber jetzt bringen Sie mich ganz zahm zum Bahnhof, Dr. Shevek.«

»Nur Shevek«, korrigierte er sie freundlich. »Ohne ›Doktor‹.«

»Ist das Ihr ganzer Name — Vor- und Nachname?«

Er nickte lächelnd. Er fühlte sich wohl, kraftgeschwellt, angeregt von der frischen Luft, der Wärme des gut gearbeiteten Mantels, den er trug, der hübschen Frau an seiner Seite. Heute besaßen die Sorgen und schwermütigen Gedanken keinerlei Macht über ihn.

»Stimmt es, daß Sie Ihre Namen von einem Computer bekommen?«

»Ja.«

»Wie trostlos, von einer Maschine den Namen zu bekommen!«

»Wieso trostlos?«

»Es ist so mechanisch, unpersönlich.«

»Aber was wäre persönlicher, als einen Namen zu haben, den kein anderer lebender Mensch trägt?«

»Kein anderer? Sie sind also der einzige Shevek?«

»Solange ich lebe. Vor mir gab es andere.«

»Verwandte, meinen Sie?«

»Wir geben nicht viel auf Verwandtschaft; denn sehen Sie, wir sind alle verwandt. Wer die anderen Sheveks waren, weiß ich nicht genau. Nur eine, ja, während der ersten Jahre der Besiedlung. Sie erfand eine Art Lager, das sie bei den schweren Maschinen verwenden, es wird heute noch als ›Shevek‹ bezeichnet.« Er lächelte wieder, ein wenig breiter. »Eine sehr schöne Form der Unsterblichkeit.«

Vea schüttelte den Kopf. »Großer Gott!« sagte sie. »Wie unterscheiden Sie denn Männer und Frauen?«

»Nun ja, wir haben da gewisse Methoden entdeckt…«

Nach kurzem Schweigen brach sie in ihr weiches Lachen aus. Sie trocknete sich die Augen, die in der kalten Luft feucht geworden waren. »Ja, Sie sind tatsächlich ungehobelt… Haben die Leute bei Ihnen zu Hause denn alle erfundene Namen und lernen alle eine erfundene Sprache — alles neu?«

»Die Siedler von Anarres? Ja. Anscheinend waren sie sehr romantisch.«

»Und Sie sind es nicht?«

»Nein. Wir sind Pragmatiker.«

»Sie können beides sein«, entgegnete sie. Er hatte von ihr keinen so klugen Gedanken erwartet.

»Ja, das stimmt«, sagte er.

»Was wäre romantischer als Ihre Reise hierher, ganz allein, ohne eine Münze in der Tasche, um hier als Fürsprecher Ihres Volkes aufzutreten?«

»Und mich an den Luxus hier zu gewöhnen.«

»Luxus? In Universitätswohnungen? Mein Gott, Sie Ärmster! Hat man Sie denn nirgends hingeführt, wo es ein bißchen feiner ist?«

»Ich war an vielen Orten, aber alle waren sie gleich. Ich wünschte, ich könnte Nio Esseia besser kennenlernen. Ich habe nur das Äußere der Stadt gesehen, sozusagen die Verpackung.« Er benutzte diese Formulierung, weil ihn der Urrasti-Brauch, alles in neues, elegantes Papier oder Plastik oder Pappe oder Folie einzupacken, faszinierte. Wäsche, Bücher, Gemüse, Kleider, Medikamente — alles wurde mit zahllosen Schichten Verpackung umgeben. Sogar Papierpakete wurden in Papier verpackt. Nichts durfte mit anderen Dingen in Berührung kommen. Allmählich hatte er das Gefühl, selbst auch sorgfältig verpackt worden zu sein.

»Ich weiß. Man hat Sie ins Historische Museum geführt, und eine Rundfahrt um das Dobunnae-Denkmal mit Ihnen gemacht und Sie einer Sitzung im Senat zuhören lassen!« Er lachte, weil das genau einem der Tagesbesichtigungspläne im letzten Sommer entsprach. »Ich weiß! Die sind immer so ungeschickt, im Umgang mit Fremden. Ich werde dafür sorgen, daß Sie das richtige Nio kennenlernen.« — »Das

wäre schön.«

»Ich kenne alle möglichen fabelhaften Leute. Ich sammle Bekanntschaften. Hier sitzen Sie eingesperrt mit all diesen steifen Professoren und Politikern…« Sie plapperte munter weiter. Ihr oberflächliches Geplauder machte ihm ebensoviel Spaß wie der Sonnenschein und der Schnee.

Dann erreichten sie den kleinen Bahnhof von Amoeno. Sie hatte eine Rückfahrkarte; der Zug mußte jeden Moment eintreffen.

»Warten Sie lieber nicht; Sie werden erfrieren.«

Er antwortete nicht, sondern stand da, in seinem dicken, pelzgefütterten Mantel, und sah sie bewundernd an.

Sie blickte auf ihren Ärmelaufschlag hinunter und klopfte eine Schneeflocke von der Stickerei.

»Sind Sie verheiratet, Shevek?«

»Nein.«

»Haben Sie gar keine Familie?«

»Ach so — ja, doch. Eine Partnerin; unsere Kinder. Entschuldigen Sie, ich hatte gerade an etwas anderes gedacht. ›Verheiratet sein‹, eine ›Ehefrau haben‹, für mich ist das etwas, was es nur auf Urras gibt.«

»Was ist eine ›Partnerin‹?« Sie sah ihm kokett in die Augen.

»Sie würden es, glaube ich, Ehefrau oder Ehemann nennen.«

»Warum ist sie nicht mit Ihnen gekommen?«

»Weil sie nicht wollte; und das jüngere Kind ist erst ein Jahr… Nein, zwei jetzt. Außerdem…« Er zögerte.

»Warum wollte sie nicht mitkommen?«

»Nun ja, sie hat eben dort ihre Arbeit, und nicht hier. Wenn ich gewußt hätte, wie sehr ihr viele Dinge hier gefallen würden, dann hätte ich sie gebeten, mitzukommen. Aber ich habe es nicht gewußt. Außerdem ist da die Frage der Sicherheit.«

»Sicherheit hier?«

Er zögerte abermals und sagte schließlich: »Auch, wenn ich nach Hause komme.«

»Was wird mit Ihnen dann geschehen?« fragte Vea mit großen Augen. Der Zug kam über die Anhöhe vor der Stadt.

»Ach, wahrscheinlich gar nichts. Aber es gibt Leute, die mich für einen Verräter halten. Weil ich versuche, Freundschaft mit Urras zu schließen. Die könnten Schwierigkeiten machen, wenn ich nach Hause komme. Und das möchte ich ihr und den Kindern ersparen. Einen Vorgeschmack haben wir schon bekommen, ehe ich abreiste. Es hat uns gereicht.«

»Dann würden Sie tatsächlich in Gefahr sein?«

Er neigte sich näher zu ihr hinüber, denn der Zug kam mit großem Lärm in die Station gefahren. »Ich weiß es nicht«, antwortete er lächelnd. »Wissen Sie übrigens, daß unsere Züge ganz ähnlich

aussehen wie diese? Ein gutes Design braucht man nicht zu verändern.« Er begleitete sie zu einem Erste-Klasse-Wagen. Da sie die Tür nicht öffnete, tat er es. Als sie eingestiegen war, steckte er den Kopf durch die Tür und musterte das Abteil. »Innen sind sie allerdings anders. Ist das hier privat — ganz für Sie allein?«

»Aber natürlich! Ich hasse die zweite Klasse. Männer, die Maeragummi kauen und auf den Fußboden spucken. Kauen die Leute auf Anarres auch Maera? Ach nein, sicher nicht. O Shevek, es gibt noch so vieles, was ich über Sie und Ihre Heimat wissen möchte!«

»Und ich würde gern davon erzählen, aber es fragt mich niemand danach.«

»Wir müssen uns unbedingt wiedersehen und uns sehr lange unterhalten, ja? Werden Sie mich anrufen, wenn Sie das nächstemal in Nio sind? Sie müssen es mir versprechen!«

»Ich verspreche es Ihnen«, versicherte er gutmütig.

»Gut! Ich weiß, daß Sie ein Versprechen halten. Viel weiß ich ja nicht von Ihnen, aber das weiß ich. Das *sehe* ich. Auf Wiedersehen, Shevek.« Sekundenlang legte sie ihre behandschuhte Hand auf die seine, die die Tür hielt. Die Lokomotive gab ihr Zweitonsignal; er warf die Tür zu und sah dem abfahrenden Zug nach; Veas Gesicht war ein weiß-roter Fleck am Fenster.

Frohen Mutes marschierte er zu Oiies Haus zurück und focht mit Ini eine Schneeballschlacht aus, die dauerte, bis es dunkel wurde.

REVOLUTION IN BENBILI!

DIKTATOR FLIEHT!

REBELLENFÜHRER HALTEN HAUPTSTADT BESETZT! NOTSTANDSSITZUNG DES RWG!

INTERVENTION A-IO MÖGLICH!

Die Vogelfutterzeitung schrie es in ihrer größten Schrift. Rechtschreibung und Grammatik blieben auf der Strecke; der Text las sich, wie Efor sprach: ›Seit der vergangenen Nacht halten die Rebellen das Gebiet westlich Meskti besetzt und stellen Heer vor schwere Aufgabe…« Es war der typische Nioti-Sprachstil, Zukunft und Vergangenheit zu einer hochexplosiven, reißerisch klingenden Gegenwart zusammengepreßt.

Shevek las die Zeitungen und las in der RWG-Enzyklopädie über Benbili nach. Der Form nach herrschte dort im Land eine parlamentarische Demokratie, in Wirklichkeit jedoch eine von

Generälen geführte Militärdiktatur. Benbili war ein großes Land in der westlichen Hemisphäre, mit Bergen und Savannen, unterbevölkert, arm.

»Ich hätte nach Benbili gehen sollen«, dachte Shevek, denn die Vorstellung faszinierte ihn; er sah helle Ebenen, über die der Wind fegte. Die Nachricht hatte ihn seltsam berührt. Er hörte sich alle Meldungen im Radio an, das er bisher nur selten eingeschaltet hatte, weil er herausgefunden hatte, daß seine grundlegende Funktion in der Werbung für bestimmte Waren bestand. Die Berichte waren, genau wie diejenigen des öffentlichen Telefax in den Gemeinschaftsräumen, knapp und trocken: ein sonderbarer Kontrast zur Volkspresse, die auf allen Titelseiten *Revolution!* schrie.

Der Präsident, General Havevert, hatte in seinem berühmten gepanzerten Flugzeug fliehen können, einige rangniedere Generäle jedoch waren gefangengenommen und entmannt worden, eine Strafe, die in Benbili traditionsgemäß der Hinrichtung vorgezogen wurde. Die zurückweichende Armee brannte auf ihrem Marsch Felder und Städte ihres eigenen Volkes nieder. Guerilla-Partisanen behinderten die Armee. Die Revolutionäre in Meskti, der Hauptstadt, öffneten die Gefängnisse und begnadigten alle Gefangenen. Als er das las, schwoll Shevek das Herz vor Freude. Es gab also noch Hoffnung, es gab immer noch Hoffnung… Er verfolgte die Nachrichten über die ferne Revolution mit zunehmender Spannung. Am vierten Tag, als er sich eine Telefax-Sendung über die Debatte des Rats der Weltregierung ansah, hörte er, wie der Ioti-Botschafter beim RWG verkündete, daß AIo dem Präsidenten-General Havevert bewaffnete Streitkräfte zur Unterstützung der demokratischen Regierung von Benbili zur Verfügung stellen werde.

Die Benbili-Revolutionäre waren zum größten Teil nicht einmal bewaffnet. Die loti-Truppen würden mit Kanonen, Panzerwagen, Flugzeugen und Bomben kommen. Shevek, der die Beschreibung ihrer Ausrüstung in der Zeitung las, wurde es schwer ums Herz.

Er fühlte sich elend und war wütend, und es gab niemanden, mit dem er sich aussprechen konnte. Pae kam nicht in Frage. Atro war ein fanatischer Militarist. Oiie war zwar ein moralischer Mensch, doch seine privaten Unsicherheiten, seine Besorgnis als Besitzender, veranlaßten ihn, strikt an den Begriffen Gesetz und Ordnung festzuhalten. Seine persönliche Zuneigung zu Shevek konnte er nur bewältigen, indem er sich weigerte, einzusehen, daß Shevek ein Anarchist war. Die Odonier bezeichneten sich als Anarchisten, behauptete er, aber in Wirklichkeit seien sie nichts weiter als primitive Populisten, deren Gesellschaftsordnung auch ohne sichtbare Regierung funktioniere, weil es so wenige von ihnen gäbe und weil sie keine Nachbarstaaten hätten. Wenn ihr Besitz von einem aggressiven

Rivalen bedroht wäre, würden sie endlich aufwachen und die Realität erkennen oder ausradiert werden. Für die Benbili-Rebellen komme jetzt das große Erwachen: Sie müßten erkennen, daß Freiheit nichts nützt, wenn man sie nicht mit Waffen stützt. Das erklärte er Shevek im Verlauf des einzigen Gesprächs, das sie über dieses Thema führten. Es spiele keine Rolle, wer die Benbilis regiere oder zu regieren glaube: Die Politik der Realität beträfe ausschließlich den Machtkampf zwischen A-Io und Thu.

»Die Politik der Realität«, wiederholte Shevek. Er sah Oiie an und sagte: »Das ist eine merkwürdige Formulierung im Munde eines Physikers.«

»Durchaus nicht. Denn der Politiker wie auch der Physiker haben es beide mit den Dingen zu tun, wie sie wirklich sind, mit realen Kräften, den Grundgesetzen dieser Welt.«

»Sie wollen Ihre miesen, kleinen ›Gesetze‹ zum Schutz des Reichtums, Ihre ›Kräfte‹, die aus Kanonen und Bomben bestehen, mit dem Gesetz der Entropie und der Schwerkraft auf eine Stufe stellen? Ich hätte Sie für klüger gehalten, Demaere!«

Vor diesem Donnerschlag der Verachtung zuckte Oiie erschrocken zurück. Er sagte nichts mehr, und Shevek sagte nichts mehr; aber Oiie vergaß ihn nie. Er lag von da an in seinem Bewußtsein als der beschämendste Augenblick seines Lebens eingegraben. Denn wenn Shevek, der irregeleitete und naive Utopist, ihn so mühelos zum Schweigen gebracht hatte, so war das beschämend; doch wenn Shevek, der Physiker und der Mann, den er einfach gern haben, bewundern mußte, so daß er sich danach sehnte, sich seine Achtung zu verdienen, als sei dies irgendwie ein weit höherer Achtungsgrad als ihm sonst zugänglich — wenn dieser Shevek ihn verachtete, dann war die Scham unerträglich und er mußte sie verstekken, für den Rest seines Lebens im finstersten Winkel seiner Seele verschließen.

Das Ereignis der Benbili-Revolution hatte für Shevek auch einige Probleme verschärft, vor allem das Problem seines Schweigens.

Es fiel ihm schwer, den Menschen, mit denen er zusammenkam, zu mißtrauen. Er war in einer Kultur aufgewachsen, die sich bewußt und ständig auf menschliche Solidarität, auf gegenseitige Hilfe stützte. Obwohl er jener Kultur in gewisser Weise entfremdet war, und da er dieser hier noch immer fremd war, konnte er eine lebenslange Gewohnheit nicht ablegen: Er nahm stets automatisch an, daß sich die Menschen hilfreich erweisen würden. Er vertraute ihnen.

Doch Chifoilisks Warnungen, die er zu verdrängen versucht hatte, gingen ihm nicht aus dem Sinn. Und seine eigenen Beobachtungen und Gefühle ließen sie nur um so zutreffender erscheinen. Ob er es wollte oder nicht, er mußte anderen mißtrauen lernen. Er mußte schweigen; er mußte seinen Besitz für sich allein behalten; er mußte

seine Verhandlungsgrundlage behalten.

Er sprach sehr wenig, in diesen Tagen, und schrieb noch weniger auf. Sein Schreibtisch war eine Fundgrube von bedeutungslosen Papieren; die wenigen Arbeitsnotizen, die er sich gemacht hatte, trug er ständig in einer seiner zahlreichen Urrasti-Taschen bei sich.

Er wußte, daß er nahe daran war, die Allgemeine Temporaltheorie zu finden, die die Ioti so dringend für ihren Raumflug und ihr Prestige brauchten. Er wußte aber auch, daß er sie noch nicht gefunden hatte und sie möglicherweise niemals finden würde. Beide Tatsachen hatte er bisher noch niemandem gegenüber eindeutig zugegeben.

Vor seinem Abflug von Anarres hatte er geglaubt, die Sache im Griff zu haben. Er besaß die Gleichungen. Sabul wußte, daß er sie besaß, und hatte ihm gegen die Chance, sie zu drucken und an seinem Ruhm teilzuhaben, Versöhnung, Anerkennung geboten. Shevek hatte ihn abgewiesen; aber das war keine großartige, moralische Geste gewesen. Eine moralische Geste wäre es gewesen, hätte er sie dem Initiativsyndikat zum Druck überlassen; aber das hatte er auch nicht getan. Er war nicht ganz sicher, ob er schon für eine Veröffentlichung bereit war. Irgend etwas stimmte da noch nicht ganz, irgend etwas mußte noch gründlicher ausgearbeitet werden. Und da er seit zehn Jahren an dieser Theorie arbeitete, konnte es auch nicht schaden, wenn er noch ein bißchen wartete, sie noch richtig auf Hochglanz polierte.

Doch dieses Etwas, das nicht ganz stimmte, stimmte allmählich immer weniger. Ein kleiner Fehler in der Logik. Ein großer Fehler. Ein tiefer Sprung mitten durch die Fundamente… Am Abend vor seiner Abreise von Anarres hatte er alle Notizen über die Allgemeine Temporaltheorie verbrannt. Er war mit leeren Händen nach Urras gekommen. Ein halbes Jahr lang hatte er sie, mit ihren eigenen Worten gesagt, geblufft.

Oder hatte er sich selbst geblufft?

Durchaus möglich, daß eine Allgemeine Theorie der Temporalität eine Illusion war und blieb. Durchaus möglich, daß die Sequenz und die Simultaneität eines Tages in einer allgemeinen Theorie zusammengefaßt werden würden, daß aber nicht er derjenige war, dem das gelang. Er versuchte es seit zehn Jahren und hatte es nicht fertiggebracht. Mathematiker und Physiker, die Athleten des Intellekts, erbringen ihre großen Leistungen in jungen Jahren. Er war gerade vierzig geworden. Möglich, nein sogar wahrscheinlich, daß er schon ausgebrannt, erledigt war.

Er war sich völlig darüber klar, daß er gerade vor seinen kreativsten Momenten genau dieselben Depressionen, genau dasselbe Gefühl des Versagens gehabt hatte. Er versuchte sich mit diesem

Gedanken Mut zu machen und ärgerte sich über die eigene Naivität. Die temporale Ordnung als kausale Ordnung zu interpretieren, war reichlich dumm für einen Chronosophisten. War er, mit vierzig, bereits senil? Er sollte sich lieber an die kleine, aber praktische Aufgabe machen, das Intervallkonzept aufzupolieren. Das könnte einem anderen helfen.

Doch sogar dabei, sogar wenn er mit anderen Physikern darüber sprach, hatte er das Gefühl, etwas zurückzuhalten. Und die anderen wußten, daß er es tat.

Aber er hatte es satt, etwas zurückzuhalten, hatte es satt, nicht sprechen zu können — über die Revolution, über Physik, über alles.

Auf dem Weg zu einer Vorlesung überquerte er den Campus. In den mit jungem Laub bedeckten Bäumen sangen die Vögel. Den ganzen Winter über hatte er sie nicht gehört, doch jetzt waren sie wieder da und schmetterten laut ihre süßen Lieder.

Shevek blieb unter den Bäumen stehen und hörte zu.

Dann bog er vom Fußweg ab, überquerte den Campus in einer anderen Richtung, ging zum Bahnhof und nahm einen Vormittagszug nach Nio Esseia. Irgendwo auf diesem verdammten Planeten mußte doch eine Tür offen sein!

Als er im Zug saß, dachte er daran, A-Io zu verlassen und vielleicht nach Benbili zu gehen. Aber er nahm diesen Gedanken nicht ernst. Er würde per Schiff oder Flugzeug reisen müssen, verfolgt und angehalten werden. Der einzige Ort, wo ihn seine wohlmeinenden Beschützer aus den Augen verlieren würden, war ihre eigene, riesige Hauptstadt, direkt unter ihrer Nase.

Aber es war keine richtige Flucht. Denn selbst wenn er außer Landes ginge, würde er immer noch gefangen sein, gefangen auf Urras. So etwas konnte man nicht als Flucht bezeichnen, wie immer diese Archisten mit ihrer Mystik nationaler Grenzen das auch nennen mochten. Als er sich jedoch vorstellte, daß seine wohlmeinenden Beschützer auch nur einen winzigen Augenblick lang glauben würden, daß ihm die Flucht gelungen sei, war er auf einmal vergnügt wie schon seit vielen Tagen nicht mehr.

Es war der erste wirklich schöne Frühlingstag. Die Felder waren grün und gut bewässert. Das Herdenvieh auf den Weiden war von Jungtieren umgeben; die kleinen Schafe waren besonders süß, hüpften umher wie weiße Gummibälle und ließen ihre Schwänzchen kreisen. In einem Pferch für sich stand kraftvoll wie eine Donnerwolke, bereit zur Fortpflanzung, der Herrscher der Herden, der Bock, Bulle oder Hengst. Über randvollen Teichen schwebten Möwen, Weiß über Blau, und weiße Wolken belebten den hellblauen Himmel. Die Zweige der Obstbäume zeigten rote Spitzen, einige Blüten, rosa und weiß, waren schon offen. Aber Shevek, der all dies vom Zugfenster aus

beobachtete, fand keinen Trost in der Schönheit des Tages. Denn es war eine ungerechte Schönheit. Womit hatten die Urrasti sie verdient? Warum wurde sie ihnen so reich, so mühelos geschenkt, während sein eigenes Volk so wenig, so bedrückend wenig davon besaß?

Ich denke schon wie ein Urrasti, sagte er sich. Wie ein verdammter Propertarier. Als könne ›verdienen‹ etwas bedeuten. Als könne man Schönheit verdienen — oder das Leben! Er versuchte, an nichts zu denken, sich nur weitertragen zu lassen und die Sonne am sanftblauen Himmel und die Lämmer auf den frühlingsgrünen Wiesen zu betrachten.

Nio Esseia, eine Großstadt mit vier Millionen Einwohnern, hob ihre zarten, glitzernden Türme weit über die grünen Marschen der Flußmündung hinaus, als sei sie aus Dunst und Sonnenlicht erbaut. Als sich der Zug dann über einen langgestreckten Viadukt der Stadt näherte, wurden die Gebäude höher, strahlender, solider, bis der Zug schließlich ganz in der dröhnenden Dunkelheit einer unterirdischen Zufahrt verschwand, zwanzig Gleise nebeneinander, um seine Passagiere in die riesige, glitzernde Halle des Hauptbahnhofs unter der Mittelkuppel aus Elfenbein und Azurblau zu entlassen, der größten Kuppel, die jemals von Menschenhand errichtet worden war.

Unter diesem immensen, ätherisch-zarten Gewölbe wanderte Shevek über endlose Flächen aus glattpoliertem Marmor, bis er an eine lange Reihe von Türen kam, durch die ständig Menschenmassen kamen und gingen, jeder einzelne zielbewußt, jeder allein. Sie wirkten alle besorgt auf ihn. Er hatte diese Besorgnis schon oft in den Gesichtern der Urrasti gesehen und sich darüber gewundert. War das so, weil sie, soviel Geld sie auch schon haben mochten, immer noch mehr verdienen zu müssen glaubten, damit sie nicht arm zu sterben brauchten? War es Schulbewußtsein, weil es, sowenig Geld sie auch besitzen mochten, immer noch jemanden gab, der weniger hatte? Was auch immer der Grund sein mochte, er verlieh allen Gesichtern eine gewisse Ähnlichkeit; und er fühlte sich sehr allein unter ihnen. Als er seinen Hütern und Wächtern entfloh, hatte er sich nicht überlegt, wie es wohl war, in einer Gesellschaft auf sich allein gestellt zu sein, in der die Menschen einander mißtrauten, in der die moralische Grundkonzeption nicht gegenseitig Hilfe, sondern gegenseitige Aggression war. Ihn überkam ein wenig Angst.

Er hatte sich vage vorgestellt, in der Stadt herumzuschlendern und mit den Menschen ins Gespräch zu kommen, den Angehörigen der besitzlosen Klasse, falls es so etwas noch gab, oder der Arbeiterklasse, wie sie hier genannt wurden. Doch diese Menschen hatten es alle eilig, wollten ihre kostbare Zeit nicht auf müßige Gespräche verschwenden. Ihre Eile steckte ihn an. Ich muß *irgendwohin* gehen, dachte er, als er an die Sonne und die wimmelnde Pracht der Moie-Straße hinauskam.

Nur, wohin? In die Nationalbibliothek? Den Zoo? Aber er wollte keine Sehenswürdigkeiten besichtigen.

Unentschlossen blieb er vor einem Laden in der Nähe des Bahnhofs stehen, wo es Zeitungen und Geschenkartikel gab. Die Schlagzeilen der Zeitungen lauteten: THU SCHICKT DEN BENBILI-REBELLEN TRUPPEN ZU HILFE, aber er reagierte nicht. Statt dessen betrachtete er die farbigen Postkarten im Ständer. Ihm fiel ein, daß er noch gar keine Andenken an Urras hatte. Wenn man verreiste, mußte man ein Souvenir mitbringen. Die Fotos, Szenen aus A-Io, gefielen ihm: die Berge, die er erklettert hatte, die Wolkenkratzer von Nio, die Universitätskapelle (beinahe der Blick aus seinem Fenster), ein Bauernmädchen in malerischer Tracht, die Türme von Rodarred und dasjenige, das ihm zuerst ins Auge gefallen war, ein Lämmchen auf einer blühenden Wiese, das fröhlich umhersprang und scheinbar lachte. Das würde der kleinen Pilun gefallen. Er nahm eine von jeder Karte und ging damit zum Ladentisch. »Und fünf sind fünfzig, und das Lamm macht sechzig; und ein Stadtplan, jawohl, der Herr, einsvierzig. Schöner Tag, heute, endlich Frühling, nicht wahr, der Herr? Haben Sie's nicht kleiner?« Shevek hatte einen Zwanzig-Einheiten-Schein hingelegt. Er holte die Münzen heraus, die er zurückbekommen hatte, als er seine Fahrkarte kaufte, und brachte nach kurzem Betrachten des jeweiligen Wertes eine Einheit vierzig zusammen.

»So stimmt's, der Herr. Vielen Dank und wünsche einen schönen Tag!«

Konnte man sich mit Geld nicht nur Postkarten und Stadtpläne, sondern auch Höflichkeit kaufen? Wie höflich wäre der Ladenbesitzer wohl gewesen, wenn er hereingekommen wäre wie ein Anarresti ins Warendepot: Wenn er sich genommen hätte, was er brauchte, dem Registrator zugenickt und den Laden wieder verlassen hätte?

Sinnlos, so etwas zu denken. Im Land der Propertarier benimm dich auch wie ein Propertarier. Kleide dich wie ein Propertarier, iß wie ein Propertarier, handle wie ein Propertarier, sei ein Propertarier.

Im Stadtzentrum gab es keine Parks, dazu war der Grund und Boden zu kostbar. Er geriet immer tiefer in die breiten, glitzernden Straßen, durch die man ihn schon so oft geführt hatte. Er erreichte die Saemtenevia-Straße und überquerte sie hastig, weil er eine Wiederholung jenes Alptraums vermeiden wollte. Jetzt war er anscheinend im Bankviertel. Banken, Bürohäuser, Regierungsgebäude. War ganz Nio Esseia so? Riesige, spiegelnde Schachteln aus Stein und Glas, überwältigende, prunkvolle, überdimensionale Pakete — leer, leer, leer.

Als er an einem Fenster mit der Aufschrift Kunstgalerie vorbeikam, trat er ein, weil er hoffte, der moralischen Klaustrophobie der Straßen entrinnen und in einem Museum Urras' Schönheit

wiederfinden zu können. Doch alle Bilder in diesem Museum trugen Preisschilder an den Rahmen. Er starrte auf eine geschickt gemalte Nackte. Auf ihrem Schild las er 4000 IWE.

»Das ist ein Feite«, erklärte ein dunkler Mann, der lautlos neben ihn getreten war. »Vor einer Woche hatten wir noch fünf. Wird bald der größte Verkaufsschlager sein. Ein Feite ist eine krisensichere Investition.«

»Viertausend Einheiten? Davon können hier in der Stadt zwei Familien ein Jahr lang leben«, entgegnete Shevek.

Der Mann musterte ihn und sagte gedehnt: »Nun ja, sehen Sie, mein Herr, dies ist aber zufällig ein Kunstwerk.«

»Kunst? Der Mensch macht Kunst, weil er es muß. Warum wurde dies gemacht?«

»Sie sind anscheinend selber Künstler«, sagte der Mann jetzt eindeutig unverschämt.

»Nein, aber ein Mann, der Scheiße erkennt, wenn er sie sieht!« Eingeschüchtert zuckte der Kunsthändler zurück; als er außer Sheveks Reichweite war, sagte er etwas von Polizei. Shevek verzog angewidert die Miene und verließ die Galerie. Nach einem halben Block jedoch blieb er stehen. In dieser Richtung konnte er nicht weitergehen.

Aber wohin konnte er überhaupt gehen?

Zu irgend jemandem… irgendeinem Menschen. Zu einem Menschen, der ihm seine Hilfe schenken würde, statt sie ihm zu verkaufen. Zu wem? Wohin?

Oiies Kinder fielen ihm ein, die kleinen Jungen, die ihn liebten, und eine Weile wollte ihm sonst niemand einfallen. Dann jedoch stieg ein Bild vor ihm auf, fern, klein, klar: Oiees Schwester. Wie hieß sie doch? Versprechen Sie mir, daß Sie kommen werden, hatte sie zu ihm gesagt; und ihm seither schon zweimal mit kräftiger Kinderschrift auf dickes, süß duftendes Papier geschriebene Einladungen zu Dinnerpartys geschickt, die er, wie alle anderen Einladungen, ignoriert hatte. Jetzt aber dachte er wieder daran.

Gleichzeitig erinnerte er sich jedoch jener anderen Botschaft, die auf so unerklärliche Art und Weise in seine Manteltasche gelangt war: *Schließ dich uns, deinen Brüdern, an.* Aber er fand keine Brüder auf Urras.

Er betrat das nächstliegende Geschäft. Es war ein Süßwarengeschäft, voll goldener Schnörkel und rosa Stuck, mit zahllosen Schachteln, Dosen und Körben voll Zucker- und Schokoladenzeug in Rosa, Braun, Creme und Gold in langen Reihen von Glaskästen. Er fragte die Frau hinter den Glaskästen, ob sie ihm helfen würde, eine Telefonnummer herauszusuchen. Er war jetzt, nach seinem Wutausbruch bei dem Kunsthändler, sehr ruhig und bescheiden und so liebenswürdigunwissend und fremd, daß die Frau

Mitleid mit ihm hatte; sie suchte ihm nicht nur die Nummer aus dem gewichtigen Telefonbuch heraus, sondern wählte sie auch für ihn am Apparat hinten im Laden.

»Hallo?«

Er sagte: »Shevek.« Dann verstummte er. Für ihn war das Telefon ein Übermittler dringender Notrufe, ein Apparat zum Vermelden von Todesfällen, Geburten und Erdbeben. Er hatte keine Ahnung, was er sagen sollte.

»Wer? Shevek? Wirklich? Wie lieb von Ihnen, mich anzurufen! Von Ihnen lasse ich mich gern wecken.«

»Sie haben noch geschlafen?«

»Tief und fest, und ich liege auch jetzt noch im Bett. Es ist so herrlich gemütlich und warm. Wo in aller Welt sind Sie eigentlich?«

»Ich glaube, in der Kae-Sekae-Straße.«

»Was wollen Sie da? Kommen Sie zu mir raus! Wieviel Uhr ist es ? Großer Gott, beinahe Mittag. Ich weiß was: Wir treffen uns auf halbem Weg. Am Bootsteich im Park beim Alten Palast. Werden Sie das finden? Hören Sie, Sie müssen unbedingt hierbleiben. Ich gebe heute abend eine himmlische Party!« Sie plapperte noch eine Zeitlang weiter, und er stimmte allem zu, was sie sagte. Als er wieder hinter der Theke hervorkam, lächelte ihm die Verkäuferin zu. »Sie sollten ihr lieber eine Schachtel Konfekt mitnehmen.«

Er blieb stehen. »Meinen Sie?«

»Schaden kann es jedenfalls nicht.«

Irgendwie lag etwas Impertinentes, Herablassendes in ihrem Ton.

Die Luft im Laden war süß und warm, als hätten sich alle Frühlingsdüfte hier versammelt. Shevek stand da, inmitten der Schaukästen voll hübscher, kleiner Luxuswaren, groß, schwerfällig, verträumt, wie die schweren Tiere in ihren Pferchen, die Schafsböcke und Bullen, benommen von der sehnsuchterweckenden Wärme des Frühlings.

»Warten Sie, ich mache Ihnen was zurecht«, sagte die Frau und füllte einen kleinen, fein emaillierten Metallbehälter mit winzigen Schokoladenblättern und Rosen aus gesponnenem Zucker. Die Dose wickelte sie in Seidenpapier, tat das Päckchen in eine silberne Pappschachtel, packte die Schachtel in rosenrotes Papier und verschnürte sie mit einem grünen Samtband. Ihre schnellen und geschickten Bewegungen verrieten humorvolles Mitgefühl, und als sie Shevek das fertige Päckchen reichte, und er es mit einem gemurmelten Dank entgegennahm, um sich sodann zum Gehen zu wenden, lag nicht ein bißchen Schärfe in ihrem Ton, als sie ihn gutmütig erinnerte: »Das macht zehn-sechzig, bitte.« Sie hätte ihn vielleicht sogar gehen lassen aus Mitleid, da Frauen Mitleid mit der Stärke haben; aber er kam gehorsam zurück und zählte ihr das Geld auf den Tresen.

Mit der Untergrundbahn fuhr er zum Park des Alten Palastes und fand den Bootsteich, wo reizend angezogene Kinder mit ihren Spielzeugschiffen spielten. Auf der anderen Seite des weiten, hellen Wasserrunds entdeckte er Vea und ging hinüber, die Sonne, den Frühlingswind und die dunklen Bäume des Parks mit ihren ersten, zartgrünen Blättern genießend.

Das Mittagessen nahmen sie in einem Restaurant im Park ein, auf einer von einer hohen Glaskuppel überdachten Terrasse. Die Bäume innerhalb der Glaskuppel waren bereits voll belaubt, Trauerweiden, die über einen Teich geneigt standen, auf dem dicke, weiße Vögel paddelten und die Speisenden, auf Futter wartend, mit frechen, gierigen Blicken musterten. Vea kümmerte sich nicht um die Bestellung, sondern erwartete eindeutig, daß Shevek diese Aufgabe übernahm, doch überaus geschickte Kellner berieten ihn so unauffällig, daß er überzeugt war, alles allein zusammengestellt zu haben; und zum Glück hatte er ziemlich viel Geld in der Tasche. Das Essen war ganz ausgezeichnet. So feingewürzte Speisen hatte er noch nie gegessen. Ursprünglich an zwei Mahlzeiten pro Tag gewöhnt, pflegte er das Mittagessen der Urrasti zu überschlagen, heute jedoch ließ er es sich schmecken, während Vea geziert nur hier und da ein Gäbelchen voll aß. Endlich konnte er nicht mehr und sie lachte über seine beschämte Miene.

»Ich habe zuviel gegessen.«

»Ein kleiner Spaziergang wird Ihnen guttun.«

Es wurde ein sehr kleiner Spaziergang: ein langsames, höchstens zehn Minuten langes Schlendern über den Rasen, dann ließ sich Vea graziös im Schatten einer hohen, gelb blühenden Hecke nieder. Er setzte sich neben sie. Als er Veas schlanke, mit kleinen, weißen, sehr hochhackigen Schuhen bekleideten Füße betrachtete, kam ihm ein Ausdruck in den Sinn, den Takver zu benutzen pflegte. ›Körperprofitlerin‹ hatte Takver jene Frauen genannt, die bei einem Machtkampf gegen Männer ihre Sexualität als Waffe einsetzten. Und wenn man Vea betrachtete, war sie eine vollendete Körperprofitlerin. Schuhe, Kleider, Kosmetika, Schmuck, Gesten, alles an ihr war provozierend. Sie war so völlig und demonstrativ ein weiblicher Körper, daß sie kaum noch ein weiblicher Mensch zu sein schien. Sie war die Inkarnation der Sexualität, wie sie die Ioti in ihren Träumen, ihren Romanen und ihrer Dichtkunst sublimierten, in ihren endlosen Bildern weiblicher Akte, in ihrer Musik, ihrer Architektur mit ihren geschwungenen Linien und Kuppeln, ihren Süßigkeiten, ihren Bädern, ihren Matratzen. Sie war die Frau in der Tischplatte.

Ihren völlig kahl geschorenen Kopf hatte sie sich mit einem Puder eingestäubt, der winzige Glimmerteilchen enthielt, so daß die glatten, nackten Konturen von einem schwachen Glanz verhüllt wurden. Sie

trug einen hauchdünnen Schal, unter dem die Form ihrer nackten Arme weicher und gedeckter wirkte. Ihre Brüste waren bedeckt: Die IotiFrauen gingen nicht barbusig auf die Straße, sondern reservierten ihre Nacktheit ausschließlich für ihre Besitzer. An ihren Handgelenken glänzten schwere, goldene Armbänder, und in der Vertiefung an ihrer Kehle funkelte ein einziger, blauer Edelstein auf der weichen Haut.

»Wie ist das da eigentlich befestigt?«

»Was?« Da sie den Stein selber nicht sehen konnte, tat sie, als sei sie sich dieses Schmucks nicht bewußt, verlockte ihn vielleicht bewußt dazu, die Hand auszustrecken und ihn zu berühren. Shevek folgte der stummen Aufforderung lächelnd. »Ist das angeklebt?«

»Ach, das da! Nein, ich habe einen winzig kleinen Magneten unter der Haut, und der Stein hat ein winzig kleines Stückchen Metall auf der Rückseite — oder ist es anders herum? Jedenfalls ziehen wir uns beide an.«

»Sie haben einen Magneten unter der Haut?« erkundigte sich Shevek mit eindeutigem Mißfallen.

Lächelnd nahm Vea den Saphir ab, damit er sehen konnte, daß da tatsächlich kaum die Andeutung einer Narbe zu sehen war. »Sie mißbilligen mich so absolut, daß es wirklich erfrischend ist. Was ich auch sage oder tue, immer habe ich das Gefühl, daß ich in Ihrer Wertschätzung gar nicht tiefer sinken kann, weil ich die tiefste Tiefe bereits erreicht habe.«

»Aber das stimmt nicht!« protestierte er. Zwar wußte er, daß sie nur spielte, kannte jedoch nur wenige Regeln dieses Spiels.

»Nein, nein, ich merke es, wenn jemand moralisch entrüstet ist! Zum Beispiel so.« Sie verzog ihr Gesicht zu einer bösen Grimasse, und beide lachten. »Bin ich denn tatsächlich so anders als die Anarresti-Frauen?«

»O ja, sehr!«

»Sind die alle ganz schrecklich stark und haben Muskeln? Tragen sie Stiefel, und haben sie große Plattfüße, und kleiden sie sich furchtbar praktisch und rasieren sie sich nur einmal im Monat?«

»Sie rasieren sich überhaupt nicht.«

»Nie? Nirgends? O Gott! Reden wir lieber von was anderem.«

»Über Sie.« Er beugte sich, auf dem Rasen sitzend, so weit zu Vea hinüber, daß er von den natürlichen und künstlichen Düften ihres Körpers umgeben war. »Ich möchte wissen, ob eine Urrasti-Frau sich nicht daran stört, ständig als minderwertig angesehen zu werden.«

»Minderwertig? — Im Vergleich zu wem?«

»Zu den Männern.«

»Ach so! Wie kommen Sie darauf, daß ich das bin?«

»Weil in Ihrer Gesellschaft alles von Männern gemacht wird. Industrie, Kunst, Verwaltung, Regierung, Entscheidungen. Und Sie

tragen Ihr Leben lang den Namen Ihres Vaters und Ihres Mannes. Die Männer gehen zur Schule, Sie gehen nicht zur Schule; Lehrer, Richter, Polizisten und Regierungsbeamte — allesamt sind ausschließlich Männer, nicht wahr? Warum lassen Sie zu, daß sie alles bestimmen? Warum tun Sie nicht, was Ihnen paßt?«

»Aber das tun wir doch. Wir Frauen tun genau das, was wir wollen. Und zwar, ohne uns die Hände schmutzig zu machen, oder Stahlhelme zu tragen, oder im Direktorat aufstehen und herumschreien zu müssen.«

»Aber was tun Sie denn?«

»Wir regieren natürlich die Männer! Und wissen Sie was? Wir können ihnen das ruhig sagen, denn sie werden es uns nie glauben. Sie sagen nur, ha, ha, sehr komisch, Kleine, und tätscheln einem herablassend den Kopf und marschieren davon, daß ihre Orden klimpern. Rundherum selbstzufrieden.«

»Und sind Sie auch selbstzufrieden?«

»Allerdings.«

»Das glaube ich nicht.«

»Weil es nicht in Ihre Prinzipien paßt. Männer haben ewig Theorien, und die Tatsachen müssen sich ihnen anpassen.«

»Nein, nicht wegen der Theorien, sondern weil ich sehe, daß Sie nicht zufrieden sind. Daß Sie rastlos, unzufrieden, ja gefährlich sind.«

»Gefährlich!« Vea lachte ihn strahlend an. »Was für ein absolut fabelhaftes Kompliment! Warum bin ich gefährlich, Shevek?«

»Weil Sie genau wissen, daß Sie in den Augen der Männer ein Gegenstand sind, ein Besitztum, gekauft, verkauft. Und daher ständig überlegen müssen, wie Sie Ihre Besitzer hereinlegen können, wie Sie sich rächen…«

Mit einer raschen Bewegung legte sie ihm ihre kleine Hand auf den Mund. »Still!« mahnte sie. »Ich weiß, daß Sie nicht absichtlich vulgär sein wollen. Ich verzeihe Ihnen. Aber jetzt ist es genug.«

Er runzelte finster die Stirn — über ihre Heuchelei und über die Erkenntnis, daß er ihr möglicherweise weh getan hatte. Er spürte noch immer die kurze Berührung ihrer Hand auf den Lippen. »Es tut mir leid«, sagte er.

»Nein, nein! Wie können Sie das auch verstehen, wo Sie doch vom Mond kommen? Außerdem sind Sie ja nur ein Mann… Aber ich werde Ihnen was sagen. Wenn Sie eine Ihrer ›Schwestern‹ da oben auf dem Mond nähmen und ihr Gelegenheit gäben, die Stiefel auszuziehen, in Öl zu baden, sich enthaaren zu lassen, ein Paar hübsche Sandalen anzulegen, und einen Nabelstein, und Parfüm — sie wäre selig! Und Ihnen würde das auch gefallen! O doch! Aber Sie werden es nicht tun; ihr Ärmsten mit euren Theorien! Nur Brüder und Schwestern und überhaupt kein Spaß!«

»Da haben Sie recht«, entgegnete Shevek. »Kein Spaß. Niemals. Den ganzen Tag schuften wir auf Anarres in den Minen, und wenn der Abend kommt, rezitieren wir nach dem Essen, das aus drei in einem Löffel Brackwasser gekochten Holumbohnen besteht, im Wechselgesang Odos Sprüche, bis es Zeit wird, zu Bett zu gehen. Was wir ausschließlich getrennt tun, und mit Stiefeln an den Füßen.« Sein lotisch war noch nicht so fließend, daß er sich in eine Tirade hätte stürzen können, wie er es in seiner Heimatsprache getan hätte, in eine seiner unvermittelten Phantasien, die nur Takver und Sadik so oft zu hören bekamen, daß sie sich daran gewöhnt hatten; aber so lahm dieser Wortschwall jetzt auch war — er kam an, bei Vea. Sie brach in ihr dunkles Lachen aus. »Großer Gott, komisch sind Sie ja auch! Gibt es irgend etwas, was Sie nicht sind?«

»Ein Verkäufer.«

Sie musterte ihn lächelnd. In ihrer Pose lag etwas Professionelles, Schauspielerhaftes. Die Menschen sehen sich gewöhnlich nicht aus großer Nähe so intensiv an, es sei denn, es handelte sich um Mütter mit Kindern, Ärzte und Patienten oder um Liebende.

Er richtete sich auf. »Ich möchte noch ein bißchen Spazierengehen«, erklärte er.

Sie reichte ihm die Hand, damit er ihr aufstehen half. Es war eine lässige, einladende Geste, aber sie sagte mit unsicherer Zärtlichkeit in der Stimme: »Sie sind wirklich wie ein Bruder… Nehmen Sie meine Hand. Ich erlaube Ihnen, noch etwas spazierenzugehen!«

Sie schlenderten die Fußpfade des weiten Parks entlang. Sie besichtigten den Palast, als Museum für die Zeit der Könige eingerichtet, denn Vea sagte, sie betrachte so gern den dort ausgestellten Schmuck. Von den brokatbedeckten Wänden und den geschnitzten Kaminen blickten die Porträts arroganter Prinzen und Fürsten auf sie herab. Die Räume quollen über von Silber, Gold, Kristall, seltenen Hölzern, Gobelins und Juwelen. Hinter den Samtkordeln standen Wachen. Die schwarz und scharlachroten Uniformen der Wachen paßten gut zu all der Pracht, den feinen, goldfarbenen Vorhängen, den Bettdecken aus gewebten Federn, doch ihre Gesichter paßten nicht; es waren gelangweilte Gesichter, müde; müde vom Dastehen unter lauter Fremden, einer so sinnlosen Aufgabe. Shevek und Vea kamen an eine Vitrine, die den Umhang der Königin Teaea enthielt, einen Umhang aus der gegerbten Haut bei lebendigem Leib geschundener Rebellen, den diese schreckliche und finstere Frau getragen hatte, als sie sich vor eintausendvierhundert Jahren unter ihr von Seuchen heimgesuchtes Volk begab, um Gott um das Ende der Pestilenz zu bitten. »Für mich sieht das fast genauso aus wie Ziegenleder«, stellte Vea fest, als sie den verfärbten, zerlumpten Fetzen in der Vitrine betrachtete. Dann blickte sie zu Shevek auf.

»Ist Ihnen nicht gut?« fragte sie, als sie sein Gesicht sah.

»Ich möchte hinaus.«

Draußen im Garten nahm sein Gesicht wieder ein wenig Farbe an, aber er sah sich voll Haß nach den Palastmauern um. »Warum hängt ihr so an eurer Schande?« fragte er.

»Aber das ist doch längst, Geschichte! So was gibt es heute nicht mehr!«

Sie ging mit ihm zu einer Nachmittagsvorstellung ins Theater, wo sie sich eine Komödie über junge Eheleute und ihre Schwiegermütter ansahen, ein Stück voller Scherze über das Kopulieren, ohne daß das Kopulieren ein einziges Mal direkt erwähnt wurde. Shevek versuchte zu lachen, wenn Vea lachte. Anschließend besuchten sie ein Restaurant im Stadtzentrum, ein Lokal von unglaublichem Luxus. Das Essen kostete einhundert Einheiten. Shevek aß diesmal nur sehr wenig — schließlich hatte er ja erst am Mittag gegessen —, gab aber Veas Drängen nach und trank zwei bis drei Glas Wein, der weit angenehmer schmeckte, als er es erwartet hatte, und keinerlei nachteilige Wirkung auf seine Denkfähigkeit zu haben schien. Er hatte nicht genug Geld bei sich, um die Rechnung bezahlen zu können, doch Vea bot ihm keineswegs an, sich mit ihm in die Kosten zu teilen, sondern schlug vor, er möge einen Scheck ausschreiben, was er auch tat. Dann fuhren sie mit einem Mietwagen zu Veas Wohnung; und auch den ließ sie ihn bezahlen. Konnte es sein, fragte er sich, daß Vea eine Prostituierte war, eines dieser geheimnisvollen Wesen? Doch Prostituierte waren laut Odo arme Frauen, und Vea war bestimmt nicht arm; ›ihre‹ Party, hatte sie ihm erklärt, werde von ›ihrem‹ Koch, ›ihrem‹ Mädchen und ›ihrem‹ Lieferanten ausgerichtet. Außerdem sprachen die Herren an der Universität von Prostituierten verächtlich als von schmutzigen Kreaturen, während Vea trotz ihrer ständigen Verlockungen gegen eine offene Ausdrucksweise im Zusammenhang mit allem Sexuellen so empfindlich war, daß Shevek ihr gegenüber seine Zunge hütete wie zu Hause bei einem schüchternen Mädchen von zehn Jahren. Alles in allem wußte er nicht so recht, was Vea war.

Veas Zimmer waren groß und luxuriös, mit herrlichem Blick auf die Lichter von Nio, eingerichtet ganz in Weiß, und sogar die Teppiche waren weiß. Inzwischen war Shevek gegen Luxus jedoch unempfindlich geworden, und außerdem war er furchtbar müde. Die Gäste sollten erst in einer Stunde kommen, daher schlief er, während sich Vea umzog, in einem riesigen, weißen Lehnsessel im Wohnzimmer ein. Als das Mädchen mit Gläsern herumklapperte, erwachte er — gerade noch rechtzeitig, um Vea eintreten zu sehen: in der formellen Abendkleidung der Ioti-Frauen, einem bodenlangen, gefältelten Rock, der von ihren Hüften herabfiel und den gesamten Oberkörper freiließ.

In ihrem Nabel glitzerte ein kleiner Stein, genau wie in den Filmen, die er vor einem Vierteljahrhundert mit Tirin und Bedap zusammen am Regionalinstitut für Naturwissenschaften von Northsetting gesehen hatte, ganz genauso… Halb wach, aber voll erregt, starrte er sie an.

Sie hielt, ein wenig lächelnd, seinem Blick stand.

Dann setzte sie sich neben ihn auf einen niedrigen, gepolsterten Hocker, so daß sie zu ihm aufsehen konnte. Sie ordnete ihren weißen Rock über den Füßen und bat: »Also, erzählen Sie mir doch mal, wie es auf Anarres wirklich zwischen Männern und Frauen zugeht.«

Es war unglaublich! Das Mädchen und der Angestellte des Partylieferanten waren im Zimmer; sie wußte, daß er eine Partnerin hatte, und er wußte, daß sie einen Mann hatte; nicht ein einziges Wort über Kopulation war zwischen ihnen gefallen. Und dennoch, ihr Kleid, ihre Bewegungen, ihr Ton — was waren sie anders als eindeutigste Aufforderung?

»Zwischen einem Mann und einer Frau ist genau das, was sie wollen«, antwortete er ziemlich grob. »Jeder von Ihnen und beide zusammen.«

»Dann stimmt es tatsächlich, daß Sie keine Moral haben?« fragte sie, vorgeblich geschockt, in Wirklichkeit aber begeistert.

»Ich weiß nicht, was Sie damit meinen. Einem Menschen hier weh zu tun, ist doch dasselbe, wie einem Menschen dort weh zu tun.«

»Sie meinen, Sie haben noch immer dieselben, alten Regeln. Sehen Sie, ich halte Moral ganz einfach für einen Aberglauben, ungefähr wie Religion. Man muß sie ausmerzen.«

»Unsere Gesellschaftsform«, entgegnete er völlig verwirrt, »ist aber ein Versuch, Moral zu *erreichen.* Das Moralisieren, ja, das muß ausgemerzt werden, die Vorschriften, die Gesetze, die Strafen — damit der Mensch Gut und Böse erkennen und zwischen beiden wählen kann.«

»Sie haben also die Ge- und Verbote abgeschafft. Aber ich glaube, ihr Odonier geht am Kernpunkt der Sache vorbei. Ihr werft die Priester, die Richter, die Scheidungsgesetze und so weiter hinaus, die wirklichen Probleme dahinter aber, die behaltet ihr. Nur daß ihr sie nach innen umpackt, in euer Gewissen. Aber sie sind immer noch da. Ihr seid Sklaven, nach wie vor. Ihr seid gar nicht wirklich frei.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Ich habe einmal einen Zeitungsartikel über den Odonismus gelesen«, erklärte sie. »Und heute bin ich den ganzen Tag mit Ihnen zusammen gewesen. Ich kenne Sie nicht, aber ich weiß einiges über Sie. Ich weiß, daß Sie einen… eine Königin Teaea in sich haben — direkt da oben, in Ihrem Kopf voll Haare. Und die befiehlt Ihnen, was Sie tun und lassen sollen, wie die alte Tyrannin ihren Leibeigenen

befahl. Sie sagt: Tu dies! Und Sie tun es. Sie sagt: Tu das nicht! Und Sie lassen es.«

»Aber da gehört sie auch hin«, sagte er lächelnd. »In meinen Kopf.«

»Nein! Es ist viel besser, wenn sie in einem Palast wohnt. Dann könnten Sie gegen sie rebellieren. Und das täten Sie! Ihr Ururgroßvater hat es getan; das heißt, er ist auf den Mond geflüchtet. Die Königin Teaea aber hat er mitgenommen, und Sie haben sie immer noch!«

»Mag sein. Aber auf Anarres hat sie gelernt, daß ich, wenn sie mir befiehlt, einem anderen Menschen weh zu tun, mir nur selber weh tue.«

»Dieselbe alte Heuchelei! Das Leben ist Kampf, und der Stärkste gewinnt. Die Zivilisation kaschiert das Blut nur und versteckt den Haß unter schönen Worten.«

»Ihre Zivilisation, vielleicht. Unsere kaschiert gar nichts. Es liegt alles offen da. Dort trägt die Königin Teaea ihre eigene Haut… Wir folgen nur einem einzigen Gesetz, dem Gesetz der menschlichen Evolution.«

»Das Gesetz der Evolution lautet, daß nur die Stärksten überleben!«

»Ja. Und die Stärksten in der Existenz jeder sozialen Spezies sind diejenigen, die am sozialsten sind. Am moralischsten, nach menschlichen Maßstäben. Sehen Sie, Vea, wir, auf Anarres, haben weder Opfer noch Feinde. Wir haben nur einander. Aus gegenseitigem Wehtun gewinnt man keine Kraft. Daraus entsteht nur Schwäche.«

»Ihr Wehtun oder Nicht-Wehtun interessiert mich nicht. Andere Menschen interessieren mich auch nicht, die interessieren niemanden. Die heucheln alle nur Interesse. Ich will aber nicht heucheln. Ich will frei sein!«

»Aber, Vea«, begann er sehr liebevoll, denn dieser Ruf nach Freiheit rührte ihn sehr. Aber da schrillte die Türglocke. Vea stand auf, strich ihren Rock glatt und ging lächelnd hinaus, um ihre Gäste zu begrüßen.

Während der nächsten Stunden erschienen dreißig bis vierzig Personen. Zuerst war Shevek verärgert, unzufrieden, gelangweilt. Dies war einfach nur wieder genau so eine Party wie die vielen anderen, bei der man mit Gläsern in der Hand herumstand, lächelte und endlos redete. Allmählich jedoch wurde es unterhaltsamer. Diskussionen und Gespräche kamen in Gang, die Leute setzten sich, um in Ruhe miteinander zu sprechen. Kleingebäck wurde herumgereicht, Fleischund Fischstückchen, der überaus aufmerksame Diener war ständig damit beschäftigt, Gläser nachzufüllen. Auch Shevek ließ sich einen Drink geben. Seit Monaten beobachtete er die Urrasti jetzt, wie

sie ihren Alkohol konsumierten, und keiner von ihnen schien davon krank geworden zu sein. Das Zeug schmeckte wie Medizin, doch irgend jemand erklärte ihm, daß es hauptsächlich aus kohlensäurehaltigem Wasser bestand, und dagegen hatte er nichts einzuwenden. Er war durstig, also trank er das Glas in einem Zug leer.

Zwei Herren wollten unbedingt mit ihm über Physik sprechen. Der eine von ihnen war sehr höflich, und Shevek konnte ihm einige Zeit aus dem Weg gehen, denn es fiel ihm schwer, mit Nicht-Physikern über Physik zu sprechen. Der andere war aufdringlich, und vor ihm gab es einfach kein Entrinnen; die Verärgerung jedoch, die Shevek empfand, machte ihm das Gespräch mit dem lästigen Menschen leichter. Der Mann wußte alles, anscheinend, weil er sehr viel Geld hatte. »Nach meiner Meinung«, erklärte er Shevek, »leugnet ihre Simultaneitätstheorie die auf der Hand liegendste Tatsache im Zusammenhang mit der Zeit, die Tatsache, daß die Zeit vergeht.«

»Nun, in der Physik ist man sehr vorsichtig mit dem, was man als Tatsache bezeichnet, das ist bei uns anders als im Geschäftsleben«, antwortete Shevek sehr freundlich und liebenswürdig. Doch in seiner Liebenswürdigkeit lag irgend etwas, das Vea, die sich mit einer in der Nähe stehenden Gruppe unterhielt, veranlaßte, sich zu ihm umzudrehen und zuzuhören. »Im Rahmen der strikten Terminologie der Simultaneitätstheorie gilt die Zeitfolge nicht als physikalisch objektives Phänomen, sondern als ein subjektives.«

»Jetzt hören Sie auf, den armen Dearri zu erschrecken, und erzählen Sie uns lieber, was das in der Kindersprache bedeutet«, bat ihn Vea. Shevek mußte über ihr geschicktes Eingreifen lächeln.

»Nun, wir glauben immer, daß die Zeit ›vergeht‹, an uns vorbeifließt; aber wenn nun wir es wären, die sich vorwärtsbewegen, von der Vergangenheit in die Zukunft, ständig etwas Neues entdeckend? Das wäre fast so, als läse man in einem Buch. Das Buch ist da, als Ganzes, auf einmal, zwischen den beiden Einbanddeckeln. Wenn man aber den Inhalt lesen und begreifen will, muß man mit der ersten Seite beginnen und schön der Reihe nach weitergehen. So könnte das Universum wie ein riesiges Buch sein, und wir wären alle ganz kleine Leser, die sich hindurcharbeiten.«

»Aber Tatsache ist doch«, entgegnete Dearri, »daß wir das Universum als einen Zeitablauf, einen Fluß *erleben.* Und was wäre dann der Sinn dieser Theorie, daß irgendwo, auf einer höheren Ebene, vielleicht alles ad infinitum nebeneinanderbesteht? Das mag für euch Theoretiker ja ganz lustig sein, einen praktischen Nutzen aber sehe ich nicht — keinerlei Relevanz zum wirklichen Leben. Es sei denn, es bedeutet, wir könnten eine Zeitmaschine bauen«, fügte er mit harter, künstlicher Jovialität hinzu.

»Aber wir erleben das Universum gar nicht ausschließlich als

Zeitablauf«, widersprach Shevek. »Träumen Sie nie, Herr Dearri?« Er war stolz, daß er zum erstenmal nicht vergessen hatte, ein ›Herr‹ vor den Namen zu setzen.

»Was hat das damit zu tun?«

»Anscheinend erleben wir die Zeit an sich nur in unserem Bewußtsein. Ein Säugling kennt keine Zeit; er kann sich nicht von der Vergangenheit distanzieren und begreifen, wie sie sich zu seiner Gegenwart verhält, oder absehen, wie seine Gegenwart sich zu seiner Zukunft verhalten wird. Er weiß nicht, daß die Zeit vergeht; er begreift nicht, was Tod ist. Und so arbeitet das Unterbewußtsein des Erwachsenen noch immer. Im Traum gibt es keine Zeit, der Zeitablauf gerät durcheinander, Ursache und Wirkung sind vertauscht. In Mythen und Legenden gibt es keine Zeit. Welche Vergangenheit ist gemeint, wenn es im Märchen heißt: Es war einmal? Wenn daher der Mystiker die Verbindung zwischen seinem Verstand und seinem Unterbewußtsein wiederherstellt, sieht er, wie alles wieder ein Ganzes wird, und begreift die ewige Wiederkehr.«

»Ja, natürlich — die Mystiker!« bestätigte der zurückhaltendere Mann eifrig. »Tebores schrieb im achten Millennium: ›Das Unterbewußtsein koexistiert mit dem Universums«

»Aber wir sind keine Säuglinge«, warf Dearri ein, »wir sind die gelernt haben, ihren Verstand zu gebrauchen. Ist Ihre Simultaneität vielleicht eine Art mystischer Regressivismus?«

Daraufhin entstand eine Pause, weil Shevek sich ein Pastetchen nahm, das er gar nicht wollte, und es aß. Er hatte heute einmal die Selbstbeherrschung verloren und sich vor anderen zum Narren gemacht. Einmal war weitaus genug.

»Vielleicht könnten Sie sie als den Versuch sehen, ein gewisses Gleichgewicht zu erreichen«, antwortete er. »Denn sehen Sie, die Sequenz erklärt ganz großartig unser Empfinden einer linearen Zeit und den Beweis der Evolution. Sie schließt Schöpfung und Sterblichkeit in sich ein. Aber damit hört es auf. Sie befaßt sich mit allem, was sich verändert, kann aber nicht plausibel machen, warum manche Dinge auch dauerhaft sind. Sie spricht lediglich vom Pfeil der Zeit, niemals aber vom Kreis der Zeit.«

»Vom Kreis?« fragte der höflichere Inquisitor mit dem so offensichtlichen Wunsch, zu lernen, daß Shevek Dearri völlig vergaß und sich mit Begeisterung in die Diskussion stürzte, mit Händen und Armen gestikulierend, als wolle er seinem Zuhörer die Pfeife, die Kreise, die Oszillationen, von denen er sprach, sichtbar machen. »Die Zeit verläuft sowohl in Kreisen als auch in einer Linie. Ein Planet kreist, verstehen Sie? Eine Kreisbahn, ein Orbit um die Sonne ist ein Jahr, nicht wahr? Zwei Kreisbahnen, zwei Jahre; und so weiter, man kann die Kreisbahnen endlos zählen — als Beobachter. Mit einem

solchen System zählen wir auch die Zeit; es stellt den Zeitzähler dar, die Uhr. Innerhalb dieses Systems jedoch, dieses Kreises, wo ist da die Zeit? Wo ist der Anfang, wo ist das Ende? Endlose Wiederholung ist ein atemporaler Prozeß. Damit dieser Prozeß als temporal empfunden werden kann, muß er mit einem anderen zyklischen oder nicht-zyklischen Prozeß verglichen werden. Nun, sehen Sie, das ist sehr merkwürdig und interessant. Die Atome haben, wie Sie wissen, einen zyklischen Bewegungsablauf. Die stabilen Verbindungen bestehen aus Teilchen, die einen regelmäßigen, periodischen, zueinander in Relation stehenden Bewegungsablauf haben. Tatsächlich sind es die winzigen, zeitreversiblen Kreise des Atoms, die der Materie ausreichend Dauerhaftigkeit verleihen, um eine Evolution zu ermöglichen. Die kleinen Zeitlosigkeiten zusammengenommen bilden also die Zeit. Und dann, im Großen, der Kosmos: Nun ja, wissen Sie, wir halten das gesamte Universum für einen zyklischen Prozeß, eine Oszillation aus Expansion und Kontraktion, ohne Vorher oder Nachher. Und nur *innerhalb* jedes dieser großen Zyklen, wo wir leben, nur dort gibt es lineare Zeit, Evolution, Veränderung. So besitzt also die Zeit zwei Aspekte. Einmal ist da der Pfeil, der fließende Strom, ohne den es keine Veränderung, keinen Fortschritt, keine Richtung, keine Schöpfung gibt. Und dann ist da der Kreis oder Zyklus, ohne den es nur Chaos gäbe, sinnloses Aufeinanderfolgen von Momenten, eine Welt ohne Uhren, Jahreszeiten, Versprechen.«

»Sie können doch aber nicht zwei einander widersprechende Behauptungen über ein und dieselbe Sache aufstellen«, erklärte Dearri mit der Gelassenheit überlegenen Wissens. »Mit anderen Worten, einer dieser ›Aspekte‹ ist real, der andere ist nichts weiter als Illusion.« »Das haben schon viele Physiker behauptet«, bestätigte Shevek. »Aber was sagen Sie?« fragte derjenige, der lernen wollte.

»Nun, ich finde, daß man es sich damit zu einfach macht… Kann man Sein oder Werden als Illusion abtun? Werden ohne Sein ist sinnlos. Sein ohne Werden ist unendlich langweilig… Wenn der Verstand aber fähig ist, die Zeit in diesen beiden Formen wahrzunehmen, dann sollte eine echte Chronosophie die Möglichkeit bieten, die Relation der beiden Aspekte oder Prozesse der Zeit zu begreifen.«

»Aber was nützt dieses ›Begreifen‹«, fragte Dearri, »wenn es nicht zu praktischer, technologischer Anwendung führt? Dann ist es doch nichts als ein Jonglieren mit Worten — oder?«

»Sie stellen Fragen wie ein echter Profitler«, sagte Shevek, und keine Menschenseele im Raum ahnte, daß er Dearri damit die schwerste Beleidigung zugefügt hatte, die in seinem Vokabular existierte. Im Gegenteil, Dearri nickte sogar, *akzeptierte* es mit Genugtuung als Kompliment. Vea jedoch spürte die Spannung und

mischte sich ein. »Ich begreife kein Wort von dem, was ihr beiden sagt, aber wenn ich das, was Sie, Shevek, über das Buch gesagt haben, doch richtig verstanden habe, daß alles wirklich *jetzt* existiert, könnten wir dann nicht die Zukunft vorhersehen? Wenn sie doch schon existiert?«

»Nein, nein!« belehrte sie der zurückhaltendere Mann jetzt gar nicht mehr zurückhaltend. »Sie existiert nicht wie eine Couch oder ein Haus Zeit ist nicht Raum, man kann nicht darin herumspazieren!« Vea nickte strahlend, als sei sie erleichtert, an ihren Platz verwiesen zu werden. Und der Zurückhaltende, dem die erfolgreiche Verweisung der Frau aus dem Bereich hochfliegender Gedanken Mut gemacht zu haben schien, wandte sich an Dearri und sagte: »Nach meiner Meinung findet die Temporalphysik in der Ehtik Anwendung. Würden Sie mir da zustimmen, Dr. Shevek?«

»In der Ethik? Ich weiß nicht. Ich befasse mich fast ausschließlich mit Mathematik. Aus ethischem Verhalten kann man keine Gleichungen machen.« — »Warum nicht?« erkundigte sich Dearri.

Shevek ignorierte ihn. »Aber es stimmt, die Chronosophie erstreckt sich auch auf die Ethik. Weil unser Zeitgefühl auch unsere Fähigkeit, Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck zu unterscheiden, umfaßt. Der Säugling wiederum und das Tier erkennen nicht den Unterschied zwischen dem, was sie jetzt tun, und dem, was aufgrund dessen später geschieht. Sie können keinen Flaschenzug machen, oder ein Versprechen. Wir können es. Da wir den Unterschied zwischen *jetzt* und *nicht-jetzt* erkennen, können wir die Verbindung herstellen. Und hier kommt die Moral ins Spiel. Die Verantwortung. Wenn man behauptet, ein guter Zweck könne durch schlechte Mittel erreicht werden, so wäre das genauso, als wolle man behaupten, wenn man am Seil dieses Flaschenzuges ziehe, hebe sich das Gewicht an jenem. Ein Versprechen zu brechen heißt, die Realität der Vergangenheit zu leugnen; und heißt daher auch, die Hoffnung auf eine reale Zukunft zu leugnen. Wenn Zeit und Verstand jeweils eine Funktion des anderen sind, wenn wir Kinder der Zeit sind, dann sollten wir uns darüber klarwerden und versuchen, das Beste daraus zu machen. Verantwortlich zu handeln.«

»Aber hören Sie«, entgegnete Dearri mit unerträglicher Genugtuung über seine eigene Klugheit, »Sie haben gerade eben gesagt, daß es in Ihrem Simultaneitätssystem keine Vergangenheit und keine Zukunft, sondern nur eine Art ewiger Gegenwart gibt. Wie können Sie also für das Buch verantwortlich sein, das bereits geschrieben ist? Sie können es doch höchstens lesen. Sie haben keine Wahl, keine Handlungsfreiheit mehr.«

»Das ist das Dilemma des Determinismus. Sie haben ganz recht, das ist im simultanistischen Denken impliziert. Das Sequenzdenken

jedoch hat auch ein Dilemma. Und das sieht, um ein törichtes, kleines Bild zu gebrauchen, folgendermaßen aus: Sie werfen mit einem Stein nach einem Baum, und wenn Sie Simultanist sind, hat der Stein den Baum bereits getroffen, wenn Sie aber Sequentist sind, kann der Stein den Baum niemals treffen. Wofür entscheiden Sie sich also? Vielleicht werfen Sie viel lieber mit Steinen, ohne darüber nachzudenken, ohne eine Wahl zu treffen. Ich ziehe es vor, die Dinge schwierig zu gestalten, und wähle beides.«

»Aber wie… wie bringen Sie sie in Übereinstimmung?« fragte der Zurückhaltende ernst.

Fast hätte Shevek vor Verzweiflung gelacht. »Ich weiß es nicht. An diesem Problem arbeite ich schon sehr lange. Schließlich trifft der Stein ja doch den Baum. Und weder die reine Sequenz noch die reine Simultaneität kann das erklären. Und wir wollen gar nicht das reine Dies oder Das, sondern wir wollen Komplexität, die Relation von Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck. Unser Modell des Kosmos muß so unerschöpflich sein wie der Kosmos selbst. Eine Komplexität, die nicht nur Dauer, sondern auch Schöpfung einschließt, nicht nur Sein, sondern auch Werden, nicht nur Geometrie, sondern auch Ethik. Nicht nach der Antwort suchen wir, sondern danach, wie die Frage zu formulieren ist…«

»Na schön, aber die Industrie braucht Antworten«, stellte Dearri fest.

Langsam drehte sich Shevek zu ihm um, blickte auf ihn hinab, sagte kein Wort.

Es entstand ein lastendes Schweigen, das Vea meisterhaft überspielte, indem sie zum Thema der Zukunftsvoraussage zurückkehrte. Andere interessierten sich ebenfalls dafür, und nun begannen alle von ihren Erfahrungen mit Wahrsagerinnen und Hellseherinnen zu erzählen.

Shevek beschloß, nichts mehr zu sagen, welche Fragen ihm auch gestellt werden würden. Sein Durst war immer größer geworden; er ließ sich vom Diener das Glas füllen und trank das angenehme, prickelnde Zeug in großen Zügen. Er sah sich im Zimmer um, versuchte seinen Ärger und seine Gereiztheit abzureagieren, indem er andere Menschen beobachtete. Doch sie alle verhielten sich jetzt sehr emotionell für Ioti lachten, schrien, unterbrachen einander. Ein Pärchen war in einer Ecke in sexuelle Vorspiele vertieft. Shevek wandte sich angeekelt ab. Egoisieren sie hier sogar beim Sex? Vor nicht gepaarten Personen zu streicheln und zu kopulieren war ebenso widerlich, wie vor den Augen Hungender zu essen. Er konzentrierte sich wieder auf die Gespräche um sich herum. Sie waren vom Wahrsagen zur Politik übergegangen und diskutierten nun über den Krieg, was Thu unternehmen würde, was AIo unternehmen würde,

was der RWG unternehmen würde.

»Warum sprechen Sie immer in Abstraktionen?« fragte er plötzlich und wunderte sich selbst, daß er etwas sagte, nachdem er doch beschlossen hatte, es nicht zu tun. »Nicht die Namen der Länder, sondern die Menschen sind es, die sich gegenseitig töten. Warum gehen die Soldaten ins Feld? Warum geht ein Mann hin und tötet fremde Menschen?«

»Aber dafür sind die Soldaten doch da!« erklärte eine kleine, hellhäutige Frau mit einem Opal im Nabel verwundert. Mehrere Männer begannen Shevek das Prinzip der nationalen Souveränität zu erklären. Vea unterbrach sie. »Laßt ihn doch reden! Wie würden Sie dieses Problem lösen, Shevek?«

»Die Lösung liegt offen zutage.«

»Wo?«

»Anarres!«

»Aber das, was ihr da oben auf dem Mond tut, ist keine Lösung für unsere Probleme hier!«

»Das Problem der Menschheit ist überall dasselbe: Überleben. Der Spezies. Der Gruppe. Des einzelnen.«

»Nationale Verteidigung…«, rief jemand dazwischen.

Sie diskutierten, er diskutierte. Er wußte, was er sagen wollte, und wußte, daß sein Argument alle überzeugen mußte, denn es war klar und wahr, konnte sich aber irgendwie nicht richtig ausdrücken. Alle schrien durcheinander. Die kleine, hellhäutige Frau klopfte auf die breite Armlehne des Sessels, in dem sie saß, und er hockte sich drauf. Ihr geschorener, seidiger Schädel wandte sich zu ihm empor. »Hallo, Mann vom Mond!« sagte sie. Vea hatte sich vorübergehend zu einer anderen Gruppe gesellt, kam aber jetzt zu ihm zurück. Ihr Gesicht war gerötet, ihre Augen waren groß und feucht. Einmal glaubte er weit hinten Pae zu sehen, aber es waren so viele Gesichter um ihn, daß sie verschwammen. Alles spielte sich sozusagen ruckweise ab, mit Unterbrechungen, als dürfe er dem Lauf des Zyklischen Kosmos aus der Hypothese der alten Gvarab zusehen. »Das Prinzip der gesetzlichen Autorität muß unbedingt aufrechterhalten werden, sonst degenerieren wir, rutschen wir ab in Anarchie!« donnerte ein fetter, finster dreinblickender Mann. »Ja, ja, degenerieren!« sagte Shevek. »Das genießen wir jetzt seit einhundertundfünfzig Jahren.« Die Zehen der kleinen, hellhäutigen Frau, die in offenen Silbersandalen steckten, schauten unter ihrem Rock hervor, der über und über mit Hunderten von winzigen Perlen bestickt war.

»Aber erzählen Sie uns doch von Anarres!« sagte Vea. »Wie ist *es* dort wirklich? Ist es tatsächlich so wunderbar?«

Er hockte auf der Armlehne des Sessels, während Vea zu seinen

Füßen auf einem Hocker saß, aufrecht und zart, mit Brüsten, die ihn mit ihren blinden Augen anstarrten; Vea mit lächelndem, selbstgefälligem, gerötetem Gesicht.

Irgend etwas Dunkles breitete sich in Sheveks Kopf aus, verdunkelte alles. Sein Mund war trocken. Er leerte das Glas, das ihm der Diener gerade gefüllt hatte. »Ich weiß es nicht«, antwortete er; seine Zunge war wie gelähmt. »Nein. Es ist nicht wunderbar. Es ist eine häßliche Welt. Nicht wie diese. Anarres besteht nur aus Staub und trockenen Bergen. Alles öde, alles trocken. Auch die Menschen sind nicht schön. Sie haben große Hände und Füße, wie ich und der Diener dort. Aber keine großen Bäuche. Sie werden sehr schmutzig und baden zusammen, das tut hier niemand. Die Städte sind sehr klein und langweilig, richtig trostlos. Keine Paläste. Das Leben ist langweilig und besteht aus harter Arbeit. Man kann nicht immer bekommen, was man möchte, nicht einmal das, was man braucht, denn es ist einfach nicht genug da. Ihr Urrasti habt von allem genug. Genug Luft, genug Regen, Gras, Meere, Nahrung, Musik, Häuser, Fabriken, Maschinen, Bücher, Kleider, Geschichte. Ihr seid reich, ihr besitzt. Wir sind arm, wir leiden Mangel. Ihr habt, wir haben nicht. Hier ist alles schön. Nur die Gesichter nicht. Auf Anarres ist gar nichts schön, nichts außer den Gesichtern. Die anderen Gesichter, die Männer und Frauen. Etwas anderes haben wir nicht, wir haben nur uns. Hier sieht man den Schmuck, dort sieht man die Augen. Und in den Augen sieht man die Pracht, die Pracht des menschlichen Geistes. Weil unsere Männer und Frauen frei sind; da sie nichts besitzen, sind sie frei. Und ihr, die Besitzenden, ihr seid besessen. Ihr lebt alle im Gefängnis. Jeder für sich allein, mit einem Haufen all dessen, was er besitzt. Ihr lebt im Gefängnis, sterbt im Gefängnis. Das ist alles, was ich in euren Augen sehe — die Mauer, *die Mauerl«*

Alle starrten sie ihn an.

Er hörte, wie laut seine Stimme in dem tiefen Schweigen nachklang, spürte, wie seine Ohren brannten. Wieder ergriff die Dunkelheit, diese seltsame Dunkelheit hinter seiner Stirn, von seinem Denken Besitz. »Mir ist schwindlig«, sagte er und stand auf.

Vea war sofort neben ihm. »Hier entlang«, sagte sie, ein wenig atemlos lachend. Er folgte ihr, während sie ihm den Weg durch die Menschen bahnte. Er merkte, daß er sehr blaß sein mußte, und das Schwindelgefühl wollte nicht weichen; er hoffte, daß sie ihn zu einem Waschraum oder zu einem Fenster führte, wo er frische Luft schnappen konnte. Aber das Zimmer, in das sie kamen, war groß und indirekt beleuchtet. An der Wand stand ein hohes, weißes Bett; ein Spiegel bedeckte die Hälfte der anderen Wand. Die Luft war durchsetzt vom süßen Duft der Vorhänge, der Laken, des Parfüms, das Vea benutzte.

»Sie sind einmalig!« sagte Vea, die in dem gedämpften Licht direkt vor ihm stand und zu ihm aufsah, wieder mit diesem atemlosen Lachen. »Wirklich, Sie sind unmöglich — einfach großartig!« Sie legte ihm die Hände auf die Schultern. »Himmel, die Gesichter, die die gemacht haben! Dafür muß ich Ihnen einen Kuß geben!« Und sie stellte sich auf die Zehenspitzen und bot ihm ihren Mund, und ihren weißen Hals, und ihre nackten Brüste.

Er packte sie und küßte ihren Mund, zwang unnachgiebig ihren Kopf zurück, und dann küßte er ihren Hals und ihre Brüste. Zuerst gab sie nach, als hätte sie keine Knochen im Leib, dann wand sie sich ein wenig, versuchte ihn lachend zurückzustoßen und begann zu reden. »Aber nein, doch — nein! Seien Sie brav!« sagte sie. »Hören Sie auf, wir müssen zu den anderen zurück! Nein, Shevek, beruhigen Sie sich, das geht doch nicht!« Er beachtete sie nicht. Er zog sie zum Bett, und sie ließ sich ziehen, hörte aber nicht auf zu reden. Mit einer Hand fingerte er an den komplizierten Kleidern herum, die er trug, bis er seine Hose geöffnet hatte; dann tastete er an Veas Kleidung herum, dem tief-, aber festsitzenden Rockbund, den er nicht lösen konnte. »Aufhören!« sagte sie. »Hören Sie, Shevek, es geht wirklich nicht! Nicht jetzt! Ich habe kein Kontrazeptiv genommen, und wenn ich Pech habe, geht's mir schlecht, mein Mann kommt in zwei Wochen nach Hause! Nein, lassen Sie mich los!« Aber er konnte sie nicht loslassen; er preßte sein Gesicht in ihr weiches, schweißfeuchtes, duftendes Fleisch. »Zerdrücken Sie mir nicht den Rock, das werden die Leute sehen, Himmel noch mal! Warten Sie — Augenblick! Wir können etwas verabreden, wir können uns irgendwo treffen, ich muß an meinen Ruf denken, ich kann meinem Mädchen nicht trauen, warten Sie doch, nicht jetzt…Nicht jetzt! Nicht jetzt!«Endlich bekam sie doch Angst vor seinem blinden Drängen, vor seiner Stärke, und stieß ihn mit aller Kraft von sich. Er trat einen Schritt zurück, verwirrt von ihrer plötzlich so schrillen Stimme und ihrer Weigerung; aber er konnte nicht aufhören, ihr Widerstand reizte ihn nur noch mehr. Er riß sie an sich, und sein Samen ergoß sich über die weiße Seide ihres Kleides.

»Loslassen! Lassen Sie los!« wiederholte sie immer noch im selben hysterischen Flüsterton. Er ließ sie los. Stand da, benommen. Fingerte an seiner Hose herum, wollte sie schließen, betrachtete verwirrt seine klebrigen Finger. »Es… tut mir leid… Ich dachte, Sie wollten…«

»Um Himmels willen!« Vea blickte auf ihren Rock hinab, zog die Falten von ihrem Körper. »Wirklich! Jetzt muß ich mich umziehen.«

Shevek stand mit offenem Mund, schwer atmend, mit herabhängenden Händen vor ihr; dann machte er plötzlich kehrt und stürzte zum Zimmer hinaus. In dem hell erleuchteten Raum, wo die Party stattfand, stolperte er durch die Menschenmenge, wäre fast über ein Bein gefallen, bahnte sich einen Weg durch Körper, Kleider,

Schmuck, Brüste, Augen, Kerzenflammen, Möbelstücke. Er rannte gegen einen Tisch. Auf dem Tisch stand eine Silberplatte mit winzigen, mit Fleisch, Sahne und Krautern gefüllten Pastetchen, sorgfältig wie eine große, blasse Blüte in konzentrischen Kreisen angerichtet. Shevek rang nach Luft, krümmte sich und erbrach sich über die ganze Platte.

»Ich bringe ihn nach Hause«, sagte Pae.

»Ja, bitte!« antwortete Vea. »Hattest du ihn gesucht, Saio?«

»Nur kurz. Zum Glück hat ja Demaere dich angerufen.«

»Von mir aus könnt ihr ihn gern haben.«

»Der macht uns keine Schwierigkeiten mehr. Total hinüber. Kann ich mal telefonieren, bevor ich gehe?«

»Grüß den Chef«, sagte Vea überheblich.

Oiie war mit Pae zu seiner Schwester gekommen und verließ das Haus auch wieder mit ihm. Sie saßen auf der Mittelbank der großen Regierungslimousine, die Pae jederzeit zur Verfügung stand, derselben, mit der sie Shevek im vergangenen Sommer vom Raumhafen abgeholt hatten. Jetzt lag er bewußtlos auf dem Rücksitz — genauso, wie sie ihn hingelegt hatten.

»War er den ganzen Tag mit deiner Schwester zusammen, Demaere?«

»Ja, jedenfalls seit Mittag.«

»Gott sei Dank!«

»Warum hast du so große Angst davor, daß er in die Slums gerät? Jeder Odonier ist ohnehin überzeugt, daß wir unterdrückte Lohnsklaven sind, was kann es also schaden, wenn er seine Ansicht bestätigt sieht?«

»Was er sieht, ist mir egal. Wir wollen nicht, daß er gesehen wird! Hast du in letzter Zeit die Vogelfutterpresse gelesen? Oder die Flugblätter, die letzte Woche in der Altstadt kursierten? Über den ›Vorläufer‹? Dieser Mythos — der Eine, der vor dem Millennium kommt… ›Ein Fremder, ein Ausgestoßener, ein Exilierter, der in seinen leeren Händen die zukünftige Zeit bringt.‹ Das haben sie zitiert. Der Pöbel ist wieder mal in einer apokalyptischen Stimmung. Sucht nach einer Gallionsfigur. Einem Katalysator. Redet von Generalstreik. Die lernen es nie. Trotzdem muß man ihnen eine Lektion erteilen. Verdammte Rebellen, sollen sie doch gegen Thu kämpfen, das ist das einzige, wozu sie gut sind.«

Während der restlichen Fahrt schwiegen beide.

Der Nachtwächter des Professorenhauses half ihnen, Shevek in seine Wohnung hinaufzuschaffen. Sie legten ihn aufs Bett. Shevek begann sofort zu schnarchen.

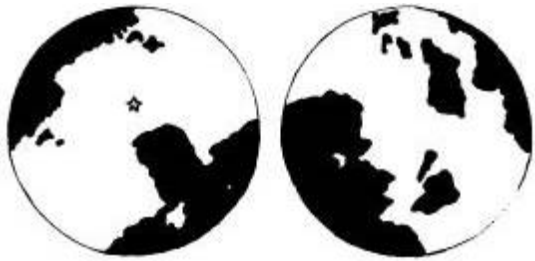
Oiie blieb noch, um Shevek die Schuhe auszuziehen und eine Decke über ihn zu breiten. Der Atem des Betrunkenen stank; Oiie trat

vom Bett zurück, die Furcht und die Liebe, die er Shevek gegenüber empfand, rangen miteinander, erstickten einander. Finster murmelte er vor sich hin: »Dreckiger Idiot!« Er machte das Licht aus und kehrte ins Nebenzimmer zurück. Pae stand am Schreibtisch und wühlte in Sheveks Papieren.

»Laß das!« befahl Oiie, dessen Miene Abscheu ausdrückte. »Komm, wir gehen. Es ist zwei Uhr früh. Ich bin müde.«

»Was hat dieser Bastard eigentlich die ganze Zeit gemacht, Demaere? Hier ist immer noch nichts — nicht das geringste! Ist er ein Betrüger? Hat uns dieser verdammte, naive Bauer aus Utopia reingelegt? Wo ist seine Theorie? Wo ist unser Momentanraumflug? Wo ist unsere Überlegenheit über die Hainish? Seit neun, zehn Monaten füttern wir diesen Kerl — umsonst!« Dennoch schob er eins der Papiere in seine Tasche, ehe er Oiie zur Tür folgte.

8. Kapitel
Anarres



Sie waren draußen, auf den Sportfeldern in Abbenays Nordpark, zu sechst saßen sie in dem Gold und der Hitze und dem Staub des langen Abends. Sie waren alle angenehm satt, denn das Essen hatte fast den ganzen Nachmittag gedauert, ein Straßenfest mit großem Essen, über offenen Feuern gekocht. Es war der Mittsommerfeiertag, Revolutionstag, zum Gedenken der ersten großen Revolte in Nio Esseia im Urrasti-Jahr 740, nahezu vor zweihundert Jahren. An diesem Tag wurden die Köche und Refektoriumsarbeiter als Gäste der übrigen Gemeinde gefeiert, weil ein Syndikat von Köchen und Kellnern den Streik begonnen hatte, der dann zum Aufstand führte. Es gab auf Anarres zahlreiche Traditionen und Feste dieser Art, einige schon von den Siedlern eingeführt, andere, wie die Erntefeste und das Sonnwendfest, spontan aus dem Lebensrhythmus auf dem Planeten und dem Bedürfnis der Arbeitenden entstanden, die mit denjenigen, mit denen sie zusammen arbeiteten, auch zusammen feiern wollten. »Sie unterhielten sich alle recht unzusammenhängend — bis auf Takver. Sie hatte stundenlang getanzt, Unmengen von geröstetem Brot und Pickles gegessen und war nun außerordentlich munter. »Warum wurde Kvigot in die Fischereien am Keran-Meer geschickt, wo er wieder von vorn anfangen muß, während Turib hier sein Forschungsprogramm weiterführt?« fragte sie. Ihr Forschungssyndikat war in ein direkt von der PDK geleitetes Projekt übernommen worden, und sie war zu einer überzeugten Vertreterin von Bedaps Ideen geworden. »Weil Kvigot ein guter Biologe ist, der von Simas altmodischen Theorien nichts hält, während Turib eine Null ist, aber Sima im Bad den Rücken schrubbt. Wartet nur ab, wer die Leitung des Programms übernimmt, wenn Sima ausscheidet. Das wird mit Sicherheit Turib sein, darauf wette ich!«

»Was heißt das eigentlich?« fragte jemand, der zu Sozialkritik nicht aufgelegt war.

Bedap, der um die Taille Speck angesetzt hatte und sein Fitneßtraining äußerst ernst nahm, trottete unablässig um das Spielfeld. Die übrigen saßen unter Bäumen auf einer staubigen Böschung und absolvierten ihr Training mündlich.

»Das ist ein Ioti-Verb«, erklärte Shevek. »Ein Spiel mit der Wahrscheinlichkeit, das bei den Urrasti üblich ist. Derjenige, der richtig rät, bekommt den Besitz des anderen.« Sabuls Verbot, von seinen IotiStudien zu sprechen, beachtete er schon lange nicht mehr.

»Wieso ist ein Ioti-Wort in die Pravic-Sprache geraten?«

»Durch die Siedler«, sagte ein anderer. »Die mußten als Erwachsene Pravic lernen; vermutlich haben sie noch sehr lange in der alten Sprache gedacht. Irgendwo habe ich mal gelesen, daß das Wort ›verdammt‹ gar nicht im Pravic-Wörterbuch steht, daß es ebenfalls iotisch ist. Farigv hat keine Flüche in unsere Sprache aufgenommen, als er sie erfand, oder falls doch, haben seine Computer sie nicht für erforderlich gehalten.«

»Was aber ist dann ›Hölle‹ ?« fragte Takver. »Früher habe ich immer gedacht, das wäre das Scheißedepot in der Stadt, in der ich aufgewachsen bin. ›Geh zur Hölle !‹ Der schlimmste Ort auf der ganzen Welt.«

Desar, der Mathematiker, der nun eine Dauerstellung am Institut hatte und immer noch mit Shevek verkehrte, obwohl er nur selten mit Takver sprach, sagte in seinem kryptographischen Sprechstil : »Heißt Urras.« — »Auf Urras bezeichnet es den Ort, an den man kommt, wenn man verdammt ist.«

»Das ist ein Arbeitsauftrag in Südwest im Sommer«, erklärte Terrus, ein Ökologe und alter Freund Takvers.

»In lotisch gehört es zum religiösen Modus.«

»Ich weiß, daß du lotisch lesen mußt, Shev, aber mußt du unbedingt auch Religion lesen?«

»Ein Teil der alten Urrasti-Physik ist ganz im religiösen Modus gehalten. Da kommen solche Begriffe vor. ›Hölle‹ bezeichnet den Ort des absoluten Bösen.«

»Das Düngerdepot in Round Valley«, sagte Takver. »Hab ich mir doch gleich gedacht.«

Bedap kam atemlos, staubüberpudert, schweißüberströmt. Keuchend warf er sich neben Shevek zu Boden.

»Sag doch mal was auf lotisch«, bat Richat, eine von Sheveks Studentinnen. »Wie klingt das eigentlich?«

»Weißt du doch: Hölle! Verdammt!«

»Aber bitte beschimpf mich nicht!« kicherte das junge Mädchen. »Und sag mal einen ganzen Satz.«

Gutmütig sagte Shevek einen Satz auf lotisch. »Wie es ausgesprochen wird, weiß ich nicht genau«, ergänzte er. »Das kann ich

nur raten.«

»Was heißt das denn?«

»*Wenn das Vergehen der Zeit eine Eigenschaft des menschlichen Bewußtseins ist, sind Vergangenheit und Zukunft geistige Funktionen.* Von Keremcho, einem Prä-Sequentisten.«

»Eigentlich unheimlich, der Gedanke, daß Leute sprechen und man sie nicht verstehen kann!«

»Die können sich nicht mal untereinander verstehen. Sie sprechen Hunderte von verschiedenen Sprachen, all diese verrückten Archisten auf dem Mond…«

»Wasser! Wasser!« keuchte Bedap.

»Es gibt kein Wasser«, erklärte Terrus. »Es hat seit achtzehn Dekaden nicht mehr geregnet. Seit einhundertdreiundachtzig Tagen, um genau zu sein. Die längste Trockenheit in Abbenay seit vierzig Jahren.«

»Wenn das so weitergeht, werden wir Urin aufbereiten müssen, wie damals, im Jahr 20. Ein Glas Pisse gefällig, Shev?«

»Das ist gar nicht komisch«, mahnte Terrus. »Das ist das Seil, auf dem wir balancieren. Wird es genug Regen geben? Die Blatternten in Southrising können wir schon abschreiben. Da hat es seit dreißig Dekaden nicht mehr geregnet.«

Sie blickten alle in den dunstig-goldenen Himmel hinauf. Die gezackten Blätter der Bäume, unter denen sie saßen, hochstämmige Exoten von der Alten Welt, ließen die verstaubten, von der Dürre geschrumpften Zweige hängen. »Nie wieder Große Dürre«, sagte Desar. »Moderne Entsalzungsanlagen. Verhindert.«

»Die könnten uns die Lage erleichtern«, bestätigte Terrus.

In diesem Jahr hielt der Winter früh, kalt und trocken in der Nördlichen Hemisphäre Einzug. Der Wind trieb gefrorenen Staub durch die flachen, breiten Straßen von Abbenay. Das Wasser für die Bäder war streng rationiert: Hunger und Durst waren wichtiger als Sauberkeit. Nahrung und Kleidung für die zwanzig Millionen Bewohner von Anarres lieferten ausschließlich die Holum-Pflanzen, ihre Blätter, Samen, Fasern und Wurzeln. In den Lagerhäusern und Depots gab es zwar einen Vorrat an Textilien, Lebensmittelreserven waren jedoch kaum je vorhanden. Das Wasser gehörte dem Boden, um die Pflanzen am Leben zu halten. Der Himmel über der Stadt war wolkenlos und wäre auch klar gewesen, wenn nicht der Wind von den trockeneren Gebieten im Süden und Westen gelben Staub herübergetragen hätte. Manchmal, wenn der Wind aus dem Norden, von den Ne Theras, herüberblies, hob sich der gelbe Dunst und gab einen strahlenden, leeren Himmel frei, dessen tiefdunkles Blau sich im Zenith zu Purpur verdichtete.

Takver war schwanger. Zumeist war sie verschlafen und still. »Ich

bin ein Fisch«, sagte sie, »ein Fisch im Wasser. Ich bin in dem Baby in mir.« Zuweilen aber war sie von ihrer Arbeit überfordert oder hatte nach den kargeren Mahlzeiten im Speisehaus noch Hunger. Schwangere Frauen konnten sich wie Kinder und Alte täglich eine Extramahlzeit holen, eine Art Mittagessen um elf, aber das verpaßte sie oft wegen der strikten Zeiteinteilung ihrer Arbeit. Sie konnte eine Mahlzeit auslassen, die Fische in ihren Labortanks nicht. Ihre Freunde brachten ihr oft etwas mit, was sie sich beim Essen abgespart hatten oder was beim Gemeinschaftsessen übriggeblieben war, ein gefülltes Brötchen oder ein Stück Obst. Sie aß alles voll Dankbarkeit, hatte aber nach wie vor Heißhunger auf Süßigkeiten, und Süßigkeiten waren knapp. Wenn sie müde war, war sie nervös und leicht erregbar und wurde beim geringsten Anlaß wütend.

Im Spätherbst beendete Shevek sein Manuskript über die *Grundregeln der Simultaneität.* Er gab es Sabul zur Annahme für das Pressesyndikat. Sabul behielt es eine Dekade, zwei Dekaden, drei Dekaden, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Shevek fragte ihn nach seiner Meinung. Er antwortete, er sei noch nicht dazu gekommen, die Arbeit zu lesen, er habe zuviel zu tun. Shevek wartete. Es war Mittwinter. Der trockene Wind wehte Tag um Tag; der Boden war gefroren. Alles schien zum Stillstand gekommen zu sein, zu einem labilen Stillstand, auf Regen wartend, auf die Geburt wartend.

Das Zimmer war dunkel. In der Stadt waren gerade die Lichter angegangen; sie leuchteten schwach unter dem hohen, dunkelgrauen Himmel. Takver kam herein, machte die Lampe an, hockte sich im Mantel vor den Heizrost. »Puh, ist das kalt! Schrecklich! Meine Füße fühlen sich an, als wäre ich barfuß über einen Gletscher gelaufen, auf dem Heimweg hätte ich fast geweint, so weh taten sie mir. Dämliche Profitler-Stiefel! Warum können wir keine anständigen Stiefel herstellen? Warum sitzt du hier im Dunkeln?«

»Weiß nicht.«

»Bist du nicht zum Essen gegangen? Ich hab unterwegs bei der Sonderausgabe einen Happen gegessen. Ich mußte im Labor bleiben, die Kukuri sind ausgeschlüpft, und wir mußten die jungen Fische aus den Tanks nehmen, bevor die Eltern sie auffressen konnten. Hast du was gegessen?«

»Nein.«

»Hast du schlechte Laune? Bitte nicht, heute nicht! Wenn jetzt noch irgend etwas schiefgeht, fange ich an zu heulen. Ich habe es satt, dauernd zu heulen. Verdammte, dämliche Hormone! Ich wünschte, ich könnte Kinder kriegen wie die Fische, Eier legen und einfach davonschwimmen. Oder zurückkommen und sie auffressen… Sitz nicht da wie ein Klotz Holz! Das kann ich nicht ausstehen.« Ihr kamen die Tränen, als sie vor dem Hauch Wärme des Heizgrills hockte und

mit klammen Fingern versuchte, ihre Stiefel aufzuschnüren.

Shevek schwieg.

»Was ist denn? Sitz doch nicht bloß so da!«

»Sabul hat mich heute kommen lassen. Er will meine *Grundregeln* weder zum Veröffentlichen noch für den Export empfehlen.«

Takver hörte auf, an ihren Schnürsenkeln zu fingern, und saß ganz still.

Über die Schulter sah sie zu Shevek hinüber. Schließlich erkundigte sie sich: »Was genau hat er gesagt?«

»Die Kritik, die er geschrieben hat, liegt auf dem Tisch.«

Sie stand auf, schlurfte mit nur einem Stiefel an den Füßen zum Tisch und las, über die Tischplatte gebeugt, beide Hände in den Manteltaschen.

»›Daß die Sequenzphysik die einzig akzeptierte Richtung des chronosophischen Denkens in der Odonischen Gesellschaft darstellt, darüber ist man sich seit der Besiedlung von Anarres allgemein einig. Egoistisches Abirren von dieser prinzipiellen Solidarität kann nur zum sterilen Ausspinnen unpraktikabler Hypothesen ohne sozial-organischen Nutzwert oder zur Wiederholung der abergläubisch-religiösen Spekulationen der verantwortungslosen, bezahlten Wissenschaftler des Profitstaates Urras führen…‹ Oh, dieser Profitler! Dieser miese, neidische, kleine Odo-Nachplapperer! Wird er seine Kritik an das Pressesyndikat schicken?«

»Hat er schon.«

Sie kniete nieder, um ihren Stiefel auszuziehen. Mehrmals sah sie zu Shevek hinüber, ging aber nicht zu ihm, um ihn zu berühren, und sagte eine Zeitlang gar nichts. Als sie dann sprach, klang ihre Stimme nicht mehr laut und verkrampft wie zuvor, sondern hatte ihren natürlichen, rauh-pelzigen Ton angenommen. »Was wirst du tun, Shevek?«

»Ich kann nichts tun.«

»Wir werden das Buch selbst drucken. Wir bilden ein Drucksyndikat, lernen den Handsatz und machen es selbst.«

»Die Papierzuteilung ist auf ein Minimum rationiert. Nichts, was nicht lebenswichtig ist, darf gedruckt werden. Nur PDK-Veröffentlichungen — jedenfalls, bis die Baumholum-Pflanzungen gesichert sind.«

»Kannst du die Arbeit dann nicht irgendwie anders abfassen? Das, was du sagen willst, kaschieren? Es mit Sequenz-Formulierungen verbrämen? Dann werden sie's vielleicht akzeptieren.«

»Man kann nicht Schwarz als Weiß hinstellen.«

Ob er Sabul umgehen oder über seinen Kopf hinweg handeln könne, fragte sie ihn nicht. Auf Anarres stand angeblich niemand höher als der andere. Umwege existierten nicht. Wenn man mit seinen

Syndiks nicht in Solidarität zusammenarbeiten konnte, mußte man allein arbeiten.

»Und wenn…« Sie hielt inne. Sie stand auf und trug ihre Stiefel zum Heizrost, damit sie trockneten. Sie zog ihren Mantel aus, hängte ihn auf und legte sich einen schweren, handgewebten Schal um die Schultern. Sie setzte sich auf die Bettplattform, stöhnte ein bißchen, bei den letzten paar Zentimetern. Dann sah sie zu Shevek auf, dessen Profil sich vor den Fenstern abzeichnete.

»Und wenn du ihm anbietest, als Ko-Autor zu zeichnen? Wie bei deiner ersten Arbeit?«

»Sabul wird seinen Namen nicht für ›abergläubisch-religiöse Spekulationen hergeben.«

»Bist du sicher? Bist du sicher, daß er nicht gerade das will? Er weiß genau, was das hier ist, was du gemacht hast. Du hast immer gesagt, daß er gerissen ist. Und er weiß, daß du ihn und seine ganze SequenzSchule damit in die Recyclingtonne fegst. Aber wenn du dich nun mit ihm in den Ruhm teilst? Er besteht doch nur aus Ego. Wenn er sagen könnte, es sei *sein* Buch…«

»Genauso gut könnte ich dich mit ihm teilen«, gab Shevek bitter zurück.

»So darfst du es nicht betrachten, Shev. Das *Buch* ist wichtig, deine Ideen. Hör zu. Wir wollen dieses Kind, das wir bekommen, bei uns behalten, wir wollen es lieben. Wenn es jedoch aus irgendeinem Grund sterben müßte, wenn wir es bei uns behielten, wenn es nur leben könnte in einem Heim, wenn wir es niemals zu sehen bekommen oder seinen Namen erfahren würden — wenn wir vor diese Wahl gestellt würden, wie würden wir uns entscheiden? Das Kind behalten und sterben lassen? Oder ihm das Leben schenken?«

»Ich weiß es nicht«, sagte er. Dann legte er den Kopf in die Hände und rieb sich tief bedrückt die Stirn. »Ja, natürlich. Ja. Aber dies… Aber ich…«

»Liebstes Herz, Bruder!« sagte Takver. Sie ballte ihre Hände im Schoß, streckte sie aber nicht aus, um ihn zu berühren. »Es ist nicht wichtig, wessen Name in diesem Buch steht. Die Menschen werden es wissen. Die Wahrheit ist das Buch.«

»Ich bin dieses Buch«, entgegnete er. Dann schloß er die Augen und blieb regungslos sitzen. Und jetzt ging Takver zu ihm hinüber, scheu, berührte ihn so sanft, wie sie eine offene Wunde berührt hätte.

Anfang des Jahres 164 wurde in Abbenay die erste, unvollständige, drastisch redigierte Version der *Grundregeln der Simultaneität* gedruckt. Mit Sabul und Shevek als gemeinsame Verfasser. Die PDK druckte nur lebenswichtige Berichte und Anweisungen, doch Sabul hatte Einfluß beim Pressesyndikat und bei der Informationsabteilung der PDK und konnte die zuständigen Leute

vom Propagandawert des Buchs im Ausland überzeugen. Auf Urras, so erklärte er, juble man über die Dürre und die drohende Hungersnot auf Anarres; die IotiZeitschriften der letzten Sendung strotzten von hämischen Voraussagungen über den unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch der odonischen Volkswirtschaft. Könne man, führte Sabul aus, all diese Auslassungen besser widerlegen als mit der Veröffentlichung eines Standardwerks reinen Denkens, eines ›Monumentes der Wissenschaft‹, wie er es in seiner flugs bearbeiteten Kritik nannte, ›das sich hoch über materielle Querelen erhebt, um die unzerstörbare Lebenskraft der Odonischen Gesellschaft und ihren Triumph über den archistischen Propertarismus auf jedem Gebiet des menschlichen Denkens zu beweisen‹.

Also wurde das Werk gedruckt; und fünfzehn der dreihundert Exemplare fanden den Weg an Bord des Ioti-Frachters *Mindful* Shevek schlug kein einziges Exemplar des fertigen Buchs auf. Aber er legte ein Exemplar des vollständigen, handgeschriebenen Originalmanuskripts in das Exportpaket. Eine Notiz auf dem Deckel bat darum, es an Dr. Atro vom College der Physikalischen Wissenschaften an der Ieu-Eun-Universität weiterzuleiten — mit herzlichen Grüßen des Autors. Sabul, der das Paket genehmigen mußte, konnte das Manuskript gar nicht übersehen. Ob er es herausnahm oder nicht, wußte Shevek nicht. Vielleicht konfiszierte er es aus Bosheit; vielleicht ließ er es durchgehen, weil er wußte, daß seine eigene abgeschwächte, gekürzte Fassung nicht die gewünschte Wirkung auf die Urrasti-Physiker haben würde. Jedenfalls sagte er zu Shevek nichts über das Manuskript. Und Shevek fragte ihn nicht danach.

Shevek sagte überhaupt sehr wenig, in jenem Frühjahr. Er nahm einen freiwilligen Auftrag an, Bauarbeiten an einer neuen Wasseraufbereitungsanlage in Süd-Abbenay, und war fast den ganzen Tag mit dieser Arbeit oder seinen Vorlesungen beschäftigt. Er befaßte sich wieder mit Teilchenphysik und verbrachte ganze Abende am Beschleuniger des Instituts oder mit den Teilchenspezialisten im Labor. Takver und ihren Freunden gegenüber gab er sich ruhig, nüchtern, freundlich und kalt.

Takvers Bauch wurde immer größer, und sie ging wie eine Frau, die einen großen, schweren Wäschekorb trägt. Ihre Arbeit in den Fischlabors machte sie weiter, bis sie einen adäquaten Ersatz für sich gefunden und eingearbeitet hatte. Gleich darauf kam sie nach Hause und begann mit ihren Wehen — über eine Dekade zu spät. Als Shevek am Nachmittag nach Hause kam, sagte sie: »Du könntest jetzt die Hebamme holen. Sag ihr, daß die Wehen alle vier bis fünf Minuten kommen, aber die Abstände werden nicht allzu schnell kleiner, deshalb brauchst du dich nicht sehr zu beeilen.«

Aber er beeilte sich doch. Und als die Hebamme nicht da war,

geriet er in Panik. Sowohl die Hebamme als auch der Block-Arzt waren nicht da, und keiner von beiden hatte, wie sonst üblich, einen Zettel mit der Adresse an die Tür geheftet, wo sie zu erreichen waren. Shevek bekam furchtbares Herzklopfen, und auf einmal sah er alles mit schrecklicher Klarheit. Er war überzeugt, daß diese Unmöglichkeit, Hilfe zu holen, ein böses Omen war. Er hatte sich seit dem Winter, seit der Entscheidung hinsichtlich des Buchs, von Takver zurückgezogen. Sie war immer ruhiger, passiver, geduldiger geworden. Jetzt begriff er, was diese Passivität zu bedeuten hatte: Sie war die Vorbereitung auf ihren Tod. Sie war es, die sich von ihm zurückgezogen hatte, und er hatte keinen Versuch gemacht, ihr zu folgen. Er hatte nur seine eigene Bitterkeit gesehen, nie aber ihre Angst oder ihre Courage. Er hatte sie in Ruhe gelassen, weil sie in Ruhe gelassen werden wollte, und so war sie weitergegangen, sehr weit, zu weit, und würde auf ewig allein weitergehen.

Im Laufschritt rannte er zur Block-Klinik, so er so atemlos und ausgepumpt ankam, daß man annahm, er habe einen Herzinfarkt. Er erklärte seine Lage. Man ließ eine andere Hebamme benachrichtigen und wies ihn an, nach Hause zu gehen, seine Partnerin brauche ihn jetzt. Er ging nach Hause, aber mit jedem Schritt wuchs die panische Angst, das Entsetzen, die Gewißheit des Verlustes in ihm.

Doch zu Hause brachte er es nicht fertig, neben Takver niederzuknien und sie um Verzeihung zu bitten, wie er es so gern getan hätte. Denn Takver hatte keine Zeit für emotionelle Szenen; sie war beschäftigt. Sie hatte die Bettplattform bis auf ein sauberes Laken abgeräumt und konzentrierte sich nun darauf, ihr Kind zur Welt zu bringen. Sie schrie und weinte nicht, denn sie litt keine Schmerzen, aber wenn eine Wehe kam, stand sie sie mit Hilfe von Muskel- und Atemkontrolle durch und stieß anschließend hörbar die Luft aus den Lungen, fast wie ein Mensch, der mit ungeheurer Anstrengung ein sehr schweres Gewicht zu heben versucht. Noch nie hatte Shevek eine Arbeit gesehen, die die gesamte Kraft eines Körpers so ungeheuer in Anspruch nahm.

Er konnte bei einer so schweren Arbeit nicht zusehen, ohne dabei helfen zu wollen. Er konnte zum Beispiel als Haltegriff und Stütze dienen, wenn sie sich gegen die Wehen stemmen mußte. Sie fanden das entsprechende Arrangement sehr rasch durch wiederholte Versuche und behielten es auch bei, als die Hebamme eintraf. Takver gebar stehend, in der Hocke, das Gesicht an Sheveks Schenkel gepreßt, mit den Händen seine Arme gepackt. »Na also!« sagte die Hebamme ruhig zwischen Takvers schweren, maschinengleich hämmernden Atemzügen, und nahm das schleimbedeckte, aber erkennbare Menschenwesen auf, das da zum Vorschein gekommen war. Ein Blutstrom folgte, und dann eine amorphe Masse, irgend

etwas NichtMenschliches, Nicht-Lebendes. Die Angst, die er vergessen hatte, packte Shevek mit doppelter Macht. Was er da sah, das war der Tod. Takver hatte seine Arme losgelassen und lag zusammengesunken, ganz still und schlaff, zu seinen Füßen. Erstarrt vor Entsetzen und vor Trauer beugte er sich zu ihr hinab.

»So«, sagte die Hebamme, »helfen Sie ihr mal, beiseite zu rutschen, damit ich das hier aufräumen kann.«

»Ich möchte mich waschen«, sagte Takver mit schwacher Stimme.

»Da, helfen Sie ihr beim Waschen. Das da drüben sind sterile Tücher.«

»Bähbähbäh«, machte eine neue Stimme.

Das ganze Zimmer schien voller Menschen zu sein.

»Also«, sagte die Hebamme, »Sie geben ihr jetzt das Baby wieder, so, an die Brust, damit das Blut zum Stehen kommt. Ich möchte schnell die Plazenta in den Gefrierschrank in der Klinik bringen. In zehn Minuten bin ich wieder da.«

»Ja, aber wo ist... Wo ist das…«

»Im Kinderbettchen!« rief die Hebamme, die schon halb hinaus war. Shevek fand das winzige Bett, das schon seit vier Dekaden bereitstand, und in dem Bett das Kind. Irgendwie hatte die Hebamme inmitten all dieser überstürzten Ereignisse noch Zeit gefunden, das Baby zu reinigen und ihm sogar etwas anzuziehen, daher wirkte es jetzt nicht mehr so fischartig und schlüpfrig wie in dem Moment, als er es zuerst gesehen hatte. Der Nachmittag war dunkler geworden — mit jener seltsamen Plötzlichkeit, die entsteht, wenn man die Zeit nicht mehr verfolgt. Die Lampe brannte. Shevek nahm das Baby heraus und brachte es Takver. Das Gesichtchen war unglaublich klein, mit großen, hauchdünnen, geschlossenen Lidern. »Gib es mir«, sagte Takver zu ihm. »Oh, mach doch schnell! Bitte, gib es mir!«

Er trug es durchs Zimmer und legte es sehr behutsam auf Takvers Bauch. »Ah!« machte sie leise, ein Laut des Triumphs.

»Was ist es?« fragte sie nach einer Weile schläfrig.

Shevek saß neben ihr auf dem Rand der Bettplattform. Vorsichtig sah er nach, ein wenig verwirrt über die Länge der Verpackung im Verhältnis zu den winzigen Beinchen. »Ein Mädchen.«

Als die Hebamme wiederkam, begann sie im Zimmer aufzuräumen. »Das haben Sie erstklassig gemacht«, lobte sie alle beide. Freundlich akzeptierten sie das Lob. »Morgen früh komme ich wieder«, sagte sie, als sie sich verabschiedete. Das Baby und Takver schliefen schon. Shevek legte seinen Kopf neben den Takvers. Er war an den angenehmen Moschusgeruch ihrer Haut gewöhnt. Der hatte sich jetzt aber geändert und war zu einem schwachen, von Schlaf schweren Duft geworden. Sehr behutsam legte er einen Arm über sie, während sie, das Kind an der Brust, auf der Seite lag. In diesem so

ganz von Leben erfüllten Zimmer schlief Shevek ein.

Für einen Odonier war die Monogamie ein ganz ähnliches Gemeinschaftsunternehmen wie etwa ein Ballett oder eine Seifenfabrik. Die Partnerschaft war eine freiwillig hergestellte Föderation wie jede andere. Solange sie klappte, klappte sie, und wenn sie nicht klappte, hörte sie auf zu existieren. Sie war keine Institution, sondern eine Funktion. Sie unterlag keiner Sanktion außer dem persönlichen Gewissen.

Das stand im Einklang mit der odonischen Gesellschaftstheorie. Die Gültigkeit eines Versprechens, selbst eines zeitlich unbegrenzten Versprechens, war tief im Denken Odos verwurzelt; es mochte zwar scheinen, daß der Nachdruck, den sie auf die Freiheit zur Veränderung legte, die Idee des Versprechens oder Gelöbnisses unwirksam machte, doch verlieh gerade diese Freiheit dem Versprechen Bedeutung. Ein Versprechen ist eine Richtung, die man einschlägt, eine freiwillige Begrenzung der eigenen Wahl. Und, wie Odo ausführte, wenn man keine Richtung einschlägt, kein Ziel hat, wird keine Veränderung stattfinden. Die Freiheit des einzelnen, zu wählen und zu verändern, wird ungenutzt bleiben, als wäre er in einem Gefängnis, in einem selbstgebauten Gefängnis, in einem Irrgarten, in dem ein Weg nicht besser ist als der andere. Daher sah Odo das Versprechen, das Gelöbnis, die Idee der Treue als wesentliches Element in der Komplexität der Freiheit.

Viele hatten jedoch das Gefühl, daß diese Idee der Treue im Sexualleben falsch angewandt sei. Sie behaupteten, Odo habe sich durch ihre Femininität zur Verweigerung echter sexueller Freiheit verleiten lassen; hier habe Odo eindeutig nicht für die Männer geschrieben. Solche Kritik kam ebenso sehr von Frauen wie von Männern, also war es wohl nicht die Männlichkeit, der Odo kein Verständnis entgegenbrachte, sondern ein ganzes Segment der Menschheit, Leute, für die allein das Experiment mit immer neuen Partnern die Quelle des sexuellen Vergnügens ist.

Obwohl Odo diese Menschen vielleicht nicht verstanden, sie möglicherweise sogar für propertarische Abweichungen von der Norm gehalten hatte, da die menschliche Rasse wenn auch keine Paarbindungs-Spezies, so doch eine Spezies mit zeitweiliger Partnerschaft ist, sorgte sie dennoch für die der Promiskuität anhängenden besser als für diejenigen, die es mit Langzeitpartnerschaften versuchten. Kein Gesetz, keine Grenze, keine Strafe, keine Mißbilligung gab es für Sexualpraktiken jeglicher Art, bis auf die Vergewaltigung von Kindern oder Frauen, in welchem Fall die Nachbarn des Bösewichts auf eigene Faust Vergeltung übten, wenn er sich nicht stehenden Fußes in die etwas sanfteren Hände eines Therapiezentrums begab. Derartige Belästigungen waren aber in einer

Gesellschaft, in der die absolute Befriedigung von der Pubertät an die Norm war und die einzige Einschränkung sexueller Aktivitäten aus einem leichten Druck in Richtung private Zurückgezogenheit bestand, eine Art durch das Gemeinschaftsleben aufgezwungene Schamhaftigkeit, äußerst selten.

Andererseits standen diejenigen, die es unternahmen, eine Partnerschaft, ob homosexueller oder heterosexueller Art, zu bilden, vor Problemen, wie sie denjenigen unbekannt waren, die sich den Sex nahmen, wo sie ihn fanden. Sie mußten sich nicht nur mit Eifersucht, Besitzansprüchen und den anderen Krankheiten der Leidenschaften herumschlagen, für die eine monogame Verbindung einen so vorzüglichen Nährboden bildet, sondern darüber hinaus mit den äußeren Pressionen der gesellschaftlichen Organisation. Ein Paar, das sich zur Partnerschaft zusammenschloß, tat dies in voller Kenntnis der Tatsache, daß es jederzeit durch die Erfordernisse der Arbeitsteilung getrennt werden konnte.

Arbteil, die Verwaltung der Arbeitsteilung, versuchte Paare möglichst zusammen zu lassen oder sie auf Antrag möglichst bald wieder zu vereinigen; aber das war nicht immer möglich, vor allem nicht bei dringenden Aufgaben, und außerdem erwartete niemand von Arbteil, daß ganze Listen umgestellt und Computer umprogrammiert wurden, um es zu ermöglichen. Um zu überleben, um das Leben lebenswert zu machen, mußten die Anarresti jederzeit bereit sein, dorthin zu gehen, wo sie gebraucht wurden, und die Arbeiten zu verrichten, die notwendig waren. Das wußten sie. Sie wuchsen heran in dem Bewußtsein, daß die Arbeitsteilung einen Hauptfaktor in ihrem Leben darstellte, eine unmittelbare, permanente soziale Notwendigkeit; während die Partnerschaft eine persönliche Angelegenheit war, eine Wahl, die nur innerhalb der größeren Wahl getroffen werden konnte.

Wenn ein Weg jedoch freiwillig eingeschlagen wird und man ihn aus vollem Herzen weitergeht, scheint es oft, daß alles ringsum diesen Weg ebnet. So trug die Möglichkeit und das tatsächliche Eintreten des Getrenntwerdens oft dazu bei, die Treue beider Partner zu stärken. In einer Gesellschaft, in der es weder gesetzliche noch moralische Sanktionen gegen die Untreue gab, spontan und aufrichtig die Treue zu halten, und zwar auch während einer freiwillig akzeptierten Trennung, die jederzeit erfolgen und jahrelang dauern konnte, war so etwas wie eine Herausforderung. Aber der Mensch liebt große Aufgaben, sucht in den Widrigkeiten seine Freiheit.

Im Jahre 164 bekamen zahlreiche Leute, die sich nie danach gesehnt hatten, einen Vorgeschmack dieser Art Freiheit, und sie gefiel ihnen, dieses Gefühl des Auf-die-Probe-gestellt-Werdens und der Gefahr gefiel ihnen. — Die Dürre, die im Sommer 163 begann, fand

auch im Winter noch kein Ende. Im Sommer 164 gab es Entbehrungen, und falls die Trockenheit weiter anhielt, lag die Gefahr einer Katastrophe nahe.

Die Rationierungen waren streng; Aufforderungen zu Notstandsarbeiten unumgänglich. Der Kampf um die Produktion von ausreichenden Nahrungsmittelmengen und um die Verteilung dieser Nahrungsmittel nahm verzweifelte Ausmaße an. Aber die Menschen waren nicht verzweifelt. Odo schrieb: »Ein Kind, das frei von der Schuld des Besitzertums und der Last wirtschaftlichen Wettbewerbs aufwächst, besitzt den Willen, das zu tun, was notwendig ist, und die Fähigkeit, Freude darin zu finden. Nur nutzlose Arbeit verdunkelt das Herz. Die Freude der stillenden Mutter, des Gelehrten, des erfolgreichen Jägers, der guten Köchin, des geschickten Handwerkers, jedes einzelnen, der *notwendige* Arbeit«} verrichtet, und sie *gut* verrichtet — diese bleibende Freude ist vielleicht die unerschöpflichste Quelle menschlicher Zuneigung und des Lebens in der Gemeinschaft überhaupt.« Freude in diesem Sinne gab es in Abbenay in jenem Sommer reichlich. So hart die Arbeit auch sein mochte, man verrichtete sie frohen Herzens, allzeit bereit, alle Sorgen hinter sich zu lassen, sobald das, was getan werden konnte, getan worden war. Das alte Wort von der Solidarität erwachte wieder zum Leben. Es liegt Anregung und Heiterkeit in der Erkenntnis, daß das Band doch stärker ist als alles, was an ihm zerrt.

Im Frühsommer verteilte die PDK Plakate mit der Aufforderung, ein jeder solle seinen Arbeitstag um eine Stunde etwa verkürzen, da die Proteinversorgung der Gemeinschaftsküchen für einen normalen Energieverbrauch nicht mehr ausreiche. Die begeisterte Aktivität in den Straßen der Stadt hatte bereits nachgelassen. Leute, die nicht arbeiteten, trieben sich auf den Plätzen herum, kegelten in den trockenen Parks, saßen in der Tür der Werkstätten und knüpften mit den Passanten Gespräche an. Die Einwohnerzahl der Stadt verringerte sich Zusehens, da sich mehrere Tausend Menschen freiwillig zum Noteinsatz auf den Landwirtschaftsbetrieben gemeldet hatten oder dazu bestimmt worden waren. Die allgemeine Zuversicht vertrieb jedoch Depressionen und Sorgen. »Wir werden es gemeinsam durchstehen«, sagten sie ruhig. Und dicht unter der Oberfläche siedete die Vitalität. Als die Brunnen in den nördlichen Vororten versiegten, wurden von Freiwilligen, die in ihrer Freizeit arbeiteten, gelernten und ungelernten, Jugendlichen und Erwachsenen, Leitungen von anderen Distrikten dorthin verlegt, und in dreißig Stunden war die Arbeit getan.

Im Spätsommer wurde Shevek zum Noteinsatz in der Kommune Red Springs in Southrising geholt. Nachdem in der Zeit der Äquatorialstürme ein bißchen Regen gefallen war, versuchten sie

schnell Kornholum zu pflanzen und zu ernten, bevor wieder die Dürre einsetzte.

Er hatte einen Noteinsatz erwartet, seit seine Arbeit an dem Bauprojekt beendet war und er sich als einsatzbereit eingetragen hatte. Den ganzen Sommer über hatte er nichts weiter getan als seine Vorlesungen gehalten, gelesen, sich zu freiwilligen Arbeiten im Block und in der Stadt gemeldet, um dann zu Takver und dem Baby heimzukehren. Takver war nach fünf Dekaden in ihre Labors zurückgekehrt, allerdings nur vormittags. Als stillende Mutter hatte sie Anspruch auf zusätzliche Protein- und Kohlehydrateeinheiten bei den Mahlzeiten, ein Vorrecht, das sie regelmäßig in Anspruch nahm, denn ihre Freunde konnten ihr nun keine gesparten Rationen mehr bringen; es gab einfach keine Lebensmittel mehr zum Sparen. Sie war mager, aber sie blühte auf, und das Kind war klein, aber kräftig.

Shevek hatte viel Freude an der Kleinen. Wenn er sie vormittags versorgte (sie gaben sie nur ins Kinderheim, wenn er Vorlesungen oder Arbeitseinsatz hatte), spürte er, daß er gebraucht wurde; ein Gefühl, das die Bürde und der Lohn aller Eltern ist. Das wache, intelligente Kind war für Shevek eine perfekte Zuhörerin, wenn er in seinen verbalen Phantasien schwelgte, die von Takver als seine verrückten Anfälle bezeichnet wurden. Er setzte sich das Kind auf die Knie und hielt ihm imposante kosmologische Vorlesungen, erklärte der Kleinen, die Zeit sei in Wirklichkeit umgekehrter Raum, das Chronon daher das nach außen gekehrte Innere eines Quantums, und die Entfernung eine der nebensächlichen Eigenschaften des Lichts. Er gab ihr außergewöhnliche und immer neue Kosenamen, sprach ihr komische Verschen vor: ›Zeit schlägt in Bann dich, Zeit ist tyrannisch, super-mechanisch, superorganisch — Bums! Und bei ›Bums‹ warf er das Kind, das begeistert quietschte, hoch in die Luft. Beide genossen diese Spiele sehr. Als er seinen Einsatzbefehl bekam, konnte er sich kaum losreißen. Er hatte auf einen Einsatz in der Nähe von Abbenay gehofft, statt so weit draußen in Southrising. Doch zugleich mit der unangenehmen Pflicht, Takver und das Kind sechzig Tage lang zu verlassen, kam die felsenfeste Gewißheit, wieder zu ihnen zurückkehren zu können. Solange er diese Gewißheit besaß, hatte er keinen Grund zur Klage.

Am Abend vor seiner Abreise kam Bedap zu ihm; sie aßen gemeinsam im Refektorium des Instituts und diskutierten anschließend in Sheveks Zimmer in der dunklen, heißen Nacht, ohne Licht, bei offenen Fenstern. Bedap, der gewöhnlich in einem kleinen Gemeinschaftsspeisehaus aß, wo Extrawünsche keine Last für die Köche waren, hatte seine Getränkesonderration eine ganze Dekade lang gespart und sie in Form einer kleinen Flasche Obstsaft mitgebracht, die er jetzt stolz präsentierte: eine Abschiedsparty. Sie

teilten den Saft aus und ließen ihn genießerisch auf der Zunge zergehen. »Weißt du noch, das viele Essen, an deinem letzten Abend in Northsetting?« fragte Takver. »Ich habe neun von diesen gerösteten Kuchen gegessen.«

»Damals hast du dein Haar kurz getragen«, sagte Shevek verblüfft, denn diese Erinnerung hatte er nie mit Takver in Verbindung gebracht. »Das warst du doch, nicht wahr, Takver?«

»Wer soll es denn sonst gewesen sein?«

»Verdammt, was für ein Kind du doch damals noch warst!«

»Du aber auch, es sind schließlich zehn Jahre. Ich hatte mir die Haare abgeschnitten, weil ich anders, interessant aussehen wollte. Hat mir auch furchtbar viel genützt!« Sie lachte ihr lautes, fröhliches Lachen, verstummte aber gleich wieder, weil sie das Kind in seinem Bettchen hinter dem Wandschirm nicht wecken wollte. Doch wenn die Kleine einmal schlief, ließ sie sich praktisch durch nichts mehr stören. »Ich sehnte mich so danach, anders zu sein. Warum eigentlich?«

»Es gibt da so einen bestimmten Punkt, so ungefähr um die zwanzig Jahre«, erklärte Bedap. »Da muß man wählen, ob man so sein will wie die anderen, oder aus seinen Eigenheiten eine Tugend macht.«

»Oder sie wenigstens mit Resignation akzeptiert«, warf Shevek ein.

»Shev ist gerade auf einem Resignationstrip«, erklärte Takver. »Das macht das zunehmende Alter. Es muß schrecklich sein, wenn man dreißig ist.«

»Keine Angst, du bist bestimmt mit neunzig noch nicht resigniert.« Bedap tätschelte ihr den Rücken. »Hast du dich übrigens mit dem Namen eurer Kleinen abgefunden?«

Die vom Computer der Zentralregistratur ausgeworfenen vier- bis sechsbuchstabigen Namen, die es unter den jeweils Lebenden nur einmal gab, ersetzten die Nummern, die eine auf Computern basierende Gesellschaft sonst ihren Mitgliedern geben muß. Der Name galt daher als ein wichtiger Bestandteil der Person, obwohl man ihn sich ebensowenig aussuchen konnte wie die Nase oder die Körpergröße. Takver mochte den Namen nicht, den ihre Tochter bekommen hatte: Sadik. »Das klingt wie Sand zwischen den Zähnen«, behauptete sie. »Er paßt nicht zu ihr.«

»Mir gefällt er«, sagte Shevek. »Er klingt nach einem großen, schlanken Mädchen mit langem schwarzen Haar.«

»Aber sie ist ein kleines, dickes Mädchen und hat überhaupt kein Haar«, stellte Bedap trocken fest.

»Laß ihr noch ein bißchen Zeit, Bruder! Wartet. Ich möchte eine Rede halten.«

»Rede! Rede!«

»Psst…«

»Ach was, psst! Das Kind würde nicht mal von einem Erdbeben aufwachen!«

»Ruhe jetzt! Ich hab meinen gefühlvollen Tag.« Shevek hob seinen Becher mit Fruchtsaft. »Ich wollte nur sagen… Was ich sagen wollte, ist folgendes. Ich bin froh, daß Sadik gerade jetzt geboren wurde, in einem schweren Jahr, in einer schweren Zeit, da wir unsere Brüderlichkeit dringend brauchen. Ich bin froh, daß sie jetzt geboren wurde, und hier. Ich bin froh, daß sie eine von uns ist, eine Odonierin, unsere Tochter und unsere Schwester. Ich bin froh, daß sie Bedap eine Schwester ist. Daß sie Sabul eine Schwester ist, ja, sogar Sabul! Auf diese Hoffnung trinke ich: daß Sadik, solange sie lebt, ihre Brüder und Schwestern ebenso sehr und ebenso voller Freude liebt, wie ich es heute abend tue. Und daß es Regen geben wird…«

Die PDK, Hauptbenutzer von Radio, Telefon und Post, koordinierte die Langstrecken-Kommunikationsmittel ebenso wie die LangstreckenTransportmittel. Da es auf Anarres keinen ›Handel‹ gab — im Sinne von Verkauf, Werbung, Investition, Spekulation, usw. —, bestand die Post hauptsächlich aus der Korrespondenz zwischen industriellen und akademischen Syndikaten, ihren Anweisungen und Nachrichten, denjenigen der PDK und einer geringen Menge persönlicher Briefe. Als Angehörige einer Gesellschaftsform, in der jeder jederzeit überall hingehen konnte, wo er wollte, neigten die Anarresti dazu, sich ihre Freunde dort zu suchen, wo sie gerade waren, und nicht dort, wo sie gewesen waren. Das Telefon wurde innerhalb einer Kommune nur selten benutzt; so groß waren die einzelnen Kommunen nicht. Sogar in Abbenay hielt man an dem eng strukturierten Regionalschema fest, und zwar in Form der sogenannten ›Blocks‹, halbautonomen Wohnvierteln, in denen man alle Menschen und Dinge, die man brauchte, zu Fuß erreichen konnte. Telefone wurden daher zumeist für Ferngespräche benutzt und von der PDK betrieben; persönliche Anrufe mußten vorher per Post arrangiert werden oder waren eben nicht Gespräche, sondern Nachrichten, die man im PDK-Zentrum hinterließ. Briefe wurden nicht verschlossen, aber das war natürlich keineswegs Vorschrift, sondern stillschweigende Übereinkunft. Persönliche Kommunikation über große Entfernungen kostet viel an Material und Arbeit, und da die private sich mit der Volkswirtschaft deckte, empfand man unnötige Briefe oder Anrufe als unwillkommen. Sie stellten eine lästige Angewohnheit dar; sie rochen nach Privatismus, nach Egoisieren. Das war höchstwahrscheinlich auch der Grund, warum die Briefe nicht verschlossen wurden: Niemand hatte das Recht, von anderen zu verlangen, daß sie eine Nachricht übermittelten, die sie nichts anging, ja vor ihnen geheimgehalten

wurde. Hatte man Glück, wurde ein Brief von einem Postluftschiff der PDK befördert, hatte man keins, von einem Güterzug. Zuletzt gelangte er an ein Postdepot des entsprechenden Bestimmungsorts, und dort blieb er, da es keine Briefträger gab, ganz einfach liegen, bis irgend jemand dem Empfänger mitteilte, daß ein Brief für ihn eingetroffen sei, und der Adressat ihn sich persönlich abholte.

Darüber jedoch, was unnötig war und was nicht, entschied der einzelne. Und so schrieben sich Shevek und Takver regelmäßig ungefähr einmal pro Dekade. Er schrieb:

»Die Fahrt war gar nicht so schlimm, drei Tage, drei Tage ohne Aufenthalt im Güterwagen für Passagiere. Dies ist ein großer Noteinsatz, dreitausend Personen, heißt es. Die Auswirkungen der Dürre sind hier viel schlimmer, als wir uns vorgestellt haben. Die Entbehrungen nicht. Die Rationen im Speisehaus sind die gleichen wie in Abbenay, nur bekommen wir hier tagtäglich zu beiden Mahlzeiten gekochtes Gara-Gemüse, weil es davon mehr als genug gibt. Wir haben auch allmählich das Gefühl, daß wir davon mehr als genug haben. Aber das Klima hier, das macht uns wirklich fertig. Hier ist die Staubwüste. Die Luft ist trocken, und der Wind pfeift unaufhörlich. Es gibt zwar ab und zu kurze Regenfälle, aber schon eine Stunde nach dem Regen wird der Boden wieder locker, und der Staub steigt auf. In dieser Saison hat es hier weniger als die Hälfte des Jahresdurchschnitts an Regen gegeben. Alle, die hier am Projekt arbeiten, haben aufgesprungene Lippen, Nasenbluten, Augenentzündungen und Husten. Von den Leuten, die in Red Springs leben, haben die meisten chronischen Staubhusten. Vor allem die Kleinkinder haben es schwer; viele leiden unter Haut- und Augenentzündungen. Ich frage mich, ob ich das vor einem halben Jahr wohl auch bemerkt hätte. Wenn man Vater ist, wird man viel aufmerksamer. Die Arbeit ist nichts Besonderes, und alle sind sehr kameradschaftlich, aber der trokkene Wind macht einen fertig. Gestern abend mußte ich an die Ne Theras denken, und in der Nacht klang das Heulen des Winds wie das Rauschen des Bergbachs. Ich bin nicht traurig über diese Trennung, denn sie hat mir vor Augen geführt, daß ich anfing, weniger zu geben, als seist du mein und ich dein Besitz und mehr könne man nicht tun. Die Wirklichkeit hat jedoch mit Besitzlertum nichts zu tun. In Wirklichkeit beweisen wir die Ganzheit der Zeit. Berichte mir, was Sadik macht. Ich unterrichte an meinen freien Tagen ein paar Leute, die mich darum gebeten haben, eins der Mädchen ist die geborene Mathematikerin, und ich werde sie ans Institut empfehlen. Dein Bruder Shevek.«

Takver schrieb:

»Ich mache mir Sorgen wegen einer ganz merkwürdigen Sache. Vor drei Tagen wurden die Vorlesungen für das vierte Quartal verteilt,

und ich ging hin, um nachzusehen, wie dein Stundenplan am Inst, aussehen würde, aber für dich war gar kein Hörsaal vorgesehen. Ich dachte, das müßte ein Versehen sein, also ging ich zum Mitglieder-Synd., und dort sagte man mir, doch, man wolle dir die Geom.-Vorlesung geben. Also ging ich zum Koord.-Büro des Inst., diese Alte mit der Nase, und sie wußte nichts, nein, nein, ich weiß gar nichts, geh zur Arbeitszentrale. Das ist Unsinn, sagte ich und ging zu Sabul. Aber er war nicht im Phys.-Büro, und ich habe ihn auch nicht gesprochen, obwohl ich noch zweimal dort war. Mit Sadik, die eine zauberhafte weiße Mütze trug, die Terrus ihr aus aufgeribbeltem Garn gestrickt hatte, mit der er einfach zum Anbeißen aussah. Ich denke nicht daran, Sabul in seinem Zimmer oder Wurmkanal, oder wo immer er haust, aufzusuchen. Vielleicht hat er sich freiwillig zum Notstandseinsatz gemeldet — ha, ha! Vielleicht solltest du im Institut anrufen und feststellen; was für ein Mißverständnis es dort gegeben hat. Ich bin sogar zur Arbeitszentrale der Arbteil gegangen, aber du warst in den Listen nicht aufgeführt. Die Leute dort waren recht anständig, aber diese Alte mit der Nase ist einfach unfähig und nicht im geringsten hilfsbereit, und niemand zeigt das geringste Interesse. Bedap hat recht, wir haben die Bürokratie grassieren lassen. Bitte, komm bald zurück (im Notfall auch mit dem Mathematikmädchen), eine Trennung ist ja ganz aufschlußreich, aber die Aufschlüsse, die ich brauche, will ich von dir. Ich bekomme jetzt einen halben Liter Obstsaft plus Kalziumzuteilung pro Tag, weil meine Milch weniger wurde und S. so viel schrie. Die guten, alten Onkel Doktors! Immer deine T.«

Dieser Brief erreichte Shevek nicht mehr. Er kam erst im Postdepot von Red Springs an, als Shevek Southrising bereits verlassen hatte.

Von Red Springs nach Abbenay waren es ungefähr zweitausendfünfhundert Meilen. Ein einzelner hätte einfach Fahrzeuge angehalten, denn alle Transportmittel standen so vielen Passagieren zur Verfügung, wie sie fassen konnten; da es sich diesmal jedoch um die Verlegung von vierhundertfünfzig Personen handelte, die zu ihren regulären Arbeitsstellen in Nordwest zurückkehrten, wurde ein Zug für sie bereitgestellt. Er bestand ausschließlich aus Personenwagen oder vielmehr aus Waggons, die für diese Gelegenheit als Personenwagen eingesetzt wurden. Der unbeliebteste war ein geschlossener Güterwagen, in dem kurz zuvor eine Ladung Räucherfisch transportiert worden war.

Nach einem ganzen Jahr Dürre reichten die normalen Transportlinien trotz der eifrigen Bemühungen der Transportarbeiter nicht mehr aus. Sie waren die größte Föderative der odonischen Gesellschaft: Unter — natürlich — eigener Regie in Regionalsyndikate

eingeteilt, koordiniert von Vertretern, die mit der örtlichen und zentralen PDK zusammenarbeiteten. Das von der Transportföderative unterhaltene Netz erwies sich in normalen Zeiten und bei begrenzteren Notfällen als durchaus ausreichend; es war flexibel, konnte den Umständen angepaßt werden, und die Transportsyndiks waren außerordentlich stolz auf ihr Team und ihren Beruf. Sie gaben ihren Lokomotiven und Luftschiffen Namen wie *Unüberwindlich, Unermüdlich, Frißt-den-Wind;* und sie hatten Wahlsprüche — ›Wir schaffen's immer‹ — ›Uns ist nichts zuviel !‹ — Jetzt aber, da ganze Regionen des Planeten unmittelbar von Hungersnot bedroht sein würden, falls sie nicht Lebensmittel aus anderen Regionen erhielten, und da riesige Gruppen von Noteinsatzmannschaften verlegt und abermals verlegt werden mußten, waren die Möglichkeiten des Transportnetzes überfordert. Es gab einfach nicht genug Fahrzeuge, und außerdem nicht genügend Bedienungspersonal. Die Föderative brachte alles, was Flügel oder Räder hatte, zum Einsatz, und Lehrlinge, pensionierte Arbeiter, Freiwillige und Noteinsatzmannschaften halfen bereitwillig, Lastwagen, Züge, Schiffe, Häfen und Verladebahnhöfe zu bemannen.

Der Zug, in dem Shevek saß, kam nur mit langen Unterbrechungen vorwärts, da die Versorgungszüge überall auf den eingleisigen Strecken Vorrang hatten. Dann blieb er zwanzig Stunden lang irgendwo liegen. Ein überarbeiteter oder nicht genügend ausgebildeter Fahrdienstleiter hatte einen Fehler gemacht, und es war zu einem Zusammenstoß gekommen.

Die kleine Ortschaft, wo der Zug hielt, hatte keine überzähligen Lebensmittel in ihren Lagerhäusern. Es handelte sich nicht um eine Landwirtschaftskommune, sondern um eine Fabrikstadt, die, aufgrund der Tatsache, daß hier sowohl Kalksteinvorkommen als auch ein schiffbarer Fluß vorhanden waren, Beton und Schaumstein herstellte. Es gab zwar Gemüsegärten, grundsätzlich aber war die Stadt auf die Versorgung mit Lebensmitteln von außerhalb angewiesen. Wenn die vierhundertfünfzig Personen im Zug zu essen bekamen, hatten die einhundertundsechzig Einwohner nichts. Im Idealfall hätten sie sich in alles geteilt, wären zusammen halb satt geworden, wären zusammen halb verhungert. Wären fünfzig oder sogar hundert Passagiere im Zug gewesen, hätte sich die Gemeinde wahrscheinlich wenigstens ein bißchen Brot für sie abgespart. Aber vierhundertfünfzig? Wenn man so vielen von irgendeiner Lebensmittelsorte ausreichend gab, wäre die Versorgung damit auf Tage hinaus ausgefallen. Und wann würde nach diesen Tagen der nächste Versorgungszug kommen? Und wieviel Getreide würde er bringen? Sie gaben nichts.

Die Passagiere, die an jenem Tag nicht gefrühstückt hatten, hungerten nun also bereits seit sechzig Stunden. Die nächste Mahlzeit

bekamen sie erst, nachdem das Gleis geräumt worden war und ihr Zug einhundertfünfzig Meilen bis zu einer Station zurückgelegt hatte, wo es ein Refektorium für Passagiere gab.

Dies war Sheveks erste Bekanntschaft mit dem Hunger. Zwar hatte er zuweilen, wenn er in seine Arbeit vertieft war, gefastet, weil er sich nicht durch das Essen stören lassen wollte, aber zwei komplette Mahlzeiten pro Tag hatte er eigentlich stets haben können: bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang. Nicht einmal einen Gedanken hatte er darauf verschwendet, wie es wohl wäre, wenn er ohne sie auskommen müßte. Niemand in seiner Gesellschaft, niemand auf der Welt brauchte ohne diese beiden Mahlzeiten auszukommen.

Während er immer hungriger wurde, während der Zug Stunde um Stunde auf einem Nebengleis zwischen einem staubigen Steinbruch und einer geschlossenen Fabrik stand, kamen ihm grimmige Gedanken über die Realität des Hungers und über die potentielle Unfähigkeit seiner Gesellschaft, eine Hungersnot zu überstehen, ohne die Solidarität zu verlieren, die doch ihre Stärke war. Teilen war leicht, wenn genug oder sogar nur knapp genug da war. Doch wenn nun einmal nicht genug da war? Dann kam die Kraft ins Spiel; die Macht mit ihrem Werkzeug, der Gewalttätigkeit, und ihrem eifrigsten Bundesgenossen: dem abgewandten Auge.

Der Haß der Passagiere auf die Einwohner der Ortschaft wuchs, war aber weniger bedrohlich wie das Verhalten der Ortsansässigen — wie sie sich hinter ›ihren‹ Mauern mit ›ihrem‹ Besitz verkrochen und den Zug einfach ignorierten, ihm keinen Blick gönnten. Shevek war nicht der einzige, der düsteren Gedanken nachhing; ununterbrochen wurde draußen neben dem haltenden Zug diskutiert, kamen die Passagiere, um mitzureden, gingen wieder davon, argumentierten, bestätigten, befaßten sich alle mit demselben Thema, dem auch Sheveks Gedanken folgten. Ein Überfall auf die Gemüsegärten wurde ernsthaft in Erwägung gezogen und wäre vielleicht auch ausgeführt worden, hätte der Zug nicht in diesem Moment mit einem Pfeifsignal die Abfahrt angekündigt.

Und als er dann endlich in die Station einfuhr, wo sie eine Mahlzeit bekamen — einen halben Laib Holumbrot und eine Schale Suppe —, wich ihre bedrückte Stimmung hochgestimmtem Jubel. Nachdem sie sich bis zum Boden der Schale vorgearbeitet hatten, merkten sie zwar, daß die Suppe ziemlich dünn war, aber der erste Löffel, der erste Löffel hatte herrlich geschmeckt, so gut, daß sich das Fasten wirklich gelohnt hatte. Darüber waren sich alle einig. Lachend und scherzend bestiegen sie wieder den Zug. Sie hatten es gemeinsam durchgestanden.

Am Äquatorhügel wurden die Passagiere nach Abbenay von einem Lastwagenkonvoi aufgenommen, mit dem sie die letzten

fünfhundert Meilen zurücklegten. Sie erreichten die Stadt an einem windigen Abend im frühen Herbst. Es ging auf Mitternacht; alle Straßen waren leer. Der Wind fegte hindurch wie ein reißender, trockener Strom. Über der matten Straßenbeleuchtung glitzerten die Sterne in hellem, funkelndem Glanz. Der trockene Sturm des Herbsttags und seiner eigenen Leidenschaft trieb Shevek im Laufschritt durch die Straßen, drei Meilen bis zum nördlichen Viertel, ganz allein in der dunklen Stadt. Die drei Stufen der Veranda nahm er mit einem Schritt, lief den Korridor entlang, kam an die Tür, öffnete sie. Das Zimmer war dunkel. Vor dem dunklen Fenster glitzerten die Sterne. »Takver!« sagte er: und hörte die Stille. Bevor er die Lampe anmachte, dort im Dunkeln, in der Stille, erfuhr er auf einmal, was Trennung heißt.

Nichts war fort. Es gab nichts, was fort sein konnte. Nur Sadik und Takver waren fort. Im Luftzug der offenen Tür drehten sich lautlos, silbern glänzend, die Okkupationen des Unbewohnten Raums«.

Auf dem Tisch lag ein Brief. Zwei Briefe. Einer von Takver. Er war nur kurz: Sie hatte die Aufforderung zu einem Notstandseinsatz bei den Versuchslabors für die Entwicklung eßbarer Algen in Nordost bekommen — für eine unbestimmte Zeit. Sie schrieb: »Ich konnte nicht guten Gewissens nein sagen. Ich ging zum Arbteil und las dort alles über das Projekt, das sie ans Ökologiesyndikat bei der PDK geschickt haben, und es stimmt, daß sie mich brauchen, weil ich genau an diesem Algen-Ciliata-Kukur-Zyklus gearbeitet habe. Ich bat Arbteil, dich ebenfalls in Rolny einzusetzen, aber das tun sie natürlich nicht, solange du das nicht ebenfalls beantragst, und wenn es wegen der Arbeit am Inst, nicht geht, dann wirst du das natürlich nicht tun. Aber wenn es mir zu lange dauert, werde ich ihnen sagen, sie sollen sich einen anderen Genetiker holen, und nach Hause kommen. Sadik geht es sehr gut, sie kann schon Richt für Licht sagen. Es dauert bestimmt nicht lange. Das ganze Leben für dich, deine Schwester Takver. Bitte, bitte, komm, wenn du kannst!« Die zweite Nachricht war auf einen winzigen Papierfetzen gekritzelt: »Shevek: Physik-Büro sobald du zurück bist. Sabul.«

Shevek lief im Zimmer umher. Der Sturm, der Impetus, der ihn durch die Straßen getrieben hatte, war immer noch in ihm. Aber er war gegen eine Mauer gelaufen. Er konnte nicht weiter, aber er mußte in Bewegung bleiben. Er sah in den Schrank. Er enthielt nichts als seinen Wintermantel und ein Hemd, das Takver, die gern feine Handarbeiten machte, für ihn bestickt hatte; ihre eigenen wenigen Kleider waren fort. Der zusammengeklappte Wandschirm gab den Blick auf das leere Kinderbett frei. Die Schlafplattform war nicht fertig gemacht, aber das Bettzeug war sauber in die orangefarbene Decke gerollt. Shevek kam wieder zum Tisch, las Takvers Brief zum

zweitenmal. Tränen der Wut traten ihm in die Augen. Zornige Enttäuschung schüttelte ihn, eine böse Vorahnung.

Man konnte niemandem einen Vorwurf machen. Das war das schlimmste. Takver wurde gebraucht, um den Hunger zu bekämpfen seinen, ihren, Sadiks Hunger. Die Gesellschaft hatte nichts gegen sie. Sie war für sie; mit ihnen; sie war sie.

Aber er hatte sein Buch, seine Liebe und sein Kind aufgegeben. Was kann man von einem Mann verlangen, wieviel soll er denn *noch* aufgeben?

»Hölle!« sagte er laut. Pravic war keine Sprache, in der es sich wirksam fluchen ließ. Es flucht sich schwer, wenn der Sex nicht als schmutzig gilt und es so etwas wie Blasphemie überhaupt nicht gibt. »O Hölle!« sagte er noch einmal. Wütend knüllte er Sabuls schäbigen Zettel zusammen und hämmerte mit beiden Fäusten auf die Tischkante, zweimal, dreimal, suchte in seiner Verzweiflung den Schmerz. Aber da war nichts. Da war nichts zu machen, nichts, wohin er sich wenden konnte. Schließlich blieb ihm nichts anderes übrig, als das Bettzeug zu entrollen, sich allein auszustrecken und zu schlafen — mit schlechten Träumen und ohne Trost.

Als allererstes am nächsten Morgen klopfte Bunub. Er ging an die Tür und trat nicht beiseite, um sie einzulassen. Bunub war ihre Nachbarin, eine fünfzigjährige Frau, Maschinistin in der Luftfahrzeugmaschinenfabrik. Takver hatte sie immer recht unterhaltsam gefunden, aber Shevek regte sich nur über sie auf. Denn erstens wollte sie dieses Zimmer. Sie habe es schon für sich beansprucht, als es zuerst leer gestanden habe, erklärte sie, aber die Wohnungsverwalterin des Blocks habe es ihr aus purer Gehässigkeit nicht gegeben. Ihr Zimmer hatte kein Eckfenster, ein Gegenstand unüberwindlichen Neides für sie, aber es war ein Doppelzimmer, in dem sie allein lebte, was angesichts des herrschenden Wohnraummangels egoistisch von ihr war. Trotzdem hätte es Shevek für Zeitverschwendung gehalten, sie seine Mißbilligung spüren zu lassen, hätte sie ihn nicht durch ihre ewigen Unschuldsbeteuerungen dazu gezwungen. Sie erklärte, erklärte in einem fort. Sie hatte einen Partner, fürs ganze Leben, ›genau wie ihr beiden‹ schluchz. Aber wo war eigentlich dieser Partner? Irgendwie sprach sie ständig in der Vergangenheit von ihm. Inzwischen jedoch erfuhr die Benutzung eines Doppelzimmers eine gewisse Rechtfertigung — durch die endlose Reihe von Männern, die sich Bunubs Türklinke in die Hand gaben, jeden Abend ein anderer, als wäre Bunub noch stürmische siebzehn. Takver registrierte diese stramme Parade mit Bewunderung. Bunub erzählte ihr alles über die Männer und klagte, klagte, klagte. Daß sie das Eckzimmer nicht hatte, war nur eins ihrer zahllosen Kümmernisse. Sie war eine hinterhältige und boshafte Frau, die an allem und jedem

etwas auszusetzen hatte und sich ständig benachteiligt fühlte. Die Fabrik, in der sie arbeitete, war nach ihren Worten eine Pestbeule von Unfähigkeit, Bevorzugung und Sabotage. Bei den Versammlungen ihres Syndikats ging es wie im Tollhaus zu, alle machten ungerechtfertigte Anschuldigungen, die ausschließlich gegen sie gerichtet waren. Der gesamte Sozialorganismus diente einzig der Verfolgung und Vernichtung Bunubs. Über all das mußte Takver lachen, zuweilen sogar laut heraus und Bunub offen ins Gesicht. »O Bunub, du bist so komisch!« keuchte sie dann, und die Frau mit dem grauen Haar, dem verkniffenen Mund und dem stets ausweichenden Blick lächelte dünn, keineswegs gekränkt, und fuhr mit ihren unsinnigen Klagen fort. Shevek wußte, daß Takver recht hatte, wenn sie sie kurzerhand auslachte, aber er brachte das einfach nicht fertig.

»Ist doch schrecklich«, sagte sie jetzt, als sie sich an ihm vorbeidrängte und schnurstracks zum Tisch marschierte, um Takvers Brief zu lesen. Sie nahm ihn auf; Shevek entriß ihn ihr mit einem gelassenen, aber so blitzschnellen Griff, daß sie nicht reagieren konnte. »Einfach schrecklich! Nicht mal eine Dekade Zeit haben sie ihr gelassen. Einfach: Komm her! Sofort! Und dabei heißt es, wir seien freie Menschen, wir und freie Menschen!? Ein Witz ist das! Eine glückliche Ehe einfach so auseinanderzureißen. Genauso haben die's doch mit Labeks und mir gemacht, ganz genau so. Wir werden nie wieder zusammenkommen. Nicht, solange das Arbteil gemeinsam gegen uns ist. Ach, da ist das kleine, leere Bettchen! Die arme Kleine! Die ganzen vier Dekaden hat sie geweint, Tag und Nacht. Ich hab stundenlang wach gelegen. Das kommt natürlich von der Lebensmittelknappheit, Takver hatte einfach nicht genug Milch. Und dann eine stillende Mutter zu einer Arbeitsstelle zu schicken, die Hunderte von Meilen weit entfernt ist — so was! Und du wirst sicher nicht dort arbeiten können, wo sie ist, nicht wahr? Wo war das doch noch?«

»Nordost. Ich möchte frühstücken gehen, Bunub, ich habe Hunger.«

»Ist das nicht typisch, daß sie das gemacht haben, während du weg warst?«

»Daß sie was gemacht haben, während ich weg war?«

»Sie wegschicken, eure Partnerschaft auseinanderreißen.« Sie las jetzt Sabuls Zettel, den sie sorgfältig glattgestrichen hatte. »Die wissen genau, wann sie eingreifen müssen! Ich nehme an, du wirst hier jetzt ausziehen, nicht wahr? Allein kannst du ein Doppelzimmer doch nicht behalten. Takver hat zwar gesagt, daß sie bald wiederkommen würde, aber ich habe deutlich gemerkt, daß sie sich damit nur selbst Mut machen wollte. Freiheit, frei sollen wir sein — was für ein Witz! Rumgeschubst von hier nach da…«

»Verdammt noch mal, Bunub — wenn Takver die Arbeitsstelle nicht gewollt hätte, dann hätte sie doch abgelehnt. Du weißt doch, daß uns eine Hungersnot droht.«

»Na ja. Ich habe mir schon überlegt, ob sie diese Versetzung nicht sogar gewünscht hat. Das passiert häufig, wenn ein Kind da ist. Ich fand ja schon lange, daß ihr die Kleine in ein Heim hättet geben sollen. So viel, wie die geschrien hat! Kinder stören bei einer Partnerschaft. Schaffen Bindungen. Da ist es, wie du ganz richtig gesagt hast, nur natürlich, daß sie sich eine Veränderung wünschte und die Gelegenheit ergriffen hat, als sie sich bot.«

»Das habe ich keineswegs gesagt. Und jetzt gehe ich frühstücken.« Er verließ das Zimmer, blutend an mindestens fünf oder sechs Stellen, an denen Bunub ihn tief verwundet hatte. Das Gräßliche an diesem Weibstück war, daß sie seine schlimmsten Befürchtungen ausgesprochen hatte. Und jetzt blieb sie noch in seinem Zimmer, wahrscheinlich, um ihren Umzug zu planen.

Da er verschlafen hatte, kam er erst kurz vor Ende der Frühstückszeit zum Refektorium. Ausgehungert von der Reise, holte er sich eine doppelte Portion Grütze und Brot. Der Junge hinter dem Ausgabetisch musterte ihn stirnrunzelnd. In diesen Zeiten nahm niemand sich eine doppelte Portion. Shevek starrte stirnrunzelnd zurück und schwieg. Er hatte innerhalb von mehr als achtzig Stunden nur zwei Schalen Suppe und ein Kilo Brot bekommen und hatte das Recht, das Versäumte nachzuholen, aber er hätte sich lieber die Zunge abgebissen, als eine Erklärung abgegeben. Die Existenz ist durch sich selbst gerechtfertigt; persönlicher Bedarf ist gutes Recht. Er war Odonier, das schlechte Gewissen überließ er den Profitlern.

Er setzte sich allein an einen Tisch, doch gleich darauf gesellte sich Desar zu ihm, lächelnd, ihn mit beunruhigend schief stehenden Augen musternd. »Lange weg«, sagte Desar.

»Landwirtschaftseinsatz. Sechs Dekaden. Wie war's hier?«

»Mager.«

»Wird noch magerer«, antwortete Shevek, doch ohne rechte Überzeugung, denn im Augenblick aß er ja, und die Grütze schmeckte hervorragend. Frustration, Sorge, Hungersnot! sagte seine Großhirnrinde, der Sitz des Intellekts; das Kleinhirn jedoch, voll verstockter Raubgier in den finsteren Tiefen seines Schädels hockend, sagte: Essen jetzt! Essen jetzt! Gut! Gut! »Sabul gesehn?« »Nein. Bin gestern abend erst gekommen.« Er hob den Kopf, sah Desar an und sagte gewollt gleichgültig: »Takver ist auf Hungersnoteinsatz; vor vier Tagen ist sie abgereist.«

Desar nickte mit echter Gleichgültigkeit. »Hab ich gehört. Weißt du schon von der Umorganisation des Instituts?«

»Nein. Was ist denn?«

Der Mathematiker breitete die langen, schmalen Hände auf der Tischplatte aus und starrte sie an. Er war immer ziemlich gehemmt beim Sprechen gewesen, ja er stotterte sogar: Ob dieses Stottern aber ein sprachlicher oder ein moralischer Fehler war, konnte Shevek nicht entscheiden. So, wie er Desar immer gemocht hatte, ohne richtig zu wissen, warum, gab es Momente, da er Desar zutiefst verabscheute, ebenfalls ohne zu wissen, warum. Dies war einer dieser Momente. Um Desars Mund, um seine gesenkten Augen lag eine Hinterhältigkeit, die Shevek an Bunub erinnerte.

»Alles wird umgekrempelt. Personalkürzungen. Shipeg ist draußen.« Shipeg war ein bekannt dümmlicher Mathematiker, der es jedoch durch beharrliches Einschmeicheln bei den Studenten immer geschafft hatte, sich in jedem Quartal wenigstens eine von den Studenten verlangte Vorlesung zu sichern. »Haben ihn weggeschickt. An ein Regionalinstitut.«

»Beim Bodenholumhacken würde er weniger Schaden anrichten«, erwiderte Shevek. Jetzt, da er satt war, hatte er mit einemmal das Gefühl, daß die Dürre möglicherweise dem Gesellschaftsorganismus zum Vorteil gereichte. Die Prioritäten wurden wieder klar. Schwächen, weiche Stellen, kranke Stellen würden ausgebrannt, träge Organe wieder voll funktionsfähig gemacht, die Körper-Politik vom überflüssigen Fett befreit werden.

»Habe bei der Institutsversammlung ein gutes Wort für dich eingelegt«, sagte Desar, der aufblickte, aber Shevek nicht anblickte, weil er ihn nicht anblicken konnte. Obwohl Shevek nicht verstand, was er meinte, wurde ihm sofort klar, daß Desar log. Er wußte es einfach. Desar hatte nicht ein Wort *für* ihn eingelegt, sondern gegen ihn.

Der Grund für diese sporadische Abneigung gegen Desar war ihm jetzt plötzlich klar: Es war die bisher uneingestandene Erkenntnis der reinen Bosheit, die in Desars Charakter steckte. Daß Desar ihn außerdem liebte und versuchte, Macht über ihn zu gewinnen, lag ebenso klar auf der Hand und war für Shevek ebenso verabscheuenswert. Die Abwege des Besitzanspruchs, die Labyrinthe von Liebe/Haß, waren bedeutungslos für ihn; arrogant, intolerant ging er auf dem kürzesten Weg direkt durch ihre Mauern. Shevek sprach nicht weiter mit dem Mathematiker, sondern beendete sein Frühstück und ging dann quer über den Hof, durch den strahlenden Frühherbstmorgen, zum Physikbüro.

Er ging ins Hinterzimmer, das von allen als ›Sabuls Büro‹ bezeichnet wurde, jenes Zimmer, in dem er zum erstenmal mit ihm gesprochen, wo Sabul ihm die Grammatik und das Wörterbuch der iotischen Sprache gegeben hatte. Über den Schreibtisch hinweg sah ihm Sabul mißtrauisch entgegen, dann senkte er den Blick wieder,

ganz in seine Papiere vertieft, ein schwer beschäftigter, geistesabwesender Wissenschaftler; dann gestattete er seinem überbeanspruchten Hirn, Sheveks Anwesenheit zu registrieren; dann wurde er für seine Verhältnisse wortreich. Er wirkte abgezehrt und gealtert, und als er aufstand, war seine Haltung gebeugter als früher, eine Haltung, die versöhnlich wirkte. »Schlechte Zeiten«, sagte er. »Eh? Schlechte Zeiten!«

»Werden noch schlechter«, entgegnete Shevek leichthin. »Wie geht's denn so, hier in Abbenay?«

»Schlecht, sehr schlecht…« Sabul schüttelte den grauen Kopf. »Schlechte Zeiten für die reinen Wissenschaften, für die Intellektuellen.«

»Hat es denn je gute gegeben?«

Sabul stieß ein unnatürliches Kichern aus.

»Ist mit den Sommerfrachten irgend etwas aus Urras für uns gekommen?« fragte Shevek und machte sich auf der Bank einen Platz zum Hinsetzen frei. Er setzte sich und schlug die Beine übereinander. Seine helle Haut war sonnengebräunt, während der feine Flaum, der sein Gesicht bedeckte, bei der Feldarbeit in Southrising zu Silber gebleicht worden war. Neben Sabul wirkte er schlank, jung und gesund. Beide Männer waren sich dieses Gegensatzes bewußt.

»Nichts, was von Interesse wäre.«

»Keine Besprechungen der *Grundregeln?«*

»Nein.« Jetzt war Sabuls Ton mürrisch, paßte wieder ganz zu ihm. »Keine Briefe?«

»Nein.«

»Komisch.«

»Was soll denn daran komisch sein? Was hattest du erwartet? Eine Dozentur an der Ieu-Eun-Universität? Den Seo-Oen-Preis?«

»Ich hatte Kritiken und Erwiderungen erwartet. Zeit ist inzwischen ja genug vergangen.« Das sagte er im selben Moment, als Sabul sagte:

»Es ist noch nicht Zeit genug dafür vergangen.« Eine Pause entstand.

»Du mußt einsehen, Shevek, daß die Überzeugung, recht zu haben, nicht schon bewirkt, daß man tatsächlich recht hat. Du hast an diesem Buch hart gearbeitet, das weiß ich. Und ich habe hart an der Redaktion gearbeitet, habe versucht, klarzustellen, daß es nicht etwa eine unüberlegte Attacke auf die Sequenztheorie ist, sondern auch positive Aspekte hat. Wenn aber die anderen Physiker keinen Wert in deiner Arbeit sehen, dann mußt du einmal die Werte betrachten, die du in Händen hältst, und erkunden, wo die Diskrepanz liegt. Wenn es anderen Experten nichts bedeutet, wozu ist es dann überhaupt gut? Wo ist seine Funktion?«

»Ich bin Physiker und kein Funktionsanalytiker«, erwiderte Shevek gutmütig.

»Jeder Odonier muß zugleich Funktionsanalytiker sein. Du bist dreißig, nicht wahr? In diesem Alter sollte ein Mensch nicht nur seine Zellularfunktionen, sondern auch seine Organfunktionen kennen, seine optimale Rolle im sozialen Organismus. Du hast darüber vielleicht nicht so intensiv nachzudenken brauchen wie die meisten anderen Menschen…«

»Nein. Seit ich zehn oder zwölf Jahre alt war, wußte ich genau, welche Arbeit ich tun mußte.«

»Das, was ein Junge gern tun möchte, ist nicht immer das, was die Gesellschaft von ihm fordern muß.«

»Wie du eben sagtest, bin ich dreißig. Ein bißchen alt für einen Jungen.«

»Du hast dieses Alter aber in einer ungewöhnlich beschützenden Umgebung erreicht. Zuerst das Regionalinstitut von Northsetting…«

»Und ein Aufforstungsprojekt, und einige Landwirtschaftsprojekte, und praktische Ausbildung, und Block-Ausschüsse, und freiwilliger Noteinsatz seit der Dürre; also *kleggich* in einem durchaus üblichen Umfang. Übrigens mache ich das gern. Aber ich arbeite auch gern in der Physik. Worauf willst du eigentlich hinaus?«

Als Sabul nicht antwortete, sondern ihn nur unter seinen schweren, öligen Brauen anfunkelte, fuhr Shevek fort: »Du kannst es mir ruhig offen sagen, denn auf dem Umweg über mein Sozialbewußtsein wirst du es bestimmt nicht schaffen.«

»Hältst du die Arbeit, die du hier geleistet hast, für funktionell?«

»Ja. ›Je mehr organisiert wird, desto zentraler der Organismus: Zentralität hier im Sinne der realen Funktion.‹ Tomars *Definitionen.* Und da die Temporalphysik versucht, alles dem menschlichen Verstand Zugängliche zu organisieren, ist sie dem Begriff nach eine zentral funktioneile Betätigung.«

»Aber sie macht die Menschen nicht satt.«

»Ich habe sechs Dekaden versucht, dazu beizutragen. Und wenn man mich noch einmal ruft, werde ich wieder hinausgehen. Bis dahin bleibe ich bei meinem Beruf. Solange es auf dem Gebiet der Physik Arbeit gibt, beanspruche ich das Recht, sie zu tun.«

»Du mußt dir endlich einmal vor Augen führen, daß es zur Zeit auf dem Gebiet der Physik keine Arbeit gibt. Jedenfalls nicht die Art Arbeit, wie du sie gewohnt bist. Wir müssen dringend umschalten auf das, was wirklich praktikabel ist.« Sabul rutschte auf seinem Stuhl hin und her. Er war eindeutig nervös und verärgert. »Wir mußten fünf Leute für neue Arbeitsstellen freigeben. Du gehörst leider auch dazu. So, jetzt weißt du's.«

»Genau, wie ich's mir gedacht habe«, antwortete Shevek, obwohl er sich bis zu diesem Augenblick nicht darüber klar gewesen war, daß Sabul ihn tatsächlich aus dem Institut hinauswerfen würde. Sobald er es jedoch aus Sabuls eigenem Mund hörte, kam ihm die Nachricht gar nicht so neu vor. Und außerdem würde er Sabul nicht die Genugtuung bieten und sich seine Erschütterung anmerken lassen.

»Es sprachen eigentlich verschiedene Dinge gegen dich. Erstens der abstruse, irrelevante Charakter der Forschungen, die du in diesen letzten Jahren betrieben hast. Und dann ein möglicherweise nicht hundertprozentig gerechtfertigtes, immerhin aber bei vielen Studentenund Lehrermitgliedern des Instituts vorherrschendes Gefühl, daß sowohl deine Lehren als auch dein Verhalten eine gewisse Unzufriedenheit, eine Andeutung von Privatismus, von Non-Altruismus widerspiegeln. Dies wurde in einer der Versammlungen offen gesagt. Ich habe natürlich für dich gesprochen. Doch ich bin leider nur ein Syndik unter vielen.«

»Seit wann ist Altruismus für Odonier eine Tugend?« fragte Shevek. »Na, laß nur. Ich weiß genau, was du meinst.« Er stand auf. Er konnte nicht mehr sitzen bleiben, davon abgesehen aber blieb er beherrscht und sprach vollkommen natürlich. »Ich nehme an, daß du mich nicht für einen anderen Lehrauftrag vorgeschlagen hast.«

»Hätte das denn Sinn gehabt?« Sabuls Rechtfertigung klang beinahe wie Geheul. »Jetzt nimmt doch niemand neue Lehrer. Lehrer und Studenten arbeiten Schulter an Schulter überall auf unserem Planeten im Noteinsatz gegen den Hunger. Natürlich wird diese Krise vorübergehen. In einem Jahr oder so werden wir voll Stolz zurückblicken, voll Stolz auf die Opfer, die wir gebracht haben, auf das, was wir erduldet und geleistet haben, auf die Arbeit, die wir getan haben, gemeinsam, einer neben dem anderen, eine fest verschworene Gesellschaft. Vorläufig aber…«

Shevek stand sehr aufrecht da, entspannt, ruhig, und blickte durch das kleine, verkratzte Fenster in den leeren Himmel hinauf. Am liebsten hätte er Sabul endgültig zur Hölle geschickt. Doch es war ein ganz anderer, viel tiefer wurzelnder Impuls, den er schließlich in Worte faßte.

»Eigentlich«, sagte er, »hast du wohl recht.« Damit nickte er Sabul zu und ging.

Mit einem Omnibus fuhr er in die Stadt. Er fühlte sich immer noch von einem Impuls getrieben, folgte einem vorgeschriebenen Schema, wollte es endlich hinter sich bringen, zur Ruhe kommen. Er ging zur Zentrale des Büros für Arbeitsteilung, um die Versetzung in die Gemeinde zu beantragen, in der Takver jetzt arbeitete.

Das Arbteil nahm mit seinen Computern und seiner ungeheuren Koordinierungsaufgabe einen ganzen Platz ein; seine Gebäude waren

schön, nach Anarresti-Maßstäben sogar imponierend, mit angenehmen, schlichten Umrissen. Das Zentralbüro war ein hochgewölbter, scheunenartiger Raum, voller Menschen, die Wände mit Bekanntmachungen und Anweisungen für Leute bedeckt, die nicht wußten, welche Stelle oder Abteilung für sie zuständig war. Während Shevek in der Schlange wartete, lauschte er den Gesprächen der Leute vor ihm, vor allem dem eines sechzehnjährigen Jungen und eines sechzigjährigen Mannes. Der Junge hatte sich freiwillig für den Notstandseinsatz gegen den Hunger gemeldet. Er war voll edler idealistischer Gefühle, schwelgte in Brüderlichkeit, Abenteuerlust, Hoffnung. Er freute sich, endlich unabhängig zu sein, die Kindheit hinter sich lassen zu können. Er plapperte drauflos, wie ein Kind, mit einer Stimme, die sich an ihre tiefere Lage noch nicht ganz gewöhnt hatte. Freiheit, Freiheit! tönte es ständig durch seinen aufgeregten Wortschwall, durch jede Silbe; und die Stimme des alten Mannes rollte und grollte dazu, freundlich spöttelnd, aber nicht drohend, nur warnend. Freiheit, die Möglichkeit, irgendwohin zu gehen und irgend etwas zu tun, diese Freiheit war es, was der Alte an dem Jungen pries und schätzte — trotz seiner vorgeblichen Überheblichkeit. Shevek hörte den beiden mit Vergnügen zu. Sie waren eine willkommene Abwechslung in der Reihe der Absurditäten an diesem Morgen.

Als Shevek erklärte, wohin er versetzt werden wollte, legte die Angestellte ihre Miene in bekümmerte Falten und holte einen Atlas herbei, den sie zwischen sich und Shevek auf den Tisch legte und aufschlug. »Sieh her«, sagte sie, eine kleine, häßliche Frau mit fast waagrecht vorstehenden Zähnen; ihre Hände auf den farbigen Seiten des Atlanten waren weich und geschickt. »Das ist Rolny, siehst du? Diese Halbinsel, die in das Nord-Temaenische Meer hineinragt. Nichts weiter als eine riesige Sanddüne. Da gibt es gar nichts außer den Meereslaboratorien ganz am Ende. Und die Küste besteht aus Sumpf und Salzmarsch bis ganz hier herum nach Harmonie — eintausend Kilometer. Und im Westen liegt das Küstenödland. Weiter heran an Rolny als bis in irgendeine Bergstadt wirst du nicht kommen. Aber dort brauchen sie keinen Notstandseinsatz; die können sich immer noch selbst versorgen. Natürlich könntest du trotzdem hingehen«, fügte sie in etwas verändertem Tonfall hinzu.

»Das ist zu weit von Rolny entfernt«, erklärte er mit einem Blick auf die Landkarte, auf der er in den Bergen von Nordost die kleine, einsam gelegene Stadt entdeckte, in der Takver aufgewachsen war: Round Valley. »Brauchen sie da im Meereslabor denn nicht vielleicht einen Hausmeister? Einen Statistiker? Oder wenigstens irgend jemanden, der die Fische füttert?«

»Ich werde nachsehen.«

Die Mensch/Computer-Registratur des Arbteil arbeitete mit

unerhörter Effizienz. Die Angestellte brauchte nicht einmal fünf Minuten, um die gewünschten Informationen zu beschaffen, und das bei diesem ständigen, ungeheuren Input und Output von Informationen über jede Arbeit, die geleistet, jede Position, die besetzt, jeden Arbeiter, der gebraucht wurde sowie über die Prioritätsstufe all dieser Fakten in der allgemeinen Volkswirtschaft der gesamten anarrestischen Gesellschaft. »Eine Noteinsatzstelle ist gerade besetzt worden — das ist deine Partnerin, nicht wahr? Jetzt haben sie ausreichend Personal, vier Techniker und einen erfahrenen Wadenfischer.«

Shevek stützte die Ellbogen auf den Tisch und senkte den Kopf, den er sich nachdenklich kratzte — eine Geste der Verwirrung und Resignation, kaschiert durch angebliche Verlegenheit. »Tja«, meinte er, »jetzt weiß ich wirklich nicht, was ich tun soll.«

»Hör mal, Bruder, wie lange soll dieser Einsatz deiner Partnerin denn dauern?«

»Unbestimmte Zeit.«

»Aber es ist doch ein Anti-Hunger-Einsatz, nicht wahr? Und es kann doch nicht ewig so weitergehen. Bestimmt nicht. Im Winter wird es sicher regnen.«

Er blickte auf in das ernste, mitfühlende, besorgte Gesicht seiner Schwester. Er lächelte ein wenig, denn ihr Versuch, in ihm Hoffnung zu wecken, durfte nicht ohne Reaktion bleiben.

»Ihr werdet schon wieder zusammenkommen. Bis dahin…«

»Ja. Bis dahin«, sagte er.

Sie wartete auf seinen Entschluß.

Er mußte einen Entschluß fassen, und die Möglichkeiten waren zahllos. Er konnte in Abbenay bleiben und Physikvorlesungen organisieren — wenn er freiwillige Studenten fand. Er konnte auf die Halbinsel Rolny gehen und ohne einen ihm zugeteilten Platz in der Forschungsstation mit Takver zusammenleben. Er konnte irgendwo leben und gar nichts tun, nur zweimal pro Tag aufstehen und zum Essen ins Refektorium gehen. Er konnte tun, wonach ihm der Sinn stand.

Die Deckungsgleichheit der Begriffe ›Arbeit‹ und ›Spiel‹ auf Pravic besaß natürlich eine starke ethische Bedeutung. Odo hatte die Gefahr erkannt, daß aus der Verwendung des Ausdrucks ›Arbeit‹ in ihrem analogischen System ein starrer Moralismus entstehen könnte: Die Zellen müssen zusammenarbeiten, die optimale Arbeit des Organismus, die von jedem Element geleistete Arbeit, usw. Kooperation und Funktion, die wichtigsten Konzeptionen der ›Analogie‹, schlossen beide die Arbeit ein.

Der Beweis für den erfolgreichen Verlauf eines Experiments, ob zwanzig Retorten in einem Labor oder zwanzig Millionen Menschen

auf dem Mond, besteht in der Beantwortung der Frage: Funktioniert (arbeitet) es? Odo hatte die moralische Falle erkannt. »Ein Heiliger hat immer Zeit«, hatte sie — möglicherweise ein wenig wehmütig — gesagt.

Der Angehörige einer Sozialgemeinschaft trifft seine Wahl jedoch nie allein.

»Na ja«, antwortete Shevek, »ich bin gerade von einem AntiHungerEinsatz zurückgekommen. Gibt es sonst noch dringende Aufträge?«

Die Angestellte warf ihm einen schwesterlich-überlegenen Blick zu, ungläubig, aber nachsichtig. »In diesem Zimmer liegen im Augenblick ungefähr siebenhundert dringende Anfragen«, erklärte sie. »Such dir davon eine aus.«

»Gibt es irgendwas in Mathematik?«

»Es handelt sich fast ausschließlich um Landwirtschaft und Facharbeitereinsätze. Verstehst du was vom Ingenieurfach?«

»Nicht viel.«

»Tja, da wäre Arbeitskoordinierung. Dazu muß man mit Zahlen umgehen können. Wie wär's damit?«

»Von mir aus.«

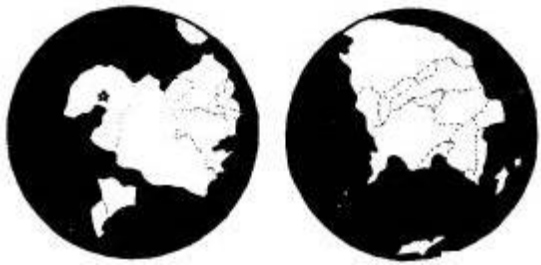
»Aber das ist in Südwest unten, in der Staubwüste.«

»Ich bin schon mal in der Staubwüste gewesen. Außerdem, wie du ja sagtest — eines Tages wird es bestimmt regnen…«

Sie nickte lächelnd und tippte auf seine Arbteil-Karte:

VON *Abbenay,* NW, *Zentr.-Inst.-Nat.-Wiss.,*
NACH *Ellbogen,* SW, *Arb.kol. Phosphatmühle I:*
NOTEINSATZ: 5-1-3-165 *unbestimmt.*

9. Kapitel
Urras



Shevek erwachte, als die Glocken auf dem Turm der Kapelle zur Morgenandacht riefen. Jeder Ton war wie ein Hammerschlag auf seinen Hinterkopf. So elend und zittrig fühlte er sich, daß er nicht einmal längere Zeit aufrecht sitzen konnte. Schließlich schleppte er sich ins Badezimmer und nahm eine lange, kalte Dusche, die seine Kopfschmerzen ein wenig besserte; aber sein ganzer Körper kam ihm noch immer fremd vor — irgendwie widerwärtig. Als er allmählich wieder denken konnte, erinnerte er sich an Bruchstücke, flüchtige Augenblicke des vorangegangenen Abends, sehr lebendige, sinnlose kleine Szenen der Party bei Vea. Er versuchte nicht daran zu denken, konnte aber an nichts anderes denken. Alles, alles wurde so widerwärtig. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und blieb dort, ins Leere starrend, reglos, voll tiefem Elend eine halbe Stunde lang sitzen.

Er war oft genug verlegen gewesen und war sich oft genug wie ein Narr vorgekommen. Als junger Mann hatte er unter dem Gefühl gelitten, daß die anderen ihn für sonderbar, für anders hielten; in späteren Jahren hatte er den Zorn und die Verachtung zahlreicher Mitbewohner von Anarres gespürt und herausgefordert. Aber ihr Urteil über ihn hatte er nie wirklich akzeptiert. Er hatte sich nie geschämt.

Er wußte nicht, daß diese lähmende Demütigung, genau wie die Kopfschmerzen, eine chemische Folgeerscheinung des Alkoholrausches war. Aber dieses Wissen hätte auch nichts geändert. Scham — das Gefühl der Widerwärtigkeit und der Selbstentfremdung — war etwas Neues für ihn. Er sah mit einer ganz neuen Klarheit, mit einer entsetzlichen Klarheit; und sah weit über jene unzusammenhängenden Erinnerungen an das Ende des Abends bei Vea hinaus. Es war nicht nur die arme Vea, die ihn verraten hatte. Es war nicht nur der Alkohol, den er versucht hatte zu erbrechen; es war all das Brot, das er auf Urras gegessen hatte.

Er stützte die Ellbogen auf den Schreibtisch, legte den Kopf in beide Hände und preßte sie an die Schläfen, den peinigenden Punkt der Kopfschmerzen; und betrachtete sein Leben im Licht der Scham.

Auf Anarres hatte er sich dafür entschieden, im Gegensatz zu den Erwartungen seiner Gesellschaft die Arbeit zu tun, zu der er persönlich berufen war. Das zu tun, bedeutete Rebellion: Das Ich zum Besten der Gesellschaft aufs Spiel zu setzen.

Hier auf Urras war dieser Akt der Rebellion ein Luxus, ein Sichgehenlassen. In A-Io Physiker zu sein, bedeutete nicht, der Gesellschaft, der Menschheit, der Wahrheit zu dienen, sondern dem Staat.

An seinem ersten Abend in diesem Zimmer hatte er sie herausfordernd und neugierig gefragt: »Was werden Sie mit mir anfangen?« Jetzt wußte er, was sie mit ihm angefangen hatten. Chifoilisk hatte es ihm mit einfachen Worten erklärt. Sie hatten ihn zu ihrem Besitz gemacht. Er hatte geglaubt, mit ihnen zu handeln — die sehr naive Vorstellung eines Anarchisten. Der einzelne kann nicht mit dem Staat handeln. Der Staat erkennt nur eine Münze an: die Macht. Und diese Münze prägt er selbst.

Er erkannte jetzt — in allen Einzelheiten, vom Anfang bis zu diesem Punkt —, daß es ein Fehler gewesen war, nach Urras zu kommen; sein erster großer Fehler, und außerdem einer, der wahrscheinlich bis zum Ende seines Lebens dauerte. Als er das jedoch erkannt hatte, als er sich all die Beweise dafür vor Augen geführt hatte, die er seit Monaten unterdrückte und leugnete — und er brauchte ziemlich lange dazu, dort, an seinem Schreibtisch sitzend —, bis zu jener lächerlichen, widerlichen letzten Szene mit Vea, und auch sie noch einmal durchlebt hatte, und dann spürte, daß sein Gesicht brannte, bis seine Ohren klangen: da hatte er ihn verarbeitet. Und spürte selbst in diesem nach-alkoholischen Tal der Tränen keine Schuld. Das alles war nun einmal geschehen, doch jetzt mußte er überlegen, was er jetzt tun sollte. Nachdem er sich selbst ins Gefängnis begeben hatte — wie konnte er nun als freier Mann handeln?

Auf keinen Fall würde er für die Politiker Physik machen. Das stand jetzt fest.

Doch wenn er nicht mehr weiterarbeitete, würden sie ihn nach Hause gehen lassen?

Bei diesem Gedanken atmete er ganz tief ein, hob den Kopf und blickte mit leeren Augen in die sonnenbeschienene, grüne Landschaft vor seinem Fenster hinaus. Es war das erstemal, daß er sich gestattete, die Möglichkeit einer Heimkehr ernsthaft ins Auge zu fassen. Und sie sprengte alle Schleusen und überschwemmte ihn mit machtvoller Sehnsucht. Pravic zu sprechen, mit Freunden zu sprechen, Takver, Pilun, Sadik wiederzusehen, den Staub von Anarres zu berühren…

Aber sie würden ihn nicht gehen lassen. Er hatte seine Überfahrt nicht bezahlt.

Und er selbst konnte sich auch nicht gehen lassen: Er konnte nicht aufgeben und davonlaufen.

Er saß im hellen Morgenlicht an seinem Schreibtisch und hämmerte mit beiden Fäusten auf die Tischkante, hart und scharf, zweimal, dreimal; seine Miene jedoch war ganz ruhig und nachdenklich.

»Wohin?« fragte er laut.

Es klopfte. Efor kam mit dem Frühstückstablett und den Morgenzeitungen. »Sind schon um sechs gekommen, wie üblich, aber Sie mußten Schlaf nachholen«, erklärte er, während er das Tablett mit bewundernswerter Geschicklichkeit arrangierte.

»Ich habe mich gestern abend betrunken«, sagte Shevek.

»Wunderbar, solange es dauert«, erwiderte Efor. »Ist das alles, Herr? Sehr wohl.« Und er verließ das Zimmer ebenso gewandt, wobei er sich vor Pae verbeugte, der hereinkam, als er hinausging.

»Wollte Sie nicht beim Frühstück stören! Komme gerade aus der Kapelle und dachte, ich schau mal schnell herein.«

»Nehmen Sie Platz. Mögen Sie eine Tasse Schokolade?« Shevek brachte es nicht fertig, zu essen, solange Pae nicht wenigstens so tat, als leiste er ihm dabei Gesellschaft. Pae nahm sich ein Honigbrötchen und zerkrümelte es auf einem Teller. Shevek fühlte sich noch immer ein wenig zittrig, hatte aber jetzt großen Hunger und machte sich voll Energie über das Frühstück her. Pae schien noch schwerer als sonst den Anfang zu einem Gespräch zu finden.

»Sie lesen immer noch diesen Mist?« fragte er schließlich ein wenig belustigt und deutete auf die zusammengefalteten Zeitungen, die Efor neben das Tablett gelegt hatte.

»Efor bringt sie mir.«

»Ach, wirklich.«

»Ich habe ihn darum gebeten.« Mit einem flüchtigen, aufmerksamen Blick musterte Shevek sein Gegenüber. »Sie erweitern meinen Horizont, mein Verständnis für dieses Land. Ich interessiere mich für Ihre unteren Klassen. Die meisten Anarresti stammen von diesen Unterklassen ab.«

»Ja, natürlich«, antwortete der Jüngere und nickte respektvoll. Er biß von seinem Honigbrötchen ab. »Ich glaube, ich hätte doch gern etwas Schokolade«, sagte er dann und läutete die Glocke, die auf dem Tablett stand. Efor erschien an der Tür. »Eine zweite Tasse«, befahl Pae, ohne sich umzudrehen. »Tja, Dr. Shevek, wir hätten Sie jetzt, da das Wetter so schön ist, gern noch ein wenig herumgeführt und Ihnen mehr von unserem schönen Land gezeigt. Vielleicht sogar eine Auslandsreise. Doch dieser verdammte Krieg hat all diesen Plänen

leider ein Ende gemacht.«

Shevek las die Schlagzeile der obersten Zeitung: IO UND THU TREFFEN BEI BENBILI-HAUPTSTADT AUFEINANDER.

»Diese Meldungen sind schon überholt«, erklärte Pae. »Über das Telefax ist vorhin gekommen, daß wir die Hauptstadt befreit haben. General Havevert wird wiedereingesetzt.«

»Dann ist also der Krieg vorbei?«

»Solange Thu die beiden Ostprovinzen besetzt hält, nicht.«

»Aha. Dann werden Ihre und Thus Armee in Benbili kämpfen. Aber nicht hier?«

»O nein! Es wäre eine Riesendummheit von ihnen, hier einzumarschieren, genauso wie umgekehrt. Diesen barbarischen Brauch, den Krieg ins Herz der eigenen Hochzivilisation zu tragen, haben wir längst abgelegt! Das Gleichgewicht der Kräfte wird nur noch von solchen Polizeiaktionen aufrechterhalten. Offiziell jedoch sind wir im Krieg. Daher treten auch leider all diese unbequemen, alten Einschränkungen in Kraft.« »Einschränkungen ?«

»Geheimhaltung der Forschungen im College der Physikalischen Wissenschaft, zum Beispiel. Ist im Grunde völlig sinnlos, nichts weiter als ein Regierungsstempel. Und manchmal eine Verzögerung bei der Veröffentlichung von Schriften, wenn die da oben sie für gefährlich halten, weil sie kein Wort davon verstehen!… Und auch das Reisen wird beschränkt, vor allem für Sie und die anderen Ausländer hier. Solange wir im Kriegszustand sind, dürfen Sie, glaube ich, den Campus nur mit Erlaubnis des Rektors verlassen. Aber machen Sie sich nichts draus. Ich kann Sie hier rausholen, wann immer Sie wollen, und zwar ohne all diesen Firlefanz.«

»Sie haben die Schlüssel«, sagte Shevek mit unschuldigem Lächeln.

»O ja, darin bin ich Spezialist. Ich liebe es, Vorschriften zu umgehen und die Behörden zu übertölpeln. Vielleicht bin ich ein geborener Anarchist, wie? Wo, zum Teufel, bleibt dieser dämliche Kerl, der mir eine Tasse Schokolade bringen soll?«

»Er muß sie ganz unten aus der Küche holen.«

»Dazu braucht man doch nicht den halben Tag! Nun ja, ich werde nicht länger warten. Möchte Sie nicht den ganzen Vormittag mit Beschlag belegen. Übrigens, haben Sie das neueste *Bulletin der Raumforschungsstiftung* gesehen? Darin sind Reumeres Pläne für den Ansible veröffentlicht.«

»Was ist ein Ansible?«

»Ein Gerät für Momentankommunikation, wie er es nennt. Er sagt, wenn die Temporalisten — das sind natürlich Sie — nur die Zeit-Trägheit-Gleichungen ausarbeiten, werden die Ingenieure — das ist er — in der Lage sein, dieses verdammte Ding innerhalb von Monaten

oder Wochen zu bauen, zu testen und somit zugleich die Gültigkeit der Theorie zu beweisen.«

»Die Ingenieure sind selbst Beweis der Existenz der kausalen Reversibilität. Wie Sie sehen, hat Reumere seine Wirkung praktisch schon fertig, bevor ich die Ursache geliefert habe.« Er lächelte wieder, diesmal weniger unschuldig. Als Pae die Tür hinter sich zugemacht hatte, sprang Shevek unvermittelt auf. »Du widerlicher, profitierischer Lügner!« sagte er, weiß vor Wut, auf Pravic, die Hände zu Fäusten geballt, um nicht den nächstbesten Gegenstand zu nehmen und ihn hinter Pae herzuschleudern.

Efor brachte ein Tablett mit Tasse und Untertasse. Mißtrauisch blieb er stehen, als er Shevek allein vorfand.

»Schon gut, Efor. Er wollte nicht... Er wollte die Tasse nicht. Sie können jetzt alles mitnehmen.«

»Sehr wohl, Herr.«

»Hören Sie, ich wünsche vorläufig keine Besucher. Können Sie sie mir vom Hals halten?«

»Ohne weiteres, Herr. Irgend jemand im besonderen?«

»Ja, ihn. — Ach was, alle. Sagen Sie einfach, daß ich arbeite.«

»Darüber wird er sich aber freuen, Herr.« Efors Runzeln glätteten sich sekundenlang durch ein boshaftes Lächeln. Dann, mit respektvoller Vertrautheit: »An mir kommt niemand vorbei, den Sie nicht empfangen wollen.« Und schließlich mit formeller Höflichkeit: »Vielen Dank, Herr, und guten Morgen.«

Das Essen und das Adrenalin hatten Sheveks Lähmung beseitigt. Auf und ab marschierte er im Zimmer, ruhelos und gereizt. Er wollte handeln. Fast ein Jahr hatte er mit Nichtstun zugebracht, hatte sich nur gängeln lassen. Es wurde Zeit, daß er etwas tat.

Nun gut, wozu war er denn hergekommen?

Um als Physiker zu arbeiten. Um mit Hilfe seiner Begabung die Rechte jedes Bürgers in der Gesellschaft zu sichern: das Recht auf Arbeit, auf Unterhalt während der Arbeit und auf die Möglichkeit, das Produkt dieser Arbeit mit allen zu teilen, die daran teilhaben wollten. Die Rechte eines Odoniers und eines Menschen.

Seine wohlmeinenden und besorgten Gesichter ließen ihn arbeiten und sicherten auch seinen Unterhalt während der Arbeit. Das Problem kam erst beim dritten Teil. Aber noch war er ja gar nicht so weit. Noch hatte er seine Aufgabe nicht bewältigt. Schließlich konnte er nicht teilen, was er nicht besaß.

Er kehrte an seinen Schreibtisch zurück, setzte sich und zog ein paar dicht bekritzelte Papierfetzen aus der am schwersten zugänglichen und überflüssigsten Tasche seiner eng sitzenden, modischen Hose. Mit den Fingern strich er die Fetzen glatt und starrte sie an. Ihm fiel auf, daß er allmählich wie Sabul wurde, mit winzig

kleiner Schrift und zahllosen Abkürzungen auf Zettel kritzelte. Jetzt wußte er, warum Sabul das tat: weil er besitzlerisch und geheimniskrämerisch war. Ein psychopathischer Charakterzug auf Anarres war auf Urras durchaus vernünftig.

Wieder saß Shevek reglos, den Kopf gesenkt, und studierte die beiden Zettel, auf denen er sich bestimmte wesentliche Punkte der Allgemeinen Temporaltheorie notiert hatte — soweit er sie bisher erarbeitet hatte.

Drei ganze Tage saß er so an seinem Schreibtisch und studierte die beiden Zettel.

Zuweilen stand er auf, ging im Zimmer umher, schrieb etwas auf, benutzte den Tischcomputer, bat Efor, ihm etwas zu essen zu bringen, oder legte sich hin und schlief. Dann kehrte er an seinen Schreibtisch zurück und arbeitete.

Am Abend des dritten Tages saß er zur Abwechslung auf der Marmorbank vor dem Kamin. Dort hatte er am ersten Abend gesessen, als er dieses Zimmer, diese komfortable Gefängniszelle betreten hatte, und dort saß er im allgemeinen, wenn er Besuch empfing. Jetzt hatte er zwar keinen Besuch, aber er dachte an Saio Pae.

Wie alle nach Macht Strebenden, war Pae verblüffend kurzsichtig. Sein Geist war irgendwie unbedeutend, verkümmert; ihm fehlte der Tiefgang, die Kraft, die Imagination. Er war ein primitives Instrument. Und dennoch war sein Potential real gewesen und war, obwohl deformiert, nicht verlorengegangen. Pae war ein überaus cleverer Physiker. Oder, genauer gesagt, er war im Hinblick auf die Physik sehr clever. Er hatte nie etwas eigenes geschaffen, sein Opportunismus jedoch, das Gespür dafür, wo sein Vorteil lag, führte ihn immer wieder auf das vielversprechendste Gebiet. Er hatte, genau wie Shevek, eine Nase dafür, *wo er ansetzen mußte,* und diesen Zug respektierte Shevek an ihm wie an sich selbst, denn er ist von einzigartiger Bedeutung für einen Wissenschaftler. Es war Pae, der Shevek das aus dem Terranischen übersetzte Buch gegeben hatte, das *Symposion über die Relativitätstheorie,* dessen Gedankengänge ihn in letzter Zeit immer mehr beschäftigten. War es möglich, daß er nur nach Urras gekommen war, um Saio Pae, seinen Feind, kennenzulernen? Daß er gekommen war, ihn aufzusuchen, weil er wußte, daß er von diesem Feind das bekommen konnte, was er von seinen Brüdern und Freunden nicht bekommen, was kein Anarresti ihm geben konnte: Kenntnis über das Unbekannte, das Fremde: *neues Wissen…*

Er vergaß Pae. Er dachte an das Buch. Er konnte sich selbst nicht genau erklären, was er daran so anregend fand. Die meisten physikalischen Dinge darin waren schließlich längst überholt; die Methoden waren schwerfällig, die fremde Einstellung zuweilen unangenehm. Die Terraner waren intellektuelle Imperialisten

gewesen, eifersüchtige Mauerbauer. Sogar Ainsetain, der Urheber dieser Theorie, hatte sich zu der Warnung veranlaßt gesehen, daß seine Theorien keinen Modus außer dem physikalischen beinhalteten und unter keinen Umständen als eine den metaphysischen, den philosophischen oder den ethischen Modus beinhaltende angesehen werden dürfte. Was natürlich nur oberflächlich zutreffend war; und dennoch hatte er die *Zahl* benutzt, die Brücke zwischen dem Rationalen und dem Empirischen, zwischen Psyche und Materie, ›Die Zahl, die Unanfechtbare‹ wie die alten Gründer der Physikalischen Wissenschaft sie genannt hatten. Die Mathematik in diesem Sinne anzuwenden, bedeutete, den Modus anzuwenden, der allen anderen Modi vorausging und zu allen anderen Modi führte. Ainsetain hatte das gewußt; mit liebenswerter Bescheidenheit und Zurückhaltung hatte er seinen Glauben daran eingestanden, daß seine Physik vielleicht tatsächlich die Realität beschrieb.

Fremdartigkeit und Vertrautheit: in jedem Gedankengang des Terraners entdeckte Shevek diese Kombination und war immer wieder fasziniert. Und voller Mitgefühl: denn auch Ainsetain hatte nach einer allgemeinen Feldtheorie gesucht. Er hatte die Schwerkraft als Funktion der Geometrie des raumzeitlichen Kontinuums erklärt und dann versucht, die Synthese auf die elektromagnetischen Kräfte auszudehnen. Das war ihm nicht gelungen. Noch zu seinen Lebzeiten und viele Dekaden nach seinem Tod hatten sich die Physiker seiner eigenen Welt von seinen Bemühungen und seinem Mißerfolg abgewandt, hatten die grandiosen Inkohärenzen der Quantentheorie mit ihren gewaltigen technologischen Ergebnissen verfolgt und sich zuletzt so ausschließlich auf den technologischen Modus konzentriert, daß sie in einer Sackgasse landeten, ein katastrophales Versagen der Imagination. Und doch war ihre ursprüngliche Intuition richtig gewesen: An dem Punkt, an dem sie gestanden hatten, hatte die Weiterentwicklung in jener Indetermination gelegen, die der alte Ainsetain von Terra nicht akzeptieren wollte. Und dieses Nicht-Akzeptieren war ebenfalls korrekt gewesen — auf lange Sicht. Nur hatte er nicht die Mittel gehabt, um das zu beweisen: die Saeba-Variablen und die Theorien der infiniten Geschwindigkeit und der komplexen Ursache. Sein allgemeines Feld existierte, in der Physik der Getier, aber es existierte unter Bedingungen, die zu akzeptieren er möglicherweise nicht bereit gewesen wäre; denn für seine großen Theorien war die Lichtgeschwindigkeit ein wesentlicher Begrenzungsfaktor gewesen. Seine beiden Relativitätstheorien waren sogar nach so vielen Jahrhunderten noch ebenso schön, ebenso gültig und ebenso anwendbar wie eh und je, und doch basierten beide auf einer Hypothese, deren Gültigkeit nicht bewiesen werden konnte, ja deren Gültigkeit unter gewissen Umständen widerlegt werden konnte

und widerlegt worden war.

Aber war denn eine Theorie, deren Elemente *alle* beweisbar waren, nicht schlicht und einfach nur eine Tautologie? Die einzige Chance, aus dem Kreis auszubrechen und vorwärtszukommen, lag im Bereich des Unbeweisbaren, ja sogar des Widerlegbaren.

Falls das so war, spielte dann die Unbeweisbarkeit der Hypothese der realen Koexistenz — das Problem, mit dem sich Shevek in den letzten drei Jahren, das heißt, sogar in den letzten zehn Jahren verzweifelt herumgeschlagen hatte — wirklich eine Rolle?

Er hatte nach der Gewißheit gesucht, als sei sie etwas, das man besitzen könne. Er hatte eine Sicherheit verlangt, eine Garantie, die nicht gegeben wird: und die, falls doch gegeben, zu einem Gefängnis werden würde. Doch wenn er die Gültigkeit der realen Koexistenz ganz einfach annahm, Standes ihm frei, die schöne Geometrie der Relativität anzuwenden; und dann konnte er endlich weitergehen. Der nächste Schritt war klar und eindeutig. Die Koexistenz der Sukzession konnte mit einer Saebaischen Transformationsreihe bearbeitet werden; auf diese Weise boten Sukzessivität und Präsenz keine Antithese mehr. Die grundlegende Einheit des Sequenz- und des Simultaneität-Standpunkts wurde deutlich; das Intervallkonzept half, die statischen und die dynamischen Aspekte des Universums miteinander zu verbinden. Wie war es möglich, daß er zehn Jahre lang der Realität ins Gesicht gesehen und sie dennoch nicht erkannt hatte? Jetzt war es überhaupt nicht mehr schwer, weiterzugehen. Und er war ja überhaupt schon weitergegangen. Er war angekommen. In diesem ersten, scheinbar flüchtigen Augenblick auf die Methode, der ihm gewährt wurde, weil er einen Mißerfolg in fernster Vergangenheit begriffen hatte, sah er alles, was von nun an kommen würde. Die Mauer war niedergerissen. Die Vision war klar und umfassend. Was er sah, war einfach; einfacher als alles andere. Es war die Einfachheit, und sie umschloß jede Komplexität, jedes Versprechen. Es war eine Offenbarung. Es war der klar erkannte Weg, der Weg nach Hause, das Licht.

Sein Geist war wie ein Kind, das hinausläuft in die Sonne. Es gab kein Ende, kein Ende…

Und dennoch zitterte er trotz seiner absoluten Ruhe und Freude vor Furcht; seine Hände bebten, seine Augen füllten sich mit Tränen, als hätte er zu lange in die Sonne gesehen. Schließlich ist das Fleisch nicht transparent. Und das Bewußtsein, daß man die Erfüllung seines Lebens gefunden hat, ist seltsam, berührt seltsam.

Dennoch sah er weiter in die Sonne, mit dieser kindlichen Freude, ging er weiter, bis er plötzlich nicht mehr weiter gehen konnte; er kam zurück und sah, als er sich unter Tränen umschaute, daß das Zimmer dunkel war, daß in den hohen Fenstern die Sterne standen. —

Der Augenblick war vorüber; er sah, wie er dahinging. Er versuchte ihn nicht zu halten. Er wußte, daß er ein Teil von ihm war, nicht umgekehrt. Er befand sich in seiner Obhut.

Nach einer Weile stand er unsicher auf und machte die Lampe an. Eine Weile wanderte er im Zimmer umher, berührte Gegenstände, den Einband eines Buchs, einen Lampenschirm, war froh, wieder bei diesen vertrauten Dingen, wieder in seiner eigenen Welt zu sein — denn in diesem Augenblick bedeutete der Unterschied zwischen diesem Planeten und jenem anderen, zwischen Urras und Anarres, nicht mehr als der Unterschied zwischen zwei Sandkörnern am Meeresstrand. Es gab keinen Abgrund mehr, keine Mauern. Es gab kein Exil mehr. Er hatte die Grundfesten des Universums gesehen, und die waren massiv.

Langsam und ein wenig schwankend ging er ins Schlafzimmer und warf sich angekleidet auf sein Bett. Er lag dort, die Arme unter dem Kopf, entwickelte und plante das eine oder andere Detail der Arbeit, die noch getan werden mußte, ganz erfüllt von einer feierlichen und köstlichen Dankbarkeit, die allmählich in ruhiges Wachträumen und dann in Schlaf überging.

Er schlief zehn Stunden lang. Beim Aufwachen schon dachte er an die Gleichungen, die das Intervallkonzept ausdrückten. Er ging zum Schreibtisch und begann sie auszuarbeiten. Er hatte an diesem Nachmittag eine Vorlesung, die er pünktlich hielt; das Abendessen nahm er im Speisesaal der Professoren ein und unterhielt sich mit seinen Kollegen dort über das Wetter, den Krieg und andere Themen. Falls sie ihn verändert fanden, so merkte er es nicht, denn er war sich ihrer Gegenwart gar nicht richtig bewußt. Dann kehrte er in seine Wohnung zurück und arbeitete.

Die Urrasti teilten den Tag in zwanzig Stunden ein. Acht Tage lang verbrachte er je zwölf bis sechzehn Stunden an seinem Schreibtisch oder im Zimmer auf und ab wandernd, die hellen Augen immer wieder auf die Fenster gerichtet, vor denen draußen die warme Frühlings sonne schien, oder die Sterne und der gelbe, abnehmende Mond.

Efor, der mit dem Frühstückstablett hereinkam, fand ihn halb angezogen auf dem Bett, wie er, mit geschlossenen Augen, in einer fremden Sprache redete. Er schüttelte ihn. Shevek erwachte mit einem krampfhaften Ruck, stand auf und wankte ins Nebenzimmer, an den Schreibtisch, der völlig leer war; er starrte den Computer an, der gelöscht worden war, und blieb dann stehen wie ein Mann, der einen Schlag auf den Kopf bekommen hat und es noch nicht weiß. Efor konnte ihn überreden, sich wieder hinzulegen, und erklärte: »Fieber, Herr. Arzt rufen?«

»Nein!«

»Wirklich nicht, Herr?«

»Nein! Lassen Sie niemanden herein. Sagen Sie allen, daß ich krank bin, Efor.«

»Dann holen die aber bestimmt einen Arzt. Könnte sagen, daß Sie noch immer arbeiten, Herr. Das wird ihnen gefallen.«

»Schließen Sie ab, wenn Sie hinausgehen«, befahl Shevek. Sein nicht-transparenter Körper hatte ihn im Stich gelassen; die Erschöpfung hatte ihn geschwächt, daher war er ängstlich und neigte zu Panik. Er fürchtete sich vor Pae, vor Oiie, vor einer Durchsuchung durch die Polizei. Alles, was er über die Urrasti-Polizei, die Geheimpolizei gehört, gelesen und halb verstanden hatte, tauchte nun lebhaft und einschüchternd in seiner Erinnerung auf, wie bei einem Menschen, der sich selbst eine Krankheit eingesteht und sich dann überdeutlich an jedes Wort erinnert, das er jemals über Krebs gelesen hat. In fiebriger Verzweiflung starrte er zu Efor empor.

»Sie können sich auf mich verlassen«, sagte der Diener leise, ruhig und schnell. Er brachte Shevek ein Glas Wasser und ging hinaus. Dann wurde von draußen der Schlüssel umgedreht.

Während der nächsten zwei Tage umsorgte er Shevek mit einem Takt, der mit seiner Schulung als Diener wenig zu tun hatte.

»Sie hätten Arzt werden sollen, Efor«, meinte Shevek, als seine Schwäche allmählich nur noch eine physische, aber nicht unangenehme Trägheit war.

»Wie meine Alte sagt. Wenn die mal Malaisen hat, will sie auch immer nur von mir gepflegt werden. ›Du hast die Hand dafür‹, behauptet sie immer. Kann wohl sein.«

»Haben Sie sich je mit Krankenpflege befaßt?«

»Nein, Herr. Mit Krankenhäusern will ich nichts zu tun haben. Schlimm genug, wenn ich mal in einem von diesen Pestlöchern krepieren müßte.«

»Den Krankenhäusern? Was ist denn damit?«

»Gar nichts, Herr — jedenfalls nicht mit denen, in die man Sie bringen würde, wenn's Ihnen wirklich schlecht ginge«, antwortete Efor freundlich.

»Ja, welche meinen Sie dann aber?«

»Unsere. Dreckig. Wie das Arschloch von 'nem Müllmann.« Efor sagte es ohne Haß, sehr anschaulich. »Alt. Kind ist in so einem gestorben. Löcher im Fußboden, große Löcher, daß die Balken zu sehen sind. Ich frage: ›Wie kommt das ?‹ Denn da kommen die Ratten rauf, durch diese Löcher, bis in die Betten. Und die sagen: ›Altes Haus, seit sechshundert Jahren Krankenhaus.‹ Haus der Himmlischen Harmonie für die Armen, heißt es. Und was ist es? Ein Arschloch.«

»War das Ihr Kind, das da gestorben ist?« »Ja, Herr. Meine Tochter Laia.« »Woran ist sie gestorben?«

»Herzklappe. Behaupten die. Ist nicht alt geworden. Zwei Jahre alt, als sie starb.«

»Haben Sie noch andere Kinder?«

»Keine, die leben. Drei hatten wir. Schwer für die Alte. Aber jetzt sagt sie: ›Na ja, brauchen wir uns keine Sorgen über die zu machen, ist wohl auch besser.‹ Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Herr?« Das plötzliche Umschalten auf die Syntax der gehobenen Klasse ließ Shevek zusammenzucken; ungeduldig sagte er: »Ja! Reden Sie weiter!«

Und da er spontan gesprochen hatte, oder weil es ihm nicht gut ging und er ein wenig aufgeheitert werden mußte, erfüllte ihm Efor diesen Wunsch. »Früher hab ich mal gedacht, daß ich Sanitäter werden könnte«, fuhr er fort, »aber dann sind sie mir zuvorgekommen. Wehrdienst. ›Ordonnanz‹, haben sie gesagt. ›Du wirst Ordonnanz, basta.‹ Und das bin ich geworden. Gute Ausbildung, Ordonnanz. Vom Militär bin ich dann gleich bei einem Herrn in Dienst gegangen.«

»Sie hätten sich doch beim Militär als Sanitäter ausbilden lassen können, oder?« — So ging die Unterhaltung weiter. Shevek konnte ihr nur schwer folgen, der Sprache und des Inhalts wegen. Er hörte von Dingen, mit denen er überhaupt keine Erfahrung hatte. Er hatte weder jemals eine Ratte noch eine Kaserne, ein Irrenhaus, ein Armenhaus, eine Pfandleihe, einen Dieb, eine Hinrichtung, eine Mietskaserne, einen Mieteintreiber oder einen Menschen gesehen, der arbeiten wollte und keine Arbeit fand. Und noch nie ein totes Baby in einem Graben. All diese Dinge kamen in Efors Reminiszenzen als Alltäglichkeiten oder alltägliche Schrecken vor. Um sie zu verstehen, mußte Shevek seine ganze Vorstellungskraft aufbieten und sich jedes bißchen Wissen über Urras ins Gedächtnis rufen. Und dennoch waren sie ihm auf eine Art und Weise vertraut, wie nichts von dem, was er bisher hier gesehen hatte, und er verstand.

Dies war das Urras, von dem er auf Anarres in der Schule gehört hatte. Dies war die Welt, aus der seine Vorfahren geflohen waren, um lieber Hunger, die Wüste und ewiges Exil zu wählen. Dies war die Welt, die Odos Geist geformt und sie achtmal dafür eingesperrt hatte, daß sie ihre Meinung aussprach. Dies waren die Leiden der Menschheit, in denen die ideale seiner Gesellschaft wurzelten: der Boden, auf dem sie gewachsen waren.

Es war nicht ›das wirkliche Urras‹. Die Würde und Schönheit des Zimmers, in dem er und Efor saßen, war ebenso real wie das Elend, in dem Efor geboren war.

In seinen Augen war es die Aufgabe des denkenden Menschen, nicht etwa die eine Realität auf Kosten der anderen zu leugnen, sondern beide einzubeziehen, die Verbindung herzustellen. Das war keine leichte Aufgabe.

»Sie sehen wieder sehr müde aus, Herr«, sagte Efor. »Sie sollten

jetzt ruhen.«

»Nein. Ich bin nicht müde.«

Efor betrachtete ihn einen Moment lang. Wenn Efor in seiner Eigenschaft als Diener auftrat, war sein zerfurchtes, sauber rasiertes Gesicht völlig ausdruckslos; während der letzten Stunde jedoch hatte Shevek gesehen, wie sein Ausdruck von Härte über Humor und Ironie bis zu Zynik und Schmerz wechselte. In diesem Augenblick verriet seine Miene Mitgefühl.

»Ganz anders da, wo Sie herkommen«, sagte Efor.

»Ganz anders.«

»Keiner ohne Arbeit.«

Sein Ton enthielt eine leichte Andeutung von Ironie oder Frage. »Ja.«

»Und keiner hungrig?«

»Keiner muß hungern, solange die anderen essen.«

»Aha.«

»Aber wir haben Hunger gelitten. Wir sind fast verhungert. Vor acht Jahren gab es nämlich eine Hungersnot. Ich weiß von einer Frau, die damals ihr Baby umbrachte, weil sie keine Milch mehr hatte und es nichts anderes gab, das sie ihm zu essen geben konnte. Es ist nicht alles… Milch und Honig auf Anarres, Efor.«

»Daran zweifle ich nicht, Herr«, antwortete Efor mit einem dieser merkwürdigen Rückfälle in die höfliche Diktion; dann sagte er mit einer Grimasse, die Lippen über die Zähne hochgezogen: »Aber dort gibt es wenigstens keinen von denen!«

»Von denen?«

»Sie wissen doch, Herr Shevek. Was Sie mal gesagt haben. Die Besitzler.«

Am nächsten Abend machte Atro Shevek einen Besuch. Pae mußte auf der Lauer gelegen haben, denn wenige Minuten, nachdem Efor den alten Mann eingelassen hatte, kam auch er und erkundigte sich mit bezaubernder Sorge nach Sheveks Gesundheit. »Sie haben in diesen letzten Wochen viel zuviel gearbeitet, Shevek«, erklärte er. »Sie dürfen sich nicht so überanstrengen.« Er setzte sich nicht, sondern verabschiedete sich gleich darauf wieder, ein Muster an Zuvorkommenheit. Atro sprach über den Krieg in Benbili, der sich, wie er es ausdrückte, zu einem Unternehmen großen Stils‹ auswuchs.

»Sind die Menschen in diesem Land denn mit diesem Krieg einverstanden?« fragte Shevek, um einem Diskurs über Strategie zuvorzukommen. Er hatte sich darüber gewundert, daß die Vogelfutterpresse so gar keine moralische Stellungnahme über das Thema brachte. Sie schimpfte und haderte nicht mehr, sondern wiederholte oft wortgetreu den Text der von der Regierung herausgegebenen TelefaxBulletins.

»Einverstanden? Ja, glauben Sie denn, wir würden zulassen, daß die Thuvier über uns herfallen? Unser Status als Weltmacht steht auf dem Spiel!«

»Aber ich meinte die Menschen, nicht die Regierung. Die… die Menschen, die wirklich kämpfen müssen.«

»Ach Gott, was bedeutet denen das schon! Die sind an Massenaushebungen gewöhnt. Dafür sind sie doch da, mein Lieber! Um für ihr Heimatland zu kämpfen. Und ich sage Ihnen, es gibt keinen besseren Soldaten auf Erden als den gemeinen Ioti-Soldaten, der zum Gehorsam erzogen ist. In Friedenszeiten mögen sie sentimentalen Pazifismus vorziehen, aber der Mumm ist da, direkt unter der Oberfläche. Der gemeine Soldat ist immer die größte Ressource unserer Nation gewesen. So haben wir unsere Führungsstellung errungen.«

»Über Leichenhaufen von toten Kindern?« fragte Shevek, aber aus Zorn oder vielleicht einem uneingestandenen Widerwillen dagegen, den Alten zu kränken, so leise, daß Atro ihn nicht hörte.

»Nein«, fuhr Atro fort, »in diesen Menschen werden Sie einen stahlharten Kern entdecken, wenn ihre Heimat vom Feind bedroht ist. Gewiß, in Nio und den Industriestädten gibt es immer ein paar Unruhestifter, die zwischen den Kriegen Lärm schlagen, aber es ist großartig, wenn man sieht, wie diese Leute eine geschlossene Phalanx bilden, sobald die Fahne in Gefahr ist. Ja, ich weiß, Sie wollen das nicht so recht glauben. Das Schlimme an Ihrem Odonismus, mein Lieber, ist, daß er zu weibisch ist. Er bezieht nicht die virile Seite des Lebens ein. ›Blut und Stahl, der Glanz der Schlacht‹, wie der alte Dichter sagt. Ihr versteht nicht, was Mut bedeutet, die Liebe zur Fahne!«

Shevek schwieg eine Minute lang. Dann sagte er freundlich: »Das mag teilweise zutreffen. Auf jeden Fall haben wir keine Fahne.«

Als Atro fort war, kam Efor, um das Tablett mit dem Abendessen zu holen. Shevek hielt ihn zurück. Er trat ganz dicht vor ihn hin, sagte: »Entschuldigen Sie, Efor«, und legte einen Zettel auf das Tablett, auf den er geschrieben hatte: »Gibt es in diesem Zimmer ein Mikrophon?«

Der Diener neigte den Kopf und las, langsam; dann hob er den Kopf wieder und sah Shevek sehr lange an. Dann wanderte sein Blick sekundenlang zum Rauchabzug des Kamins hinüber.

»Schlafzimmer?« fragte Shevek auf dieselbe Art.

Efor schüttelte den Kopf, setzte das Tablett ab und folgte Shevek ins Schlafzimmer. Mit den lautlosen Bewegungen eines geschulten Dieners zog er die Tür hinter sich ins Schloß.

»Hab ich gleich am ersten Tag beim Staubwischen entdeckt«, erklärte er mit einem Grinsen, das die Furchen in seinem Gesicht zu

harten Falten vertiefte.

»Hier drinnen nicht?«

Efor zuckte die Achseln. »Ich hab jedenfalls keins gefunden. Wir können da drin Wasser laufen lassen, Herr. Wie in diesen Spionagegeschichten.«

Sie gingen hinüber, in den prachtvollen, mit Gold und Elfenbein eingerichteten Tempel des Nachtstuhls. Efor drehte die Hähne auf und musterte anschließend die Wände. »Nein«, sagte er, »ich glaube nicht. Und Spionaugen würden mir auffallen. Hab ich gelernt, als ich bei einem Mann in Nio gearbeitet habe. Wenn man sie kennt, sieht man sie auch.«

Shevek zog einen anderen Zettel aus der Tasche und zeigte ihn Efor. »Haben Sie eine Ahnung, woher das hier kommt?«

Es war der Zettel, den er in seinem Mantel gefunden hatte. »Schließe dich uns, deinen Brüdern, an.«

Nach einer Pause — er las sehr langsam und bewegte dabei die Lippen — antwortete Efor: »Keine Ahnung, woher das kommt.«

Shevek war zutiefst enttäuscht. Ihm war nämlich der Gedanke gekommen, daß Efor selbst die beste Gelegenheit hatte, ihm einen Zettel zuzustecken.

»Weiß aber, von wem es kommt. Ungefähr.«

»Von wem denn? Wie komme ich dahin?«

Abermals eine Pause. »Das ist gefährlich, Herr Shevek.« Er wandte sich ab und drehte die Wasserhähne stärker auf.

»Ich will Sie nicht mit hineinverwickeln. Wenn Sie mir nur sagen könnten… wohin ich mich wenden muß. Wonach ich fragen muß. Und wenn's nur ein Name ist.«

Eine noch längere Pause. Efors Gesicht wirkte verkniffen und hart. »Ich weiß nicht…«, begann er und hielt wieder inne. Dann sagte er plötzlich sehr, sehr leise: »Hören Sie, Mr. Shevek, die Leute brauchen Sie, wir brauchen Sie, aber Sie wissen ja nicht, wie es ist! Wo wollen Sie sich verstecken? Ein Mann wie Sie? So, wie Sie aussehen? Dies hier ist eine Falle, aber hier ist alles eine Falle. Sie können weglaufen, aber Sie können sich nicht verstecken. Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll. Ich kann Ihnen Namen geben, sicher. Fragen Sie irgendeinen Nioti, der wird Ihnen sagen, wohin Sie sich wenden müssen. Wir haben die Nase voll, gestrichen voll. Wir brauchen Luft, um atmen zu können. Aber wenn man Sie nun erwischt, erschießt, wie ist mir dann wohl zumute? Ich arbeite seit acht Monaten für Sie, ich mag Sie. Bewundere Sie. Die anderen drängen mich die ganze Zeit. Ich sage: ›Nein, laßt ihn in Ruhe. Er ist ein guter Mensch, er hat nicht teil an unseren Sorgen. Laßt ihn dorthin zurückkehren, woher er gekommen ist, dorthin, wo die Menschen frei sind. Laßt doch wenigstens *einen* aus diesem gottverdammten

Gefängnis entkommen, in dem wir leben!«

»Ich kann nicht zurück. Noch nicht. Ich möchte diese Leute kennenlernen.«

Efor schwieg. Vielleicht war es die lebenslange Gewohnheit des Dienens, des Gehorchens, die ihn schließlich veranlaßte, zu nicken und leise zu flüstern: »Tuio Maedda, zudem müssen Sie. Joking Lane, in der Altstadt. Lebensmittelgeschäft.«

»Pae sagt, daß ich den Campus nicht verlassen darf. Sie könnten mich aufhalten, wenn sie sehen, daß ich den Zug besteige.«

»Taxi«, schlug Efor vor. »Ich werde Ihnen eins rufen, Sie gehen die Treppe runter. Ich kenne Kae Oimon, vom Taxistand. Der ist vernünftig. Aber ich weiß nicht recht…«

»Gut. Jetzt sofort. Pae war eben hier, er hat mich gesehen, er nimmt an, daß ich zu Hause bleibe, weil ich krank bin. Wieviel Uhr ist es?«

»Halb acht.«

»Wenn ich jetzt gehe, habe ich die ganze Nacht Zeit, mein Ziel zu suchen. Rufen Sie mir das Taxi, Efor.«

»Ich werde Ihnen ein paar Sachen einpacken, Herr…«

»Was für Sachen?«

»Sie brauchen Kleider…«

»Ich trage Kleider! Machen Sie schon!«

»Aber Sie können doch nicht ohne alles gehen!« protestierte Efor: diese Tatsache schien ihn mehr zu beunruhigen als alles andere. »Haben Sie Geld?«

»Ach ja! Das muß ich mitnehmen.«

Shevek war nicht mehr zu halten; Efor kratzte sich mit grimmiger Miene den Kopf, ging aber zum Telefon im Korridor, um das Taxi herbeizurufen. Als er zurückkam, wartete Shevek bereits im Mantel an der Korridortür. »Gehen Sie nach unten«, erklärte Efor widerwillig. »Kae ist in fünf Minuten an der Hintertür. Sagen Sie ihm, er soll die Grove Road nehmen, da gibt es keinen Kontrollpunkt wie am Haupttor. Fahren Sie bloß nicht durchs Haupttor, dort werden Sie mit Sicherheit angehalten.«

»Werden Sie dafür bestraft werden, Efor?«

Sie flüsterten beide.

»Ich weiß ja gar nicht, daß Sie fort sind. Morgen früh sage ich, daß Sie noch nicht auf sind. Daß Sie noch schlafen. Das wird sie noch eine Weile hinhalten.«

Shevek packte ihn bei den Schultern, umarmte ihn, schüttelte ihm die Hand. »Danke, Efor!«

»Viel Glück«, antwortete der Mann verwirrt. Aber Shevek war schon verschwunden.

An jenem teuren Tag mit Vea hatte Shevek den größten Teil

seines Bargelds ausgegeben, und die Taxifahrt nach Nio hinein kostete wiederum zehn Einheiten. An einer größeren U-Bahnstation stieg er aus und arbeitete sich mit Hilfe seines Stadtplans per U-Bahn bis in die Altstadt vor, einem Stadtteil, den er noch nie gesehen hatte. Die Joking Lane stand nicht auf dem Plan, deswegen stieg er an der Haupthaltestelle für die Altstadt aus. Als er von dem geräumigen Marmorbahnhof aus die Treppe zur Straße hinaufstieg, blieb er völlig überrascht stehen. Dies hier sah gar nicht aus wie Nio Esseia!

Ein feiner, dunstiger Regen fiel, und es war dunkel; Straßenbeleuchtung gab es nicht. Die Laternenpfähle standen zwar noch, aber die Lampen waren entweder nicht eingeschaltet oder zerbrochen. Gelbe Lichtstreifen da und dort an den Seiten der Fensterläden. Weiter unten an der Straße helles Licht aus einer offenen Tür, vor der eine Gruppe Männer herumstand, die sich lautstark unterhielten. Das Pflaster, schlüpfrig vor Nässe und Dreck, war mit Papierfetzen und Abfall übersät. Die Ladenfronten, soweit er sie ausmachen konnte, waren niedrig und völlig mit schweren Läden aus Holz oder Metall verrammelt, bis auf einen, der ausgebrannt war, ein gähnendes, schwarzes Loch mit Glassplittern im Rahmen der zerplatzten Fenster. Menschen huschten vorbei, stumme Schatten.

Eine alte Frau kam hinter ihm die Treppe herauf, und er drehte sich um, weil er sie nach dem Weg fragen wollte. Im Licht der gelben Kugel, die den Eingang zur U-Bahn kennzeichnete, konnte er ihr Gesicht deutlich erkennen: bleich, voll Falten, mit dem toten, feindseligen und leeren Blick der Erschöpfung. An ihren Wangen schaukelten riesige Glasohrringe. Mühsam, gebeugt vor Müdigkeit oder Arthritis oder einer Rückgratverkrümmung quälte sie sich die Stufen herauf. Aber sie war gar nicht so alt, wie er gedacht hatte; sie konnte nicht einmal dreißig sein.

»Können Sie mir sagen, wo die Joking Lane ist?« fragte er sie ungeschickt stammelnd. Sie warf ihm einen gleichgültigen Blick zu, beschleunigte ihren Schritt, als sie oben angelangt war, und verschwand ohne ein Wort der Erwiderung.

Aufs Geratewohl ging er die Straße entlang. Die Erregung seines plötzlichen Entschlusses und der Flucht aus Ieu Eun hatte sich in Besorgnis, in das Gefühl verwandelt, ein Getriebener, Gejagter zu sein. Um die Männer an der Tür machte er einen Bogen, da ihn sein Instinkt warnte, daß man als einzelner Fremder die Nähe einer derartigen Gruppe tunlichst meidet. Als er vor sich einen einzelnen Mann gehen sah, beeilte er sich, holte ihn ein und stellte ihm seine Frage. Der Mann antwortete: »Keine Ahnung«, und wandte sich ab.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als weiterzugehen. Er kam an eine besser beleuchtete Querstraße, die sich im feinen Nieselregen nach beiden Seiten hin in einem matten, wüsten Durcheinander von

Leuchtzeichen und -reklamen verlor. Es gab zahlreiche Weinläden und Pfandleihen, einige von ihnen noch geöffnet. Auf der Straße waren viele Menschen, eilten an ihm vorbei, betraten die Weinläden oder kamen heraus. Dort lag ein Mann, lag in der Gosse, die Jacke über den Kopf gerutscht, lag dort im Regen, schlafend, krank, tot — Shevek starrte ihn voller Entsetzen an, ihn und die anderen, die vorbeigingen, ohne hinzusehen.

Während er wie gelähmt dastand, blieb jemand bei ihm stehen und sah zu ihm auf, ein kleiner, unrasierter, schiefhalsiger Bursche von fünfzig oder sechzig Jahren, mit rotgeränderten Augen und einem zum Lachen weit aufgerissenen zahnlosen Mund. Er stand da und lachte einfältig über den großen, erschrockenen Mann, deutete mit zitternder Hand auf ihn. »Woher hast du bloß die vielen Haare, ha, ha, die vielen Haare, woher hast du die vielen Haare?« mummelte er.

»Können… können Sie mir sagen, wie ich zur Joking Lane komme?«

»Ja, ja doch, Joking Lane, aber ich bin pleite. Hast du 'n kleinen Blauen für 'nen warmen Drink in der kalten Nacht? Hast doch sicher 'nen blauen Lappen!«

Er kam näher. Shevek wich zurück; er sah zwar die offene Hand, verstand aber nicht.

»Komm, nur einen kleinen, blauen Lappen«, mummelte der Mann, nicht drohend, nicht bettelnd, ganz mechanisch, den Mund immer noch offen in diesem sinnlosen Grinsen, die Hand ausgestreckt.

Jetzt begriff Shevek. Er wühlte in seiner Tasche, fand sein letztes Geld, drückte es dem Bettler in die Hand und stürzte dann, eiskalt vor Angst, die nicht seiner eigenen Person galt, an dem Mann vorbei, der, immer noch murmelnd, nach seinem Mantel zu greifen versuchte, in die nächste offene Tür. Ein Schild über der Tür besagte ›Leihhaus. Höchstpreise für Gebrauchtwaren‹. Drinnen, zwischen Stangen voll abgetragener Mäntel, Regalen voller Schuhe, Schals, verbeulter Instrumente, zerbrochener Lampen, einzelner Geschirrteile, Kanister, Löffel, Perlen, Scherben und Bruchstücke, jedes Stück mit einem Preis ausgezeichnet, blieb er stehen, um sich zu fassen.

»Suchen Sie was?«

Wieder stellte er seine Frage.

Der Ladenbesitzer, ein dunkler Mann, ebenso groß wie Shevek, aber gebeugt und sehr, sehr mager, musterte ihn. »Was wollen Sie da?«

»Ich suche jemanden, der da wohnt.«

»Woher kommen Sie?«

»Ich muß in die Joking Lane. Ist es noch weit?«

»Woher kommen Sie?«

»Von Anarres, vom Mond«, antwortete Shevek ungeduldig. »Ich

muß in die Joking Lane, jetzt sofort, noch heute nacht!«

»Sind Sie der? Dieser Wissenschaftler? Verdammt noch mal, was wollen Sie hier?«

»Vor der Polizei fliehen! Wollen Sie denen melden, daß ich hier bin, oder werden Sie mir helfen?«

»Verdammt!« sagte der Mann. »Verdammt! Hören Sie…« Er zögerte, wollte etwas sagen, wollte etwas anderes sagen, sagte: »Gehen Sie weiter«, und sagte dann im selben Atemzug, anscheinend jedoch, nachdem er es sich anders überlegt hatte: »Na schön. Ich mache zu. Bringe Sie hin. Warten Sie. Verdammt!«

Er hantierte im Hintergrund des Ladens herum, schaltete das Licht aus, ging mit Shevek nach draußen, zog die Metalläden herunter und verschloß sie, hängte ein Vorhängeschloß an die Tür und verschloß es, schlug dann ein energisches Marschtempo an und sagte zu Shevek: »Kommen Sie mit!«

Sie gingen zwanzig bis dreißig Häuserblocks weit, immer tiefer in diesen Irrgarten aus krummen Straßen und Gassen im Herzen der Altstadt hinein. Weich fiel der Nieselregen in der unregelmäßig erhellten Dunkelheit, unterstrich den Geruch des Verfalls, den Geruch nach nassem Stein, nassem Metall. Sie bogen in eine unbeleuchtete, ungekennzeichnete Gasse zwischen hohen, alten Mietskasernen ein, deren Erdgeschosse zumeist von Geschäften eingenommen wurden. Sheveks Führer blieb stehen und klopfte an ein verrammeltes Fenster: ›V. Maedda, Lebensrnittel stand darauf. Nach einer beträchtlichen Weile wurde die Tür geöffnet. Der Pfandleiher verhandelte mit einer Person, die sich nicht sehen ließ, dann winkte er Shevek, und sie traten ein. Ein junges Mädchen hatte sie eingelassen. »Tuio ist hinten, kommt«, sagte sie, im schwachen Licht aus dem hinteren Flur neugierig Sheveks Gesicht musternd. »Sind Sie es?« Ihre Stimme war leise und eindringlich; sie lächelte sonderbar. »Sind Sie es wirklich?«

Tuio Maedda war ein dunkler Mann um die vierzig, mit einem verhärmten, intelligenten Gesicht. Als sie eintraten, klappte er ein Buch zu, in dem er geschrieben hatte, und sprang auf. Er begrüßte den Pfandleiher mit Namen, ohne die Augen von Shevek zu lassen.

»Er kam zu mir in den Laden und fragte nach dem Weg hierher, Tuio. Er sagt, er ist der, du weißt schon, der von Anarres.«

»Der sind Sie, nicht wahr?« sagte Maedda langsam. »Shevek. Was machen Sie hier?« Besorgt, mit funkelnden Augen, starrte er Shevek an.

»Ich suche Hilfe.«

»Wer hat Sie zu mir geschickt?«

»Der erste Mann, den ich gefragt habe. Ich weiß nicht, wer Sie sind. Ich fragte ihn, wohin ich mich wenden könnte, und er sagte, ich sollte zu Ihnen gehen.«

»Weiß sonst noch jemand, daß Sie hier sind?«

»Niemand weiß, daß ich fort bin. Morgen erst werden sie es merken.«

»Geh zu Remeivi«, wandte Maedda sich an das Mädchen. »Setzen Sie sich, Mr. Shevek. Und erzählen Sie mir, was los ist.«

Shevek setzte sich auf einen Holzstuhl, öffnete aber nicht mal seinen Mantel. Er war so müde, daß er zitterte. »Ich bin geflohen«, sagte er. »Aus der Universität, aus dem Gefängnis. Ich weiß nicht, wohin. Vielleicht ist hier alles ein Gefängnis. Ich kam her, weil sie über die unteren Klassen, die Arbeiterklassen redeten, und ich dachte, das klingt genau wie meine Leute. Menschen, die einander helfen.«

»Wie stellten Sie sich die Hilfe denn vor?«

Shevek riß sich mühsam zusammen. Er sah sich in dem kleinen, überfüllten Büro um, dann sah er Maedda an. »Ich habe etwas, was die wollen«, antwortete er. »Eine Idee. Eine wissenschaftliche Theorie. Ich kam von Anarres hierher, weil ich dachte, daß ich die Arbeit hier vollenden und veröffentlichen könnte. Ich begriff nicht, daß eine Idee hier Eigentum des Staates ist. Ich arbeite nicht für einen Staat. Ich kann das Geld und die Sachen, die sie mir geben, nicht annehmen. Ich möchte raus. Aber nach Hause kann ich nicht. Deswegen bin ich hergekommen. Sie wollen meine wissenschaftliche Idee nicht, und vielleicht mögen Sie auch Ihre Regierung nicht.«

Maedda lächelte. »O nein, die mag ich nicht. Doch die Regierung mag mich ebensowenig. Sie haben sich wirklich nicht das sicherste Versteck ausgesucht, hier bei uns, weder für Sie noch für uns… Aber nur keine Sorge. Heute ist heute; wir werden besprechen, was wir tun werden.«

Shevek zog den Zettel hervor, den er in seiner Manteltasche gefunden hatte, und reichte ihm Maedda. »Deswegen bin ich hergekommen. Ist das von Leuten, die Sie kennen?«

»›Schließe dich uns, deinen Brüdern, an…‹ Ich weiß nicht. Könnte sein.«

»Sind Sie Odonier?«

»Zum Teil. Syndikalisten, Libertarianer. Wir arbeiten mit den Thuvianisten, der Sozialistischen Arbeitergewerkschaft zusammen, aber wir sind anti-zentralistisch eingestellt. Sie kommen zu einem ziemlich kritischen Zeitpunkt her.«

»Der Krieg?«

Maedda nickte. »Für heute in drei Tagen ist eine Demonstration angesetzt. Gegen den Wehrdienst, gegen die Kriegs steuern, gegen die Erhöhung der Lebensmittelpreise. In Nio Esseia gibt es vierhunderttausend Arbeitslose, und nun die erhöhten Preise und Steuern!« Er hatte Shevek die ganze Zeit aufmerksam beobachtet; jetzt wandte er, als sei die Untersuchung beendet, den Blick ab und lehnte

sich bequem zurück. »Die Stadt ist so gut wie zu allem bereit. Einen Streik brauchen wir jetzt, einen Generalstreik; und massive Demonstrationen. Wie der Streik des Neunten Monats, den Odo angeführt hat«, fügte er mit trockenem, schiefem Lächeln hinzu. »Wir könnten jetzt gut eine Odo gebrauchen. Aber diesmal haben sie keinen Mond, auf den sie uns abschieben können. Wir schaffen die Gerechtigkeit entweder hier oder gar nicht…« Wiederum sah er Shevek an und sagte dann mit weicherer Stimme: »Wissen Sie eigentlich, was Ihre Gesellschaft in diesen letzten einhundertfünfzig Jahren für uns hier bedeutet hat? Wissen Sie, daß die Leute hier, wenn sie sich Glück wünschen wollen, sagen: ›Mögest du auf Anarres wiedergeboren werden !‹ — Mein Gott, zu wissen, daß es tatsächlich existiert, zu wissen, daß es wirklich eine Gesellschaft ohne Regierung gibt, ohne Polizei, ohne wirtschaftliche Ausbeutung, daß sie nie wieder behaupten können, es sei eine Fata Morgana, der Traum einer Idealistin! Ich frage mich, ob Sie wirklich begreifen, warum man Sie da draußen in Ieu Eun versteckt hat, Dr. Shevek. Warum Sie nie auf einer Versammlung erscheinen durften, die der Öffentlichkeit zugänglich war. Warum sie hinter Ihnen her sein werden wie die Hunde hinter dem Hasen, wenn sie merken, daß Sie fort sind. Das ist nicht nur wegen dieser Idee, die Sie da haben, sondern weil Sie selbst eine Idee sind. Eine gefährliche sogar. Die fleischgewordene Idee des Anarchismus. Eine unter uns wandelnde Inkarnation.«

»Dann habt ihr doch eure Odo«, sagte das junge Mädchen mit ihrer ruhigen und eindringlichen Stimme; sie war wieder hereingekommen, als Maedda sprach. »Schließlich war Odo auch nur eine Idee. Dr. Shevek ist der Beweis.«

Maedda schwieg eine Zeitlang. »Ein Beweis, den wir nicht vorzeigen können«, sagte er dann.

»Wieso?« — »Wenn die Leute wissen, daß er hier ist, weiß die Polizei es auch.«

»Dann sollen sie doch kommen und versuchen, ihn hier herauszuholen!« sagte das junge Mädchen lächelnd.

»Die Demonstration wird absolut gewaltlos verlaufen«, erklärte Maedda mit unvermittelter Vehemenz. »Sogar die SAG hat diese Bedingung akzeptiert.«

»Ich habe sie nicht akzeptiert, Tuio. Ich lasse mir von den Schwarzjacken nicht den Schädel einschlagen oder ein Loch in den Kopf schießen. Wenn die mir was tun, wehre ich mich.«

»Geh doch zu ihnen, wenn ihre Methoden dir so gut gefallen! Gerechtigkeit erreicht man nicht durch Gewalt!«

»Und Macht erreicht man nicht durch Passivität.«

»Wir streben nicht nach Macht. Wir erstreben das Ende der Macht! Was meinen Sie?« wandte Maedda sich an Shevek. »Die Mittel

sind der Zweck — das hat Odo ihr Leben lang gesagt. Nur der Friede bringt den Frieden, nur gerechte Taten bringen Gerechtigkeit. Wir dürfen uns am Vorabend des Handelns nicht spalten!«

Shevek sah ihn an, sah das Mädchen an und sah den Pfandleiher an, der aufmerksam lauschend an der Tür stehengeblieben war. Dann sagte er mit müder, leiser Stimme: »Wenn Sie mich brauchen können, nehmen Sie mich. Vielleicht könnte ich in einer Ihrer Zeitungen eine Erklärung veröffentlichen. Ich bin nicht nach Urras gekommen, um mich zu verstecken. Wenn alle Menschen wissen, daß ich hier bin, hat die Regierung möglicherweise Angst, mich in der Öffentlichkeit zu verhaften. Ich weiß es nicht.«

»Das ist es!« sagte Maedda begeistert. »Natürlich!« Seine dunklen Augen blitzten. »Zum Teufel noch mal, wo ist Remeivi? Geh seine Schwester holen, Siro, und sag ihr, daß sie ihn suchen und hierherbringen soll! — Schreiben Sie, warum Sie hergekommen sind, schreiben Sie über Anarres, schreiben Sie, warum Sie sich nicht an die Regierung verkaufen wollen, schreiben Sie, was Sie wollen — wir werden es drucken lassen. Siro! Hol auch Meisthe. — Wir werden Sie verstecken, aber, bei Gott, wir werden jeden Menschen in A-Io wissen lassen, daß Sie hier sind, hier bei uns!« Die Worte sprudelten nur so aus ihm heraus, er gestikulierte beim Sprechen, er lief mit langen Schritten auf und ab. »Und dann, nach der Demonstration, nach dem Streik, werden wir weitersehen. Vielleicht liegen die Dinge dann anders! Vielleicht brauchen Sie sich dann nicht mehr zu verstecken!«

»Vielleicht werden sich alle Gefängnistüren öffnen«, sagte Shevek. »Also, dann geben Sie mir Papier. Ich werde schreiben!«

Siro, das junge Mädchen, kam zu ihm herüber. Lächelnd neigte sie sich zu ihm herab, ein wenig scheu, aber voll Würde, und küßte ihn auf die Wange; dann ging sie hinaus. Ihre Lippen waren kühl, und er spürte sie noch lange auf seiner Haut.

Er verbrachte einen Tag auf dem Dachboden einer Mietskaserne in der Joking Lane, dann zwei Nächte und einen Tag im Keller unter einem Gebrauchtmöbelgeschäft, einem merkwürdigen, schummrigen Raum voll leerer Spiegelrahmen und zerbrochener Bettgestelle. Er schrieb. Innerhalb weniger Stunden brachten sie ihm das, was er geschrieben hatte, gedruckt: zuerst in der Zeitung *Moderne Zeit,* und später, als die *Moderne Zeit* geschlossen und die Redakteure verhaftet worden waren, die Flugblätter einer Untergrundpresse, zusammen mit Plänen und Vorschlägen für die Demonstration und den Generalstreik. Was er geschrieben hatte, las er nicht noch einmal. Er hörte auch nicht aufmerksam zu, wenn Maedda und die anderen die Begeisterung beschrieben, mit der die Menschen die Flugblätter lasen, die Verbreitung und immer weitgehendere Bejahung der Pläne für den Streik, die Wirkung, die seine Beteiligung an der Demonstration auf

die Welt ausüben würde. Wenn sie ihn dann allein ließen, holte er manchmal ein kleines Notizbuch aus seiner Hemdtasche und betrachtete die kodifizierten Notizen und Gleichungen der Allgemeinen Temporaltheorie. Er betrachtete sie und konnte sie nicht lesen. Er verstand sie nicht. Er steckte das Notizbuch ein und saß gebeugt, den Kopf zwischen den Händen.

Anarres hatte keine Fahne, die man schwenken konnte, doch zwischen den Spruchbändern, die den Generalstreik ausriefen, und den blauen und weißen Bannern der Syndikalisten und der Sozialistischen Arbeiter tauchten immer wieder handgefertigte Schilder mit dem grünen Kreis des Lebens auf, dem alten Symbol der Odonierbewegung vor zweihundert Jahren. Flaggen und Schilder glänzten tapfer im hellen Sonnenlicht.

Es tat gut, endlich, nach all den verschlossenen Türen, nach all den finsteren Verstecken, wieder draußen zu sein. Es tat gut, zu marschieren, die Arme zu schwingen, die klare Luft des Frühlingsmorgens zu atmen. Sich unter so vielen Menschen, in einer so riesigen Menge zu befinden, unter Tausenden, die da marschierten, die Nebenstraßen genauso füllten wie die breite Durchgangs Straße, die sie entlangmarschierten, war beängstigend, aber auch erhebend. Wenn sie sangen, wurde beides, die Angst und das erhebende Gefühl, zu blinder Begeisterung; die Augen füllten sich mit Tränen. Es berührte ihn tief, zwischen diesen hohen Gebäuden, dieses Emporsteigen und Widerhallen der vielen tausend Stimmen an den Fassaden in einem einzigen Gesang, gedämpft durch die freie Luft und durch die Entfernung, wenn sie Plätze überquerten, aber überwältigend. Der Gesang derjenigen, die vorn, weit, weit vorn die Straße hinauf marschierten, und der Gesang der endlosen Menschenmassen, die ihnen nachfolgten, kam durch die Entfernung, die der Ton zurücklegen mußte, aus dem Takt, so daß die Melodie immer wieder nachzuschleppen und sich dann selbst wieder einzuholen schien, wie ein Kanon, und daß es war, als würden alle Teile des Liedes zugleich gesungen, zum selben Zeitpunkt, obwohl jeder Sänger die Weise fortlaufend von Anfang bis Ende sang.

Er kannte ihre Lieder nicht, hörte nur zu und ließ sich von der Musik weitertragen, bis von vorn her, Welle um Welle, den großen, langsam sich fortwälzenden Strom der Menschen entlang, eine Melodie kam, die er kannte. Er hob den Kopf und sang sie mit ihnen, in seiner Heimatsprache, wie er es gelernt hatte: die Revolutionshymne. Sie war zweihundert Jahre zuvor in diesen Straßen, in dieser selben Straße, von diesen Menschen, von seinen Leuten gesungen worden.

Rufe die Schlafenden, Licht aus dem Osten, Daß sie erfüllen, Was sie versprochen.

Die Marschierenden in den Reihen um Shevek verstummten, um ihm zuzuhören, und er sang laut, lächelnd, gemeinsam mit ihnen Schritt haltend.

Es mochten sich einhunderttausend Menschen auf dem Kapitolsplatz versammelt haben, oder auch doppelt soviel. Die einzelnen waren ebensowenig zu zählen wie die Teilchen in der Atomphysik, und ebensowenig konnte man ihren Ort bestimmten, ihr Verhalten voraussagen. Und dennoch taten sie als Masse, tat diese ungeheure Menschenmenge das, was die Organisatoren des Streiks von ihr erwarteten: sie sammelte sich, marschierte in geordneten Reihen, sang, füllte den Kapitolsplatz und sämtliche Straßen, die in ihn einmündeten, stand in ihrer Zahllosigkeit rastlos, aber geduldig im hellen Mittag und lauschte den Rednern, deren Stimmen, unzulänglich verstärkt, über die Lautsprecher blökten und von den sonnenbeschienenen Fassaden des Senats und des Direktorats widerhallten, über das ständige, leise, endlose Gemurmel der Menschenmenge selbst hinwegratterten und zischten.

Hier auf dem Platz sind mehr Menschen versammelt, als Abbenay Einwohner hat, dachte Shevek, aber dieser Gedanke war sinnlos, ein Versuch, direktes Erleben zu quantifizieren. Er stand mit Maedda und den anderen auf den Stufen des Direktorats, vor den Säulen und den hohen Bronzetüren, und blickte über die bebende, düstere Masse der Gesichter hinweg, lauschte den Rednern, wie die Versammelten ihnen lauschten: ohne zu hören und zu verstehen in dem Sinne, wie der einzelne, rationale Verstand wahrnimmt und versteht, sondern eher, wie man die eigenen Gedanken betrachtet, ihnen lauscht, oder wie ein Gedanke das Ich wahrnimmt und versteht. Als er selbst sprach, unterschied sich dieses Sprechen kaum vom Zuhören. Nicht sein bewußter, eigener Wille trieb ihn, er wurde nicht vom Bewußtsein des eigenen Ichs gehemmt. Aber die vielfältigen Echos seiner Stimme von den fernen Lautsprechern und den Steinfassaden der wuchtigen Gebäude lenkten ihn ein wenig ab, ließen ihn zuweilen zögern und beim Sprechen langsamer werden. Trotzdem suchte er nie nach Worten. Er sprach aus, was sie dachten, was sie empfanden, in ihrer Sprache, obwohl er nicht mehr sagte, als er vor langer Zeit aus seiner eigenen Isolation, aus dem Zentrum seines eigenen Wesens heraus gesagt hatte.

»Es ist unser Leiden, was uns zusammenführt. Nicht die Liebe. Die Liebe gehorcht nicht dem Verstand, will man sie zwingen, wird sie zu Haß. Das Band, das uns verbindet, ist mehr als die eigene, freie Wahl. Wir sind Brüder, Brüder in dem, was wir teilen. Im Schmerz, den jeder von uns allein leiden muß, im Hunger, in der Armut, in der Hoffnung erkennen wir unsere Brüderlichkeit. Wir erkennen sie, weil wir sie lernen mußten. Wir wissen, daß es für uns keine Hilfe gibt außer der

Hilfe, die wir einander leisten, daß uns keine Hand retten wird, wenn wir einander nicht die Hand reichen. Und diese Hand, die ihr ausstreckt, ist ebenso leer wie die meine. Ihr habt nichts. Ihr besitzt nichts. Euch gehört nichts. Ihr seid frei. Alles, was ihr habt, ist das, was ihr seid, und das, was ihr gebt.

Ich bin hier, weil ihr in mir ein Versprechen seht, das Versprechen, das wir vor zweihundert Jahren in dieser Stadt abgelegt — und gehalten haben. Wir haben es gehalten, auf Anarres. Wir haben nichts als unsere Freiheit. Wir können euch nichts geben als eure eigene Freiheit. Wir haben keine Gesetze als das eine und einzige Prinzip der gegenseitigen Hilfe. Wir haben keine Regierung als das eine und einzige Prinzip der freien Gesellschaftsbildung. Wir haben keine Staaten, keine Nationen, keine Präsidenten, keine Premiers, keine Häuptlinge, keine Generäle, keine Bosse, keine Bankiers, keine Hausbesitzer, keine Löhne, keine Wohlfahrt, keine Polizei, keine Soldaten, keine Kriege. Und auch sonst haben wir nicht viel. Wir sind Teiler, nicht Besitzer. Wir sind nicht wohlhabend. Keiner von uns ist reich. Keiner von uns ist mächtig. Wenn es Anarres ist, was ihr wollt, wenn es die Zukunft ist, die ihr sucht, dann sage ich euch, daß ihr mit leeren Händen zu uns kommen müßt. Ihr müßt allein kommen, und nackt, wie das Kind auf die Welt, in seine Zukunft kommt, ohne Vergangenheit, ohne Besitz, ganz und gar abhängig von anderen Menschen. Ihr könnt nicht nehmen, was ihr nicht gegeben habt, und ihr müßt euch selber geben. Ihr könnt die Revolution nicht kaufen. Ihr könnt die Revolution nicht machen. Ihr könnt nur die Revolution sein. Sie ist entweder in euch, oder sie ist nirgends.«

Als er endete, übertönte der ratternde Lärm näherkommender Polizeihubschrauber seine Stimme.

Er trat von den Mikrophonen zurück und blickte, die Augen vor der Sonne zusammengekniffen, zum Himmel auf. Da zahllose Menschen in der Menge es ihm nachtaten, glich die Bewegung ihrer Köpfe und Hände dem Dahinstreichen des Windes über ein sonnenbeschienenes Getreidefeld.

Der Lärm der Rotoren der Maschinen zwischen den riesigen Steinkästen, die den Kapitolsplatz umgaben, war unerträglich, ein Rattern und Fauchen wie die Stimme eines überdimensionalen Roboters. Er übertönte das Stakkato der Maschinengewehre, die von den Hubschraubern aus in die Menge schössen. Selbst als die Menge tumultartig ihre Stimme erhob, war das Rattern der Helikopter, das seelenlose Gekreisch der Kriegsmaschinen, das sinnlose Wort noch zu hören.

Das Feuer der Hubschrauber konzentrierte sich auf die Menschen, die auf oder in der Nähe der Treppe zum Direktorat standen. Der Säulenportikus des Gebäudes bot denjenigen auf den Stufen

unmittelbaren Schutz und war innerhalb von Sekunden überfüllt. Der Schreie der Menschen, die in panischer Angst den acht auf den Kapitolsplatz mündenden Straßen zustrebten, erhoben sich heulend und kreischend wie zu einem Orkan. Die Hubschrauber schwebten dicht über den Menschen, aber es war nicht festzustellen, ob sie aufgehört hatten zu schießen oder weiterfeuerten; die Toten und Verwundeten in der Masse waren zu fest eingekeilt, um zu fallen.

Die bronzebeschlagenen Türen des Direktorats barsten mit einem Krach, den niemand hörte. Die Leute drängten und stießen darauf zu, um Schutz vor dem Stahlhagel zu suchen. Sie schoben sich zu Hunderten in die hohen Marmorhallen, einige verkrochen sich in dem ersten Versteck, das sie fanden, andere drängten weiter, suchten einen Weg quer durch das Gebäude und auf der Hinterseite wieder hinaus, manche blieben, um zu zerstören, was sie konnten, ehe die Soldaten kamen. Als sie dann kamen und in ihren adretten, schwarzen Jacken zwischen Toten und Sterbenden hindurch die Stufen hinauf s türmten, sahen sie, daß auf die hohe, graue polierte Marmorwand des weiten Foyers in Augenhöhe mit dicken Blutstrichen ein Wort geschrieben war. NIEDER.

Sie zersiebten den Toten, der direkt unter dem Wort lag, mit ihren Maschinenpistolen, und später, als wieder Ruhe und Ordnung im Direktorat eingezogen waren, wurde das Wort mit Wasser, Seife und Putzlappen von der Wand gewaschen, aber es blieb; es war gesprochen worden; es hatte Sinn.

Er sah ein, daß er mit seinem Begleiter, der immer schwächer wurde und zu stolpern begann, unmöglich noch viel weiter kommen konnte. Außerdem wußte er nicht, wohin; nur weg, weg vom Kapitolsplatz. Und haltmachen konnte er auch nirgends. Die Menge hatte sich zweimal auf dem Mesee-Boulevard wieder gesammelt und versucht, Front gegen die Polizei zu machen, hinter den Polizisten zu Fuß jedoch kamen die gepanzerten Wagen des Militärs und trieben die Menschen zu Paaren, immer weiter auf die Altstadt zu. Die Schwarzjacken hatten nicht geschossen, obwohl in anderen Straßen Gewehrfeuer zu hören war. Das Rattern der Helikopter zog über den Straßen; ihnen konnte niemand entkommen.

Sein Begleiter atmete keuchend, rang hilflos um Luft, während sie sich dahinschleppten. Shevek hatte ihn mehrere Blocks weit halb getragen, doch jetzt waren sie weit hinter der Hauptmasse der Flüchtenden zurückgeblieben. Jeder Versuch, sie noch einzuholen, wäre sinnlos gewesen. »Hier, setz dich«, sagte er zu dem Mann und half ihm, sich auf die oberste Stufe der Kellertreppe irgendeines Lagerhauses niederzulassen, auf dessen mit Läden gesicherten Fenstern in riesigen Buchstaben das Wort STREIK geschrieben war. Er stieg die Treppe hinunter und versuchte die Kellertür zu öffnen; sie

war verschlossen. Alle Türen waren verschlossen. Eigentum war Privatsache. Er hob einen Betonbrocken auf, der von der Ecke einer Stufe abgebrochen war, und zerschlug damit das Vorhängeschloß der Tür — weder verstohlen noch rachsüchtig, sondern mit der Selbstverständlichkeit eines Mannes, der seine eigene Haustür aufschließt. Er spähte hinein. Der Kellerraum enthielt zahllose Kisten, aber keinen einzigen Menschen. Er half seinem Begleiter die Treppe hinunter, schloß die Tür und sagte dann: »Setz dich hierher oder leg dich hin, wenn du willst. Ich sehe nach, ob es hier Wasser gibt.«

Der Raum, offensichtlich ein Lagerraum für Chemikalien, enthielt eine Reihe von Waschwannen sowie ein Schlauchleitungssystem für Brände. Als Shevek zurückkam, war sein Begleiter bewußtlos. Erbenutzte die Gelegenheit, die Hand des Mannes mit ein wenig Wasser aus dem Schlauch zu waschen und sich die Wunde anzusehen. Sie war schlimmer, als er gedacht hatte. Offenbar war sie von mehr als einer Kugel verursacht worden; zwei Finger waren abgerissen, Handfläche und Handgelenk zerschmettert. Aus dem Fleisch stachen Knochensplitter wie Zahnstocher. Der Mann hatte neben Shevek und Maedda gestanden, als die Hubschrauber zu schießen begannen, und war, als er getroffen wurde, gegen Shevek gesunken, an dem er sich festzuhalten suchte. Shevek hatte ihn während der ganzen Flucht durch das Direktorat mit einem Arm gestützt; zwei konnten sich in dem ersten wilden Gedränge besser auf den Beinen halten als einer.

Er tat, was er konnte, band den Arm ab, um die Blutung zu stillen, und verband oder bedeckte wenigstens die zerschmetterte Hand. Dann flößte er dem Mann einen Schluck Wasser ein. Seinen Namen kannte er nicht; nach seiner weißen Armbinde zu urteilen, war er ein Sozialistischer Arbeiter; er schien ungefähr in Sheveks Alter zu sein, vierzig, oder auch ein bißchen älter.

In den Fabriken von Südwest hatte Shevek manchen Unfall gesehen, bei dem Männer schwerer verwundet wurden als dieser, und hatte gelernt, daß Menschen an schweren Wunden und starken Schmerzen unendlich viel ertragen und überstehen konnten. Dort aber waren die Verletzten versorgt worden. Dort hatte es einen Chirurgen gegeben, der amputieren konnte, Plasma zum Ausgleich des Blutverlusts, ein Bett, in das sie gelegt wurden.

Er setzte sich neben dem Mann, der im Schockzustand und nur halb bei Bewußtsein war, auf den Boden und betrachtete die hoch aufgestapelten Kisten, die langen, dunklen Gänge dazwischen, das weißliche Tageslicht, das durch die verbarrikadierten Fensterschlitze der Vorderwand hereindrang, die weißen Salpeterstreifen an der Decke, die Spuren der Arbeiterstiefel und Transportkarrenräder auf dem staubigen Betonboden. Eben noch Hunderttausende von Menschen singend unter freiem Himmel; jetzt zwei Männer allein in

einem Kellerversteck.

»Ich verachte euch«, sagte Shevek auf Pravic zu seinem Begleiter. »Ihr könnte eure Türen nicht offenlassen. Ihr werdet niemals frei sein.« Sanft legte er dem Mann die Hand auf die Stirn; sie war eiskalt und schweißbedeckt. Er lockerte die Aderpresse für kurze Zeit, dann stand er auf, ging durch den düsteren Kellerraum zur Tür und stieg die Treppe zur Straße hinauf. Die Kolonne der Panzerwagen war vorbeigefahren. Jetzt kamen ein paar Nachzügler der Demonstration, hastig, mit gesenktem Kopf, durch das feindliche Territorium gelaufen. Shevek versuchte zwei von ihnen anzuhalten; endlich blieb ein dritter stehen. »Ich brauche einen Arzt, hier ist ein Verletzter. Können Sie uns einen Arzt schicken?« »Holen Sie den Mann lieber heraus.« »Helfen Sie mir tragen.«

Der Mann lief weiter. »Sie kommen hier durch«, rief er über die Schulter zurück. »Machen Sie, daß Sie hier wegkommen!«

Jetzt kam niemand mehr, und gleich darauf entdeckte Shevek weiter unten auf der Straße eine Reihe von Schwarzjacken. Er kehrte in den Keller zurück, schloß die Tür und setzte sich wieder neben den Verwundeten auf den staubigen Betonboden. »Verdammt!« sagte er. Nach einer Weile zog er das kleine Notizbuch aus seiner Hemdtasche und begann darin zu lesen.

Als er am Nachmittag noch einmal vorsichtig hinausspähte, sah er auf der anderen Straßenseite einen Panzerwagen stehen, während zwei weitere die Straßenkreuzung versperrten. Das war die Erklärung für die Rufe, die er vorher gehört hatte: Wahrscheinlich Soldaten, die einander Befehle erteilten.

Atro hatte ihm einmal erklärt, wie so etwas funktionierte, daß die Unteroffiziere den gemeinen Soldaten Befehle geben konnten, daß die Leutnants den gemeinen Soldaten und den Unteroffizieren Befehle geben konnten, daß die Hauptleute… und so weiter und so fort bis zum General, der allen anderen Befehle geben konnte und von keinem Befehle entgegenzunehmen brauchte, nur von seinem Oberbefehlshaber. Shevek hatte mit Abscheu und Unglauben zugehört. »Das nennt ihr Organisation?« hatte er gefragt. »Das nennt ihr Disziplin? Das ist keins von beiden! Es ist ein Zwangsmechanismus von außergewöhnlicher Unzulänglichkeit — eine Art Dampfmaschine aus dem siebten Jahrtausend! Mit einer so starren, zerbrechlichen Struktur — wie kann man da etwas erreichen, was der Mühe wert ist?« Damit hatte er Atro indes nur Gelegenheit gegeben, sich über den Wert des Krieges als Erzeuger von Mut und Männlichkeit und Ausmerzer der Schwachen und Untüchtigen auszulassen; doch gerade seine eigene Argumentation zwang ihn auch, Shevek gegenüber einzugestehen, wie tüchtig die von unten her organisierten, selbstdisziplinierten Guerillas waren. »Aber das klappt nur, wenn die

Leute glauben, für etwas zu kämpfen, das ihnen gehört, wissen Sie, für ihr Heim, ihre Familie oder irgend so etwas«, hatte der alte Mann gesagt, Shevek hatte das Thema fallengelassen. Jetzt, in dem dunkler werdenden Kellerraum, zwischen den Kisten mit ungekennzeichneten Chemikalien, beschäftigte er sich wieder damit. In Gedanken erklärte er Atro, daß er jetzt verstehe, warum das Militär so organisiert war. Diese Form der Organisation sei tatsächlich notwendig. Eine rationale Form der Organisation würde den angestrebten Zweck nicht erfüllen. Er habe vorher einfach nicht begriffen, daß dieser Zweck darin bestehe, Männer in die Lage zu versetzen, mit Maschinengewehren unbewaffnete Männer und Frauen kurzerhand und in großer Zahl zu erschießen, wenn es ihnen befohlen wurde. Nur könne er noch immer nicht begreifen, was Mut, Männlichkeit oder Fitness damit zu tun hätten.

Gelegentlich, während es immer dunkler wurde, sprach er auch mit seinem Begleiter. Der Mann lag jetzt mit offenen Augen da und stöhnte zuweilen auf eine Art und Weise, die Shevek tief rührte, ein kindliches, geduldiges Stöhnen. Er hatte sich die ganze Zeit, als sie sich mitten in der ersten Panik der Menge befanden, die in das Direktorat hinein- und dann weiter hindurchdrängte und rannte und dann in Richtung auf die Altstadt floh, tapfer bemüht, nicht zusammenzubrechen, weiterzugehen; er hatte die verletzte Hand unter dem Mantel an seine Brust gepreßt und nach Kräften versucht, Shevek nicht aufzuhalten. Als er zum zweitenmal stöhnte, nahm Shevek seine unverletzte Hand und flüsterte: »Nicht, Bruder, nicht! Sei still, Bruder!« Nur weil er es nicht ertragen konnte, mitanzuhören, wie der Mann litt, und nicht in der Lage war, ihm zu helfen. Der Verwundete dachte wohl, er solle still sein, damit sein Stöhnen sie nicht der Polizei verrate, denn er nickte schwach und preßte die Lippen fest aufeinander. — Die beiden hielten drei Nächte durch. Während der ganzen Zeit wurde überall im Lagerhausviertel sporadisch gekämpft, und die Militärblockade an der Kreuzung des Mesee-Boulevard blieb bestehen. Da die Kämpfe jedoch nie in die Nähe kamen und die Panzerwagen schwer bemannt waren, hatten die Männer in ihrem Kellerversteck keine Möglichkeit, das Haus zu verlassen, ohne sich zu ergeben. Einmal, als sein Begleiter wach war, fragte ihn Shevek: »Wenn wir nun freiwillig zur Polizei hinausgingen, was würden sie mit uns machen?«

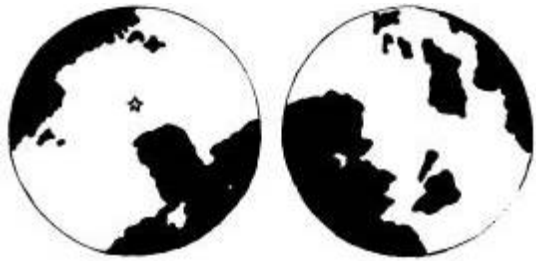
Der Mann flüsterte lächelnd: »Uns erschießen.«

Da sie stundenlang vereinzeltes Gewehrfeuer sowie hier und da eine stärkere Explosion und das Rattern der Helikopter hörten, schien seine Meinung wohlbegründet. Der Grund für das Lächeln allerdings war ihm weniger klar.

In jener Nacht, als sie nebeneinander auf der Matratze lagen, die

Shevek aus dem Stroh der Packkisten gemacht hatte, starb der Mann an Blutverlust. Als Shevek erwachte, war er schon tot. Shevek richtete sich auf. Er lauschte hinein in die Stille dieses großen, dunklen Kellerraums und in die Stille draußen auf der Straße und überall, in der ganzen Stadt: die Stille des Todes.

10. Kapitel
Anarres



Die Bahngleise in Südwest verliefen zum größten Teil auf Dämmen, die sich etwa einen Meter oder mehr über die Ebene erhoben. Auf einem angehobenen Gleisbett gab es weniger Staubverwehungen, und außerdem hatten die Reisenden einen besseren Blick auf die Einöde ringsum.

Südwest war nur einer der acht Bezirke auf Anarres, die kein größeres Wasserreservoir besaßen. Im tiefen Süden bildeten sich die Marschen im Sommer durch die Schmelze des Polareises; zum Äquator hin jedoch lagen lediglich seichte alkalische Seen in den weiten Salzbecken. Gebirge gab es überhaupt keine; alle hundert Kilometer oder so verlief von Nord nach Süd eine kahle, zerklüftete Bergkette, zu steilen Klippen und Felsnasen verwittert. Sie waren violett und rot gestreift, und an den Klippenwänden wuchs das Steinmoos, eine Pflanze, die selbst in extremer Hitze, Trockenheit und Wind gedieh, in kräftigen, graugrünen Vertikalen und bildete mit den Riefungen des Sandsteins karierte Schottenmuster. So weit das Auge blickte, gab es in der Landschaft keine andere Farbe als Grau-Braun, das nur dort, wo halb mit Sand bedeckt die flachen Salzbecken lagen, zu einem weißlichen Ton ausgebleicht war. Selten zogen Gewitterwolken über die Ebene, kräftig weiß vor dem purpurnen Himmel. Sie brachten keinen Regen, sondern nur Schatten. Der Bahndamm mit den glitzernden Schienen erstreckte sich hinter dem Güterzug bis an den Horizont und vor ihm bis an den Horizont.

»In Südwest kann man nur eins machen«, sagte der Fahrer. »Durchfahren.«

Sein Begleiter antwortete nicht: Er war eingeschlafen. Sein Kopf zitterte im Rhythmus mit den Vibrationen der Maschine. Seine Hände, abgearbeitet und schwärzlich von Erfrierungen, ruhten locker auf den Oberschenkeln; im Ruhezustand war sein Gesicht von Falten durchzogen und traurig. Er hatte sich von Kupferberg aus mitnehmen

lassen, und da es außer ihm keine Passagiere gab, hatte ihn der Fahrer aufgefordert, zu ihm in die Kabine zu kommen, denn er hatte gern Gesellschaft. Der Mann war sofort eingeschlafen. Von Zeit zu Zeit blickte der Fahrer gleichzeitig enttäuscht und mitleidig zu ihm hinüber. Er hatte in diesen letzten Jahren so viele zutiefst erschöpfte Menschen gesehen, daß ihm das fast wie ein Normalzustand vorkam.

Am Spätnachmittag erwachte der Mann und fragte, nachdem er eine Zeitlang in die Wüste hinausgestarrt hatte: »Machst du diese Fahrt immer allein?«

»In den letzten drei, vier Jahren schon.«

»Hast du jemals hier draußen eine Panne gehabt?«

»Ein paarmal. Im Spind habe ich stets ausreichend Lebensmittel und Wasser. Übrigens, hast du Hunger?«

»Noch nicht.«

»Wenn du nicht eintriffst, schicken sie dir innerhalb eines Tages von Einsamkeit einen Reparaturwagen entgegen.«

»Ist das die nächste Siedlung?«

»Genau. Eintausendsiebenhundert Kilometer von den Sedep-Minen bis nach Einsamkeit. Längste Strecke zwischen zwei Ortschaften auf Anarres. Mache ich jetzt seit elf Jahren.«

»Und du hast es immer noch nicht satt?«

»Nein. Ich arbeite gern allein.«

Der Passagier nickte zustimmend.

»Und die Arbeit ist regelmäßig. Routinesachen gefallen mir; man kann dabei nachdenken. Fünfzehn Tage unterwegs, fünfzehn Tage mit meiner Partnerin in Neue Hoffnung. Jahrein, jahraus; Dürre, Hungersnot, egal was. Nichts ändert sich, hier herrscht immer Dürre. Mir gefällt diese Tour. — Würdest du mal das Wasser rausholen? Der Kühlbehälter ist dahinten, unter dem Spind.«

Sie tranken jeder einen tiefen Schluck aus der Flasche. Das Wasser hatte einen schalen, alkalischen Geschmack, war aber kühl. »Ah, das tut gut!« sagte der Passagier dankbar. Er brachte die Flasche wieder fort, und als er auf seinen Platz vorn in der Kabine zurückkam, reckte er sich, stemmte die Hände gegen das Dach. »Dann lebst du in einer Partnerschaft«, stellte er fest. Er sagte es so schlicht und einfach, daß dem Fahrer sein Ton gefiel und er ihm antwortete: »Seit achtzehn Jahren.«

»Ist erst der Anfang.«

»Verdammt, ja — da hast du recht! Also, das wollen manche eben nicht einsehen. Aber wie ich es sehe, wenn man in jungen Jahren genug in der Gegend rumkopuliert, und da hat man ja am meisten davon, dann stellt man bald fest, daß es ja doch immer wieder dasselbe ist. Und gut, wirklich gut? Ne! Immerhin, was den Unterschied ausmacht, ist nicht das Kopulieren, sondern der andere

Mensch selbst. Und achtzehn Jahre sind wirklich erst ein Anfang, wenn man diese« Unterschied begreifen will. Jedenfalls, wenn's 'ne Frau ist, die man begreifen will. Die Frauen lassen sich nicht anmerken, daß ihnen ein Mann Rätsel aufgibt, aber vielleicht bluffen sie ja auch nur… Aber, wie gesagt, das ist das Schöne daran. Die Rätsel, und die Bluffs, und alles andere. Die Abwechslung. Abwechslung kommt nicht davon, daß man einfach rumreist. Ich war als junger Mann überall auf Anarres. Ich habe in jedem Bezirk gefahren und auf- und abgeladen. Und kannte bestimmt hundert Mädchen in den verschiedenen Ortschaften. Das wurde mir zu langweilig. Dann bin ich hierher zurückgekommen und fahre diese Tour nun alle drei Dekaden, jahrein, jahraus durch dieselbe Wüste, in der man einen Sandhaufen nicht vom nächsten unterscheiden kann und die sich über dreitausend Kilometer nicht verändert, egal, wo du hinsiehst, und dann nach Hause zu immer derselben Partnerin — und nicht ein einziges Mal habe ich mich gelangweilt. Wovon du lebendig bleibst, das ist nicht das ewige Wechseln von einem Ort zum ändern, sondern das, was kommt, wenn du die Zeit auf deine Seite bringst. Mit ihr zusammenarbeitest, statt gegen sie.«

»So ist es«, bestätigte der Passagier.

»Wo ist deine Partnerin?«

»In Nordost. Seit vier Jahren.«

»Das ist zu lange«, erklärte der Fahrer. »Ihr hättet zusammen eingesetzt werden sollen.«

»Nicht da, wo ich war.«

»Und wo ist das?«

»Ellbogen. Und dann im Großen Tal.«

»Vom Großen Tal habe ich gehört.« Er betrachtete den Passagier jetzt mit dem Respekt, den man einem Überlebenden zollt. Er sah, wie trocken die sonnengebräunte Haut des Mannes war, wettergegerbt bis auf die Knochen, eine Eigenschaft, die er auch schon bei anderen gesehen hatte, nachdem sie die Hungerjahre in der Staubwüste überstanden hatten. »Wir hätten nicht versuchen sollen, die Fabriken weiterlaufen zu lassen.«

»Wir brauchten das Phosphat.«

»Aber ich habe gehört, als der Versorgungszug in Portal angehalten und geplündert wurde, haben sie die Fabriken weiterlaufen lassen, und die Leute sind bei der Arbeit vor Hunger tot umgefallen. Sind einfach ein paar Schritte beiseite gegangen, haben sich hingelegt und sind gestorben. War es wirklich so?«

Der Mann nickte. Er sagte nichts. Der Fahrer stieß nicht mit Fragen nach, sondern sagte nach einer Weile: »Möchte wissen, was ich tun würde, wenn mein Zug jemals überfallen würde.«

»Ist das nie passiert?«

»Nein. Siehst du, ich fahre keine Lebensmittel, höchstens mal für Ober-Sedep einen Waggon voll. Dieser Zug befördert nur Erze. Wenn ich aber einen Versorgungszug fahren müßte und die würden mich anhalten — was würde ich tun? Sie überfahren und die Lebensmittel dahin bringen, wo sie hin sollen? Aber verdammt noch mal, würdest du Kinder und alte Männer überfahren? Die tun was Falsches, aber würdest du sie deswegen *umbringen?* Ich weiß nicht… Nein!«

Die schnurgeraden, glitzernden Schienen liefen unter den Rädern dahin. Im Westen warfen hoch aufgetürmte Wolken zitternde Trugbilder auf die Ebene, Schattenträume von Seen, die vor zehn Millionen Jahren ausgetrocknet waren.

»Ein Syndik, ein Mann, den ich seit Jahren kenne, hat genau das getan. Nördlich von hier, im Jahre '66. Sie wollten einen Waggon mit Korn von seinem Zug abkuppeln. Er setzte den Zug zurück und überfuhr ein paar, bevor sie von den Gleisen runter waren, wie Würmer in verfaultem Fisch waren sie, hat er gesagt, dick. Er sagte, da warten achthundert Mann auf diesen Waggon mit Korn, und wie viele von denen müssen sterben, wenn sie das Getreide nicht bekommen? Mehr als ein paar, bestimmt viel mehr. Also hat er wohl recht gehabt. Aber verdammt, ich kann nicht so rechnen! Ich weiß nicht, ob es richtig ist, Menschen zu zählen, wie man Zahlen zusammenzählt. Aber dann, was soll man machen? Welche soll man umbringen?«

»In meinem zweiten Jahr in Ellbogen mußte ich die Arbeitslisten führen, und das Fabriksyndikat kürzte die Rationen. Die Leute, die sechs Stunden in der Fabrik arbeiteten, bekamen volle Rationen — kaum genug für diese Art Arbeit. Die Leute, die halbtags arbeiteten, bekamen Dreiviertelrationen. Wenn sie krank oder zu schwach zum Arbeiten waren, bekamen sie nur halbe Rationen. Von halben Rationen konnte man nicht gesund werden. Konnte man nicht wieder arbeiten. Man konnte vielleicht gerade am Leben bleiben. Und ich sollte nun die Leute auf halbe Rationen setzen, die Leute, die bereits krank waren. Ich selbst arbeitete den ganzen Tag, acht, manchmal sogar zehn Stunden, Schreibtischarbeit, daher bekam ich volle Rationen: Ich verdiente sie mir. Ich verdiente sie, indem ich Listen von den Menschen aufstellte, die zum Hungertod verurteilt wurden.« Mit seinen hellen Augen blickte der Mann geradeaus in das trockene Licht der Wüste. »Wie du sagtest, ich mußte Menschen zählen.«

»Hast du die Arbeit niedergelegt?«

»Ja, ich habe sie niedergelegt. Und bin ins Große Tal gegangen. Aber die Listen von der Fabrik in Ellbogen hat ein anderer übernommen. Es gibt immer einen, der bereit ist, Listen aufzustellen.«

»Also, das finde ich falsch«, sagte der Fahrer stirnrunzelnd. Sein Gesicht und sein ganzer Schädel waren braungebrannt und kahl, kein einziges Haar zwischen Wangen und Hinterkopf, obwohl er die Mitte

Vierzig noch nicht überschritten hatte. Es war ein kraftvolles, hartes, ehrliches Gesicht. »Das ist wirklich falsch. Sie hätten die Fabriken schließen sollen. Das kann man einem Menschen nicht zumuten. Sind wir denn nicht Odonier? Man kann mal die Beherrschung verlieren, na schön. Das war bei den Leuten der Fall, die die Züge ausgeraubt haben. Die hatten Hunger, die Kinder waren hungrig, waren zu lange hungrig gewesen, da kommt ein Zug mit Lebensmitteln, und die sind nicht für dich, also verlierst du die Beherrschung und nimmst sie dir. Dasselbe mit diesem Freund von mir, bei den Leuten, die den Zug auseinandernehmen wollten, für den er die Verantwortung hatte, er hat die Selbstbeherrschung verloren und hat den Zug zurückgesetzt. Köpfe hat er nicht gezählt. Da noch nicht! Vielleicht später, mag schon sein. Weil ihm elend wurde, als er sah, was er getan hatte. Aber was du da tun mußtest, einfach sagen, der hier darf weiterleben, der da muß sterben — so was zu tun, das steht keinem Menschen zu, und niemand hat das Recht, einen anderen damit zu beauftragen.«

»Es war eine schlimme Zeit, Bruder«, sagte der Passagier leise und betrachtete die flimmernde Ebene, dort, wo die Schattenträume des Wassers waberten und mit dem Wind weitertrieben.

Das alte Frachtluftschiff wälzte sich über die Berge und ankerte in dem Flughafen auf dem Nierenberg. Hier stiegen drei Passagiere aus. Als der letzte von ihnen den Fuß auf den Erdboden setzte, kam ihm der Erdboden entgegen und zuckte. »Erdbeben«, bemerkte er lakonisch; er war ein Einheimischer, der nach Hause kam. »Verdammt, seht euch diesen Staub an! Eines Tages kommen wir her, und es gibt gar keinen Berg mehr.«

Zwei der Passagiere wollten warten, bis die Lastwagen beladen waren, und sich von ihnen mitnehmen lassen. Shevek zog *es* vor, zu Fuß zu gehen, da der Einheimische ihm gesagt hatte, nach Chakar seien es nur ungefähr sechs Kilometer bergab.

Die Straße wand sich in langgestreckten Kurven mit je einer kurzen Steigung am Ende den Berg hinunter. Die links der Straße ansteigenden und rechts der Straße abfallenden Berghänge waren dicht mit Buschholum bewachsen; gerade Reihen hoher Holumbäume, gleichmäßig wachsend, als wären sie angepflanzt, folgten den Grundwasseradern an den Bergflanken entlang. Vom Gipfel einer Anhöhe aus sah Shevek über den dunklen, vielgezackten Bergen das klare Gold des Sonnenuntergangs. Hier gab es außer der Straße selbst, die in der dunklen Tiefe verschwand, kein Zeichen für die Anwesenheit von Menschen. Als er sich auf den Weg machte, begann die Luft ein wenig zu grollen, und er hatte das Gefühl, daß irgend etwas nicht richtig war: kein Erdstoß, kein Erdbeben, nur eine Art Verschiebung, das Bewußtsein, daß nicht alles in Ordnung war. Als er den Schritt beendete, den er begonnen hatte, spürte er festen Boden

unter dem Fuß. Er ging weiter; die Straße blieb ruhig. Er war nicht in Gefahr gewesen, aber er hatte sich in keiner Gefahr dem Tod so nahe gefühlt wie jetzt. Der Tod war in ihm, unter ihm; der Erdboden selbst war unsicher, unzuverlässig. Das Dauerhafte, Verläßliche ist ein Versprechen, das der menschliche Geist gibt. Shevek spürte die kalte, saubere Luft in Mund und Lungen. Er lauschte. Ganz fern, irgendwo unten in den Schatten, rauschte ein Bergbach dahin.

In tiefer Dämmerung traf er in Chakar ein. Dunkelviolett stand der Himmel über den schwarzen Bergrücken. Straßenlaternen schienen hell und einsam. In ihrem künstlichen Licht wirkten die Fassaden der Häuser, vor dem Dunkel der Wildnis dahinter wie Bühnendekorationen. Es gab viele leere Bauplätze, viele einzeln stehende Häuser: eine alte Stadt, eine Grenzstadt, isoliert, weit auseinandergezogen. Eine vorüberkommende Frau wies Shevek den Weg zum Wohnheim Acht: »Da entlang, Bruder, am Krankenhaus vorbei, ganz am Ende der Straße.« Die Straße verlief im Schatten der Bergflanke und endete vor der Tür eines niedrigen Gebäudes. Als er eintrat, stand er im Foyer eines ländlichen Wohnheims, das ihn in seine Kindheit zurückversetzte, an Orte wie Freiheit, Trommelberg, Wide Plains, wo er mit seinem Vater gelebt hatte: das matte Licht, die geflickten Bodenmatten; ein Prospekt mit der Beschreibung der örtlichen Ausbildungsgruppe für Maschinisten, die Ankündigung einer Syndikatsversammlung, und ein Plakat für eine Theateraufführung, die schon drei Dekaden zurücklag, allesamt ans Schwarze Brett geheftet; ein gerahmtes, dilettantisch ausgeführtes Gemälde von Odo im Gefängnis über dem Sofa des Gemeinschaftsraums; ein selbstgebautes Harmonium; eine Liste der Bewohner und die Aufstellung der Heißwasserzeiten in den städtischen Bädern neben der Tür.

Sherut, Takver, Nr. 3.

Er klopfte, starrte die Spiegelung der Flurlampe auf der dunklen Fläche der Tür an, die nicht ganz in ihren Rahmen paßte. »Herein!« sagte eine Frauenstimme. Er öffnete die Tür.

Sie stand vor dem helleren Licht in ihrem Zimmer. Sekundenlang konnte er nicht genau ausmachen, ob es tatsächlich Takver war. Sie stand ihm zugewandt. Streckte die Hand aus, als wollte sie ihn zurückstoßen oder festhalten, eine unsichere, nur halb ausgeführte Geste. Er ergriff ihre Hand, und dann hielten sie einander im Arm, hielten sich fest auf diesem unzuverlässigen Erdboden.

»Komm herein«, sagte Takver. »Komm, komm herein!«

Shevek öffnete die Augen. Weiter hinten im Zimmer, das ihm immer noch sehr hell vorkam, entdeckte er das ernste, ihn aufmerksam musternde Gesichtchen eines Kindes.

»Sadik, das ist Shevek.«

Das Kind ging zu Takver hinüber, umklammerte ihr Bein und brach in Tränen aus.

»Aber nicht doch, nicht weinen, Kleines! Warum weinst du?«

»Warum weinst du?« flüsterte das Kind.

»Weil ich so glücklich bin! Nur weil ich so glücklich bin. Komm, setz dich auf meinen Schoß. Aber Shevek, Shevek! Dein Brief ist erst gestern gekommen, ich wollte zum Telefon rübergehen, sobald ich Sadik zum Schlafen nach Hause gebracht hatte. Du hast geschrieben, daß du heute abend *anrufen* würdest, nicht, daß du selbst kommen würdest! Aber wein doch nicht, Sadiki, sieh her, ich weine auch nicht mehr, nicht wahr?«

»Aber der Mann hat auch geweint.«

»Natürlich habe ich geweint.«

Sadik musterte ihn mißtrauisch, aber neugierig. Sie war vier Jahre. Sie hatte ein rundes Köpfchen, ein rundes Gesicht, sie war überhaupt rund, dunkel, flaumig, weich.

Außer den beiden Bettplattformen gab es keine Möbel in diesem Zimmer. Takver hatte sich, mit Sadik auf dem Schoß, auf die eine gesetzt, Shevek ließ sich jetzt auf die andere nieder und streckte behaglich die Beine aus. Mit den Handrücken wischte er sich beide Augen und zeigte dann Sadik seine Hände. »Siehst du?« sagte er. »Sie sind naß. Und meine Nase läuft. Hast du vielleicht ein Taschentuch?«

»Ja. Du nicht?«

»Ich hatte eins. Aber es ist in einem Waschhaus verlorengegangen.«

»Du kannst das Taschentuch teilen, das ich benutze«, erklärte Sadik nach kurzer Pause.

»Er weiß aber nicht, wo es ist«, sagte Takver.

Sadik rutschte vom Schoß ihrer Mutter und holte aus der Schrankschublade ein Taschentuch. Sie gab es Takver, die es an Shevek weiterreichte. »Es ist sauber«, beruhigte ihn Takver mit ihrem breiten Lächeln. Sadik sah aufmerksam zu, wie Shevek sich die Nase putzte.

»War hier vorhin ein Erdbeben?« erkundigte er sich.

»Hier bebt die Erde ununterbrochen, nach einiger Zeit nimmt man es gar nicht mehr wahr«, antwortete Takver, aber Sadik, glücklich, daß sie eine Information geben konnte, sagte mit ihrer hohen, etwas rauchigen Stimme: »Ja, vorhin, ein ganz großes, vor dem Abendessen. Wenn es ein Erdbeben gibt, dann machen die Fenster alle klirrklirr, und der Fußboden wackelt, und man muß sich unter die Tür stellen oder ins Eck oder nach draußen gehen.«

Shevek sah Takver an; Takver erwiderte seinen Blick. Sie war mehr als nur vier Jahre gealtert. Ihre Zähne waren nie besonders gut gewesen, aber jetzt hatte sie sogar zwei verloren, die Zähne direkt

hinter den oberen Eckzähnen, so daß man die Lücken sah, wenn sie lächelte. Ihre Haut war nicht mehr so fein und glatt wie in der Jugend, und ihr Haar, das sie sauber zurückgesteckt hatte, wirkte stumpf.

Shevek erkannte deutlich, daß Takver ihre jugendliche Grazie verloren hatte und eine unscheinbare, erschöpfte Frau in mittleren Jahren geworden war. Er sah es deutlicher, als jeder andere es gesehen hätte. Er sah alles an Takver so, wie es kein anderer gesehen hätte, vom Standpunkt langer Jahre des engen Zusammenlebens und langer Jahre der Sehnsucht aus. Er sah sie so, wie sie war.

Ihre Blicke begegneten sich.

»Wie… wie ist es hier denn so gegangen?« fragte er, urplötzlich rot werdend und nach Worten suchend. Sie spürte die fast greifbare Woge, den Ansturm seines unermeßlichen Begehrens. Und errötete ebenfalls ein wenig. Und lächelte. Mit ihrer rauchigen Stimme antwortete sie: »Ach, immer noch so wie damals, als wir telefoniert haben.«

»Das war vor sechs Dekaden!«

»Hier ändert sich nur selten etwas.«

»Es ist schön hier — die Berge.« In Takvers Augen sah er das Dunkel der Bergtäler. Sein sexuelles Begehren stieg so stark in ihm auf, daß es ihn einen Augenblick lang schwindelte; dann überwand er die Krise vorläufig und versuchte seine Erektion niederzukämpfen. »Möchtest du hierbleiben?« fragte er Takver.

»Das ist mir gleich«, antwortete sie mit ihrer seltsamen, vertrauten, dunklen, rauchigen Stimme.

»Deine Nase läuft immer noch«, stellte Sadik aufmerksam, aber ohne Tadel fest.

»Sei froh, daß das alles ist«, entgegnete Shevek. Takver mahnte: »Still, Sadik, nicht egoisieren!« Beide Erwachsenen lachten laut. Sadik ließ Shevek nicht aus den Augen.

»Die Stadt gefällt mir, Shev. Die Leute sind nett — alle sehr interessant. Die Arbeit dagegen ist langweilig. Nur ein Labor im Krankenhaus. Und da Techniker jetzt nicht mehr knapp sind, könnte ich hier bald weg, ohne eine Lücke zu hinterlassen. Ich möchte nach Abbenay zurück, falls du das vorhattest. Hast du einen neuen Auftrag?«

»Habe keinen beantragt und mich nicht danach erkundigt. Ich bin seit einer Dekade auf der Straße.«

»Was hast du denn auf der Straße gemacht?«

»Ich bin darauf gereist, Sadik.«

»Er kommt vom anderen Ende der Welt, aus dem Süden, aus der Wüste«, erklärte Takver. Das Kind lächelte, setzte sich auf ihrem Schoß zurecht und gähnte.

»Hast du gegessen, Shev? Bist du müde? Ich muß die Kleine jetzt

zu Bett bringen, ich wollte gerade aufbrechen, als du klopftest.«

»Schläft sie denn schon im Dormitorium?«

»Seit dem Beginn dieses Quartals.«

»Ich war schon vier«, erklärte Sadik stolz.

»Man sagt, ich *bin* schon vier«, verbesserte Takver, die ihre Tochter behutsam zu Boden setzte, um ihren Mantel aus dem Schrank zu holen. Sadik stand so, daß Shevek ihr Profil sehen konnte; sie war sich seiner Anwesenheit sehr bewußt und richtete ihre Bemerkungen fast ausschließlich an ihn. »Aber ich *war* vier, und jetzt bin ich *über* vier.«

»Aha, ein Temporalist wie der Vater!«

»Man kann doch nicht vier sein, und gleichzeitig *über* vier — oder?« fragte das Kind, Zustimmung spürend, diesmal direkt an Shevek gewandt.

»O ja, ganz leicht sogar. Und man kann auch gleichzeitig vier und beinahe fünf sein.« Nun, da er auf der niedrigen Schlafplattform saß, befand sich sein Kopf auf gleicher Höhe mit dem des Kindes, so daß Sadik nicht zu ihm aufblicken mußte. »Aber ich hatte vergessen, daß du schon fast fünf bist. Als ich dich das letztemal sah, warst du kaum mehr als ein Nichts.«

»Wirklich?« Ihr Tonfall war eindeutig kokett.

»O ja. Etwa so groß warst du damals.« Er hielt seine Hände nicht sehr weit auseinander.

»Konnte ich da schon reden?«

»Du konntest *waa* sagen, und noch ein paar andere Dinge.«

»Habe ich auch alle anderen Leute im Wohnheim wach gemacht, wie Chebens Baby?« fragte sie mit breitem, strahlendem Lächeln.

»Selbstverständlich.«

»Und wann habe ich gelernt, richtig zu sprechen?«

»Als du ungefähr ein halbes Jahr alt warst«, sagte Takver. »Und seitdem hast du nicht wieder aufgehört. Wo ist deine Mütze, Sadikiki?«

»In der Schule. Ich hasse die Mütze, die ich trage«, erklärte sie Shevek.

Durch die windigen Straßen brachten sie das Kind zum Dormitorium des Lernzentrums und begleiteten es bis in die Halle. Auch dies war ein kleiner, schäbiger Raum, aber belebt von den Malereien der Kinder, mehreren schönen Maschinenmodellen aus Messing und einem Durcheinander von Spielzeughäusern und angemalten Puppen aus Holz. Sadik gab ihrer Mutter einen Gutenachtkuß, dann drehte sie sich zu Shevek um und hob die Arme; er kauerte sich neben sie; sie gab ihm einen festen Kuß und sagte zu ihm: »Gute Nacht.« Dann ging sie gähnend mit der Nachtwache davon. Sie hörten noch ihre Stimme und das mahnende »Still!« der älteren

Frau.

»Sie ist schön, Takver. Schön, intelligent, kräftig.«

»Und verwöhnt, fürchte ich.«

»Nein, nein! Du hast deine Sache großartig gemacht — in so schlechten Zeiten…«

»Ach, so schlecht war es hier gar nicht, nicht so schlimm wie unten im Süden.« Sie hatten das Dormitorium verlassen, und sie blickte zu ihm auf. »Hier bekamen die Kinder wenigstens zu essen. Nicht besonders gut, aber genug. Hier können die Kommunen Lebensmittel anbauen. Wenn's gar nichts gibt, haben wir immer noch den Buschholum, außerdem kann man wilde Holumsamen sammeln und zu Mehl zerstampfen. Hier ist niemand verhungert. Aber ich habe Sadik wirklich verwöhnt. Ich habe sie gestillt, bis sie drei Jahre alt war, natürlich, warum auch nicht, wo es doch sonst nichts zu essen gab! Aber die Leute in der Forschungsstation von Rolny mißbilligten das. Sie wollten, daß ich sie den ganzen Tag über ins Kinderheim gab. Sie sagten, ich benähme mich propertarisch mit dem Kind und widmete mich in dieser Krise nicht mit voller Kraft dem Allgemeinwohl. Es stimmt, sie hatten recht. Aber sie waren so selbstgerecht! Keiner von ihnen begriff, was es heißt, einsam zu sein. Sie waren allesamt Gruppenmenschen, keine Einzelmenschen. Vor allem die Frauen drängten mich, wegen dem Stillen. Echte Körperprofitlerinnen. Ich hielt durch, weil das Essen da gut war — ich mußte die Algen probieren, um zu prüfen, ob sie eßbar waren, und so bekam ich manchmal eine ganze Menge mehr als die Standardrationen, auch wenn das Zeug wie Kleister schmeckte —, bis sie jemanden gefunden hatten, der besser zu ihnen paßte. Dann ging ich für ungefähr zehn Dekaden nach Neuer Anfang. Das war im Winter vor zwei Jahren, als die Post so lange nicht durchkam, weil die Situation dort, wo du warst, so schlimm wurde. In Neuer Anfang sah ich diese Stelle hier ausgeschrieben und kam hierher. Bis zum letzten Herbst hat Sadik mit mir zusammengewohnt. Sie fehlt mir sehr. Das Zimmer ist so still.«

»Hast du keine Zimmergenossin?«

»Doch, Sherut; sie ist sehr nett, aber sie macht Nachtschicht im Krankenhaus. Es wurde Zeit, daß Sadik fort kam, es tut ihr gut, mit anderen Kindern zusammen zu leben. Sie wurde scheu. Sie war sehr tapfer, als sie fort mußte, sehr stoisch. Kleine Kinder sind immer stoisch. Sie weinen, wenn sie sich gestoßen haben, die großen Dinge aber nehmen sie, wie sie kommen, sie klagen nicht, wie so viele Erwachsene.«

Sie gingen Seite an Seite dahin. Die herbstlichen Sterne waren herausgekommen, strahlend und in unglaublicher Menge, durch den Staub, den das Erdbeben und der Wind aufgewirbelt hatten, funkelnd,

ja beinahe blinzelnd, so daß der ganze Himmel zu zittern schien, als würden Diamantsplitter geschüttelt, oder wie glitzerndes Sonnenlicht auf schwarzem Wasser. Unter diesem lebhaften Glanz waren die Berge dunkel und massig, die Hausdächer scharf gezeichnet, das Licht der Straßenlaternen mild.

»Vor vier Jahren«, sagte Shevek. »Vor vier Jahren kam ich aus dieser Ortschaft in Southrising nach Abbenay zurück, wie hieß sie noch gleich — Red Springs. Es war genauso eine Nacht wie jetzt, windig, mit vielen Sternen. Und ich lief, ich lief den ganzen Weg von der PlainsStraße zum Wohnheim. Aber du warst nicht da, du warst fort. Vier Jahre!«

»Als ich Abbenay verlassen hatte, wußte ich sofort, daß es dumm von mir gewesen war. Ich hätte nicht gehen sollen, Hungersnot oder nicht. Ich hätte die Versetzung nicht akzeptieren sollen.«

»Das hätte auch nicht viel genützt. Sabul konnte es nicht erwarten, mir zu sagen, daß ich am Institut nichts mehr zu suchen hätte.«

»Wenn ich zu Hause gewesen wäre, wärst du nicht hinunter in die Staubwüste gegangen.«

»Das mag sein; aber wir wären vielleicht doch nicht zusammen eingesetzt worden. Eine Zeitlang sah es für uns so aus, als würde alles auseinanderbrechen, nicht wahr? Diese Städte in Südwest — es gab dort überhaupt keine Kinder mehr. Es gibt noch immer keine dort. Man hatte sie nach Norden geschickt, in die Gebiete, wo es noch etwas zu essen gab. Und die Erwachsenen blieben im Süden, um die Bergwerke und die Fabriken in Gang zu halten. Ein Wunder, daß wir durchgehalten haben, nicht wahr? Wir alle… Aber, verdammt noch mal, ich möchte jetzt wieder für eine Weile meine eigene Arbeit tun!«

Sie nahm seinen Arm. Er erstarrte, als habe sie ihm mit der Berührung einen elektrischen Schock versetzt. Lächelnd schüttelte sie ihn ein wenig. »Ich glaube, du hast noch nichts gegessen, wie?«

»Nein. Ach, Takver, ich habe mich so nach dir gesehnt!«

Sie umarmten sich innig, dort, auf der dunklen Straße unter den Laternen, unter den Sternen. Und ebenso plötzlich ließen sie einander los. Shevek taumelte und sank kraftlos gegen die nächste Hauswand. »Ich glaube, ich muß doch etwas essen«, sagte er, und Takver bestätigte: »Ja, bestimmt. Sonst kippst du mir noch ganz um. Komm!« Sie gingen einen Block weiter zum Refektorium, dem größten Gebäude von ganz Chakar. Die übliche Zeit zum Abendessen war vorbei, aber jetzt aßen die Köchinnen und versorgten den Weitgereisten mit einer Schale Eintopf und so viel Brot, wie er nur wollte. Sie saßen alle an dem Tisch, der der Küche am nächsten stand. Die übrigen Tische waren bereits gesäubert und für den nächsten Morgen gedeckt. Der Raum erinnerte an eine Höhle, die Decke lag in

tiefem Schatten, das ferne Ende war dunkel, und nur da und dort fing eine Schale oder eine Tasse einen Lichtstrahl auf, so daß sie aufblitzte. Köchinnen und Hilfskräfte waren still, nach der Tages Arbeit müde; sie aßen schnell, ohne viel zu reden, ohne Takver und dem Fremden viel Aufmerksamkeit zu schenken. Eine nach der anderen standen sie auf und trugen ihr Geschirr zu den Spülerinnen in die Küche hinaus. Eine alte Frau sagte beim Aufstehen: »Laßt euch nur Zeit, *ammari,* die müssen noch mindestens eine Stunde Geschirr spülen.« Ihr Gesicht war grimmig und verdrossen, alles andere als mütterlich-wohlwollend; aber sie sprach voll Mitgefühl, mit der Barmherzigkeit der Gleichgestellten. Sie konnte nichts für die beiden tun, konnte nur sagen: »Laßt euch Zeit« und sie sekundenlang mit dem Ausdruck brüderlicher Liebe ansehen.

Die beiden konnten nicht mehr für sie tun, und auch nur wenig füreinander.

Sie kehrten ins Wohnheim Acht, Zimmer 3 zurück, und dort gaben sie endlich ihrem Begehren nach. Sie machten nicht einmal die Lampe an; sie liebten sich gern in der Dunkelheit. Beim erstenmal kamen sie beide sofort, als Shevek in sie eindrang, beim zweitenmal rangen sie, schrien vor Lust, zögerten den Höhepunkt hinaus wie den Augenblick des Todes, beim drittenmal waren sie beide schon halb im Schlaf, umkreisten das Zentrum unendlicher Lust, umkreisten einer das Wesen des anderen, wie Planeten, blind, stumm, in einer Flut von Sonnenlicht um das gemeinsame Zentrum der Schwerkraft kreisend, unaufhörlich, endlos kreisend.

Bei Morgengrauen erwachte Takver. Sie stützte sich auf den Ellbogen hoch und blickte über Shevek hinweg auf das graue Rechteck des Fensters. Dann sah sie ihn an. Er lag auf dem Rücken, atmete so ruhig, daß sich seine Brust kaum bewegte, den Kopf ein wenig zurückgeworfen, im blassen Licht fern und streng. Wir sind, dachte Takver, aus großer Entfernung zueinandergekommen. Das haben wir immer wieder getan. Über große Entfernungen, über lange Jahre, über Abgründe des Zufalls hinweg. Und weil er aus so großer Ferne kommt, kann uns nichts trennen. Nichts, keine Entfernung, keine Jahre, nichts kann größer sein als die Distanz, die schon zwischen uns besteht, die Distanz unseres Geschlechts, die Distanz unseres Wesens, unseres Geistes; diese Distanz, dieser Abgrund, den wir mit einem Blick, mit einer Berührung, mit einem Wort überbrücken, das Einfachste von der Welt. Sieh doch, wie weit entfernt er ist, im Schlaf. Sieh doch, wie weit entfernt er immer ist. Aber er kommt zurück, er kommt zurück, *er kommt zurück…*

Takver kündigte ihre Abreise im Krankenhaus von Chakar an, blieb aber noch, bis man einen Ersatz für sie gefunden hatte. Sie arbeitete eine Acht-Stunden-Schicht: Im dritten Quartal des Jahres

168 machten viele Leute noch die langen Arbeitsschichten der Noteinsätze, denn obwohl die Dürre im Winter 167 ihr Ende gefunden hatte, war die Wirtschaft noch lange nicht zum Normalzustand zurückgekehrt. »Viel Arbeit und wenig Brot«, hieß es immer noch für diejenigen, die in einem Beruf ausgebildet waren; aber wenigstens entsprach die Nahrungsmenge jetzt den langen Arbeitsstunden, was vor einem oder zwei Jahren durchaus nicht der Fall gewesen war.

Shevek tat zunächst einmal gar nichts. Für krank hielt er sich eigentlich nicht; nach den vier Hungerjahren waren alle so an die Auswirkungen der Unterernährung gewöhnt, daß man sie als die Norm empfand. Er hatte den ›Staubhusten‹, der in den Kommunen der südlichen Wüste verbreitet war, eine chronische Entzündung der Bronchien, ähnlich wie die Silikose und andere Berufskrankheiten der Bergleute, aber auch das war etwas, was dort, wo er gelebt hatte, nichts Außergewöhnliches war. Er genoß lediglich die Tatsaehe, daß er keine Lust hatte, etwas zu tun, daß es für ihn nichts zu tun gab.

Ein paar Tage lang teilte *er* sich tagsüber mit Sherut das Zimmer, und sie schliefen beide bis zum späten Nachmittag; dann zog Sherut, eine ruhige, ungefähr vierzigjährige Frau, zu einer anderen Frau, die ebenfalls Nachtschicht hatte, so daß Shevek und Takver das Zimmer während der letzten vier Dekaden, die sie noch in Chakar blieben, für sich allein hatten. Wenn Takver arbeitete, schlief Shevek oder machte einen Spaziergang in die Felder oder die trockenen, kahlen Berge oberhalb der Stadt. Am Spätnachmittag ging er zum Lernzentrum, wo er Sadik und den anderen Kindern beim Spielen zusah oder sich, wie Erwachsene es häufig taten, an einem Unternehmen der Kinder beteiligte: mit einer Gruppe wild gewordener, siebenjähriger Tischler, oder zwei nüchternen zwölfjährigen Landvermessern, die Schwierigkeiten beim Triangulieren hatten. Dann ging er mit Sadik nach Hause; sie holten Takver von der Arbeit ab und gingen gemeinsam in die Bäder und zum Refektorium. Zwei oder drei Stunden nach dem Abendessen brachten Takver und er das Kind wieder ins Dormitorium, während sie in ihr Zimmer zurückkehrten. Diese Tage waren wunderbar friedlich, voll herbstlichem Sonnenlicht und dem Schweigen der Berge. Für Shevek war es eine Zeit außerhalb der Zeit, außerhalb des Flusses, irreal, unermeßlich, verzaubert. Manchmal unterhielt er sich noch sehr lange mit Takver; an anderen Tagen gingen sie schon kurz nach Einbruch der Dunkelheit zu Bett und schliefen elf, zwölf Stunden in der tiefen, kristallklaren Stille der Bergnacht.

Er hatte Gepäck mitgebracht: einen verbeulten, kleinen Pappkoffer, auf dem mit schwarzer Tinte sein Name stand; die Anarresti transportierten alle Dokumente, Erinnerungsstücke, ein Paar Ersatzstiefel in so einem Koffer, wenn sie reisten: orangefarbene

Pappe, verkratzt, aufgeweicht, abgenutzt. Der seine enthielt ein neues Hemd, das er sich geholt hatte, als er durch Abbenay kam, ein paar Bücher und Papiere und ein sonderbares Objekt, das so, wie es im Koffer lag, aus mehreren flachen Drahtringen und ein paar Glasperlen zu bestehen schien. Am zweiten Abend zeigte er es mit großer Geheimnistuerei seiner Tochter.

»Eine Halskette!« staunte Sadik. Die Menschen in den kleinen Orten trugen häufig Schmuckstücke. Im gebildeteren Abbenay hatte man mehr Gefühl für die Spannung, die zwischen dem Prinzip des Nichtbesitzens und dem Trieb zum Schmücken der eigenen Person bestand, so daß dort ein Ring oder eine Anstecknadel schon die Grenze des guten Geschmacks darstellte. Anderswo jedoch machte man sich einfach nicht so viel Gedanken über die tiefe Verbindung zwischen dem Ästhetischen und dem Besitzlerischen, und die Menschen schmückten sich völlig unbefangen. In den meisten Bezirken gab es sogar einen Berufsjuwelier, der seine Arbeit aus Freude an der Sache tat, sowie Werkstätten, wo man seinem eigenen Geschmack mit den bescheidenen, zur Verfügung stehenden Materialien — Kupfer, Silber, Muscheln, Spinellen und den Granaten und Gelbdiamanten von Southrising — Genüge tun konnte. Sadik hatte noch nicht viele schöne, zierliche Dinge gesehen, Halsketten aber kannte sie, und darum hielt sie dies auch für eine.

»Nein. Paß auf!« sagte ihr Vater und hob den Gegenstand an dem Faden heraus, der die Ringe miteinander verband. Und als es von seiner Hand herabhing, wurde er auf einmal lebendig, luftige Kreise, während die Glasperlen das Lampenlicht auffingen.

»Oh, wie schön!« sagte das Kind. »Was ist das?«

»Man kann es an die Decke hängen. Gibt es hier einen Nagel? Warte, der Mantelhaken reicht, bis ich mir einen Nagel vom Lager hole. Weißt du, wer das gemacht hat, Sadik?«

»Nein. Du?«

»Sie. Die Mutter. Sie hat das gemacht.« Er wandte sich an Takver. »Dieses hier war mir am liebsten, es hing über meinem Schreibtisch. Die anderen habe ich Bedap geschenkt. Ich wollte sie nicht dieser alten, wie hieß sie noch, hinterlassen, dieser Mutter Neid, nebenan.«

»Ach ja — Bunub! An die habe ich seit Jahren nicht mehr gedacht!« Takver lachte ein wenig zitternd. Sie betrachtete das Mobile, als habe sie Angst davor. Sadik sah zu, wie es sich lautlos drehte.

»Ich wünschte«, sagte sie schließlich vorsichtig, »ich könnte es eine Nacht lang teilen, über dem Bett im Dormitorium, in dem ich schlafe.«

»Ich werde dir eins machen. Liebes. Für jede Nacht.«

»Kannst du das wirklich, Takver?«

»Nun ja, früher konnte ich es. Und ich glaube bestimmt, daß ich dir eins machen kann.« Es war jetzt deutlich zu erkennen, daß Takver Tränen in den Augen standen. Shevek nahm sie in den Arm. Sie waren beide immer noch nervös, überreizt. Sadik sah einen Augenblick lang mit ruhiger, aufmerksamer Miene zu, wie sie sich im Arm hielten, dann wandte sie sich wieder der ›Okkupation des Unbewohnten Raums‹ zu.

Oft, wenn sie des abends allein waren, bildete Sadik den Gegenstand ihrer Gespräche. Takver war — aus Mangel an anderen engen Gefährten — ein wenig zu sehr auf das Kind fixiert, so daß ihr ausgeprägter Gemeinschaftssinn von mütterlichen Ambitionen und Sorgen überlagert wurde. Das lag eigentlich gar nicht in ihrer Natur; Konkurrenzdenken und übermäßige Fürsorge waren im Leben der Anarresti kein sehr starkes Motiv. So war sie froh, sich ihre Sorgen vom Herzen reden zu können, eine Gelegenheit, die Shevek ihr nun ausreichend bot. An den ersten Abenden war fast ausschließlich sie es, die sprach, und er lauschte ihr, wie er Musik oder fließendem Wasser lauschte, ohne den Versuch zu einer Antwort. Er hatte jetzt seit vier Stunden nicht mehr viel geredet; er war nicht mehr an Konversation gewöhnt. Takver erlöste ihn, wie sie es immer getan hatte, aus diesem Schweigen. Und so war dann auch später er es, der zumeist sprach, obwohl er ihre Antwort brauchte.

»Erinnerst du dich noch an Tirin?« fragte er sie eines abends. Es war kalt; der Winter war da, und das Zimmer wurde, weil es am weitesten vom Heizungskessel des Wohnheims entfernt lag, nie so recht warm. Sie hatten das Bettzeug von beiden Plattformen genommen und lagen eng aneinandergeschmiegt und fest eingepackt auf der Plattform, die dem Heizkörper am nächsten war. Shevek trug, weil er gern im Bett saß und seine Brust warmhalten mußte, ein sehr altes, verwaschenes Hemd. Takver, nackt, hatte sich bis zu den Ohren unter die Decken gekuschelt. »Was ist eigentlich aus der orangefarbenen Decke geworden?« fragte sie Shevek.

»Alte Propertarierin! Ich hab sie zurückgelassen.«

»Für Mutter Neid? Schade! Ich bin keine Propertarierin. Ich bin nur sentimental. Das war die erste Decke, unter der wir miteinander geschlafen haben.«

»War es nicht. In den Ne Theras müssen wir auch unter einer Decke geschlafen haben.«

»Daran erinnere ich mich nicht.« Takver lachte. »Wer war das, nach dem du eben gefragt hast?«

»Tirin.« — »Kenne ich nicht.«

»Im Regionalinstitut von Northsetting. Dunkel, Stupsnase…«

»Ach ja, Tirin! Der Künstler. Natürlich. Ich dachte an Abbenay.«

»Ich habe ihn getroffen, unten in Südwest.« »Du hast Tirin

getroffen? Wie geht es ihm?« Shevek schwieg eine Weile, zog mit dem Finger das Webmuster der Decke nach. »Weißt du noch, was Bedap uns über ihn erzählt hat?«

»Daß er immer nur *kleggich*Aufträge bekam und von einem Ort zum anderen zog und schließlich auf der Segvina-Insel landete, nicht wahr? Danach hat Dap ihn aus den Augen verloren.«

»Hast du das Theaterstück gesehen, das er geschrieben hat, das Stück, mit dem er so viel Schwierigkeiten hatte?«

»Beim Sommer-Festival, nachdem du fort warst? Aber ja! Nur, genau kann ich mich nicht erinnern, es ist alles so lange her. Es war eigentlich ein dummes Stück. Witzig — Tirin war ja immer witzig. Aber dumm. Über einen Urrasti — genau! Dieser Urrasti versteckt sich in einem Wasserkulturtank auf dem Mondfrachter und atmet durch einen Strohhalm. Und ißt Pflanzenwurzeln. Ich habe dir ja gesagt, daß es dumm war! Und so schmuggelte er sich nach Anarres. Und dann läuft er dauernd rum, will in den Depots Sachen kaufen und will allen Leuten Sachen verkaufen und hortet Goldnuggets, bis er so viele hat, daß er sich nicht mehr bewegen kann. Darum muß er sitzen bleiben, wo er ist, und er baut sich einen Palast und nennt sich Besitzer von Anarres. Und dann war doch da diese furchtbar komische Szene, wo er mit dieser Frau kopulieren will, und sie macht schon die Beine breit, aber er kann nicht, ehe er ihr seine Goldnuggets gegeben hat, um sie zu bezahlen. Aber sie wollte die Dinger nicht. Das war komisch, wie sie sich hingeschmissen und einladend mit den Beinen gewedelt hat, und wie er sich auf sie stürzte, und dann sprang er auf, als hätte er sich mit dem nackten Hintern auf einen Buschholum gesetzt, und sagte: ›Ich darf nicht! Das ist *unmoralisch!* Das ist gegen den *Geschäftssinn!*‹ Armer Tirin! Er war so lustig, und so voll Leben!«

»Er hat den Urrasti selbst gespielt.«

»Ja. Er war großartig.«

»Er hat mir das Stück gezeigt. Mehrmals.«

»Wo hast du ihn getroffen? Im Großen Tal?«

»Nein, vorher, in Ellbogen. Er war Hausmeister in der Fabrik.«

»Hatte er sich den Posten ausgesucht?«

»Ich glaube, zu dem Zeitpunkt war Tirin gar nicht mehr in der Lage, sich etwas auszusuchen… Bedap hat immer gedacht, man habe ihn gezwungen, nach Segvina zu gehen, man habe ihn gezwungen, dort um Behandlung zu bitten. Aber ich weiß nicht… Als ich ihn sah, das war mehrere Jahre nach der Behandlung, war er ein zerstörter Mensch.« »Glaubst du etwa, die in Segvina haben irgendwas mit ihm gemacht?«

»Ich weiß es nicht. Ich glaube, die Anstalt dort bietet wirklich Schutz, ein Refugium. Nach den Veröffentlichungen des Syndikats zu urteilen, sind sie dort wenigstens altruistisch. Nein, ich bezweifle, daß

sie Tirin in den Wahnsinn getrieben haben.«

»Aber was hat ihn denn kaputtgemacht? Daß er keinen Auftrag bekam, der ihm gefiel?«

»Das Stück hat ihn kaputtgemacht.«

»Das Stück? Der Wind, den diese alten Scheißhaufen darum gemacht haben? Ach was! Wenn man sich von dem läppischen moralistischen Geplärre dieser Stänkerer verrückt machen läßt, muß man vorher schon verrückt sein. Man braucht diese alten Säcke doch bloß einfach zu ignorieren.«

»Tir war tatsächlich schon verrückt. Jedenfalls nach den Maßstäben unserer Gesellschaft.«

»Wie meinst du das?«

»Nun ja, ich glaube, Tir ist der geborene Künstler. Nicht Handwerker, sondern Schöpfer. Erfinder-Zerstörer, von der Art, die alles von innen nach außen kehren muß. Ein Satiriker, ein Mensch, der durch Verhöhnung lobt.«

»War sein Stück denn wirklich so gut?« fragte Takver ein wenig naiv und kam ein paar Zentimeter unter den Decken hervorgerutscht, um Sheveks Gesicht zu mustern.

»Nein, das glaube ich wiederum nicht. Auf der Bühne muß es allerdings sehr komisch gewesen sein. Aber schließlich war er damals, als er es schrieb, noch keine zwanzig. Und jetzt schreibt er es immer wieder. Er hat nie mehr etwas anderes geschrieben.«

»Willst du damit sagen, er schreibt immer wieder *dasselbe* Stück?« »Er schreibt immer wieder dasselbe Stück.«

»Puh!« machte Takver entsetzt und voll Mitleid.

»Alle paar Dekaden kam er und zeigte es mir. Und ich las es oder tat wenigstens so, als ob ich es lese, und versuchte mit ihm darüber zu reden. Er wollte so furchtbar gern darüber reden, aber er konnte es einfach nicht. Er hatte zu große Angst.«

»Wovor denn? Das verstehe ich nicht.«

»Vor mir. Vor allen. Vor dem Gesellschaftsorganismus, der menschlichen Rasse, der Brudergemeinschaft, die ihn zurückgestoßen hatte. Wenn ein Mensch das Gefühl hat, allein gegen alle anderen zu stehen, kann ihn durchaus die Angst überkommen.«

»Du meinst, nur weil ein paar Leute sein Stück als unmoralisch bezeichnet und gesagt haben, man sollte ihm keinen Lehrauftrag geben, glaubt er, daß alle gegen ihn sind? Das ist absurd!«

»Aber wer war denn *für* ihn?«

»Dap, zum Beispiel — all seine Freunde.«

»Aber die verlor er. Weil er versetzt wurde.«

»Warum hat er diese Versetzung denn nicht abgelehnt?«

»Sieh mal, Takver, genau dasselbe habe ich auch gedacht. Und das sagen wir alle — immer. Du hast es gesagt: Du hättest dich

weigern sollen, nach Rolny zu gehen. Ich habe es gesagt, als ich in Ellbogen ankam: Ich bin ein freier Mensch, ich war nicht gezwungen, hierherzukommen!… Das denken wir immer, und wir sagen es auch immer, aber wir tun es nie. Wir halten es mit unserer Initiative wie mit einem Klosett, wir gehen hinein, riegeln die Tür hinter uns zu und sagen: ›Ich werde zu nichts gezwungen, ich kann selbst wählen, ich bin frei.‹ Und dann wischen wir uns den Hintern, riegeln wieder auf und gehen dahin, wo wir von der PDK eingesetzt werden, und bleiben dort, bis wir versetzt werden. So ist es doch!«

»Ach Shev, das stimmt doch nicht! Das ist doch erst seit der Dürre so. Vorher gab es nicht halb so viele Einsätze; die Leute nahmen Jobs, wo sie wollten, und schlössen sich einem Syndikat an, oder gründeten eins, und ließen sich dann beim Arbteil eintragen. Vom Arbteil wurden meist nur die Leute eingesetzt, die sich zum Allgemeinen Arbeitszentrum meldeten. Und so wird es auch bald wieder werden.«

»Ich weiß nicht recht. So sollte es natürlich wieder werden. Aber selbst vor der Hungersnot lief der Karren nicht in diese Richtung, sondern in die entgegengesetzte. Bedap hatte recht: jede Notsituation, jede Einberufung zum Arbeitseinsatz sogar, löst unweigerlich ein Anwachsen der bürokratischen Maschinerie in der PDK aus, und eine gewisse Unbeweglichkeit: So ist es gemacht worden, so wird es gemacht, und so *muß* es gemacht werden… Das gab es häufig, schon vor der Dürre. Und diese fünf Jahre währende strikte Kontrolle mag dazu beigetragen haben, das Schema endgültig zu etablieren. Sieh mich nicht so skeptisch an! Sag mir lieber, wie viele Leute kennst du, die einen Arbeitsauftrag verweigert haben — auch vor der Hungersnot?«

Takver überlegte. »Ohne *nuchnibi?«*

»Nein, nein! Die *nuchnibi* sind sehr wichtig.«

»Na ja, ein paar von Daps Freunden — diesen netten Komponisten, Salas hieß er, glaube ich, und noch ein paar andere. Und als ich noch klein war, kamen echte *nuchnibi* nach Round Valley. Aber ich fand immer, daß die uns betrogen. Sie erzählten so wunderhübsche Lügen und Geschichten, sie prophezeiten die Zukunft, und jeder freute sich, wenn sie kamen, sie wurden bereitwillig aufgenommen und verköstigt, solange sie wollten. Nur wollten sie eben nie sehr lange… Aber es gab immer wieder Leute, die ihren Kram zusammenpackten und die Stadt verließen, gewöhnlich junge Menschen, denen die Landarbeit nicht gefiel, die ließen dann ihren Arbeitsposten im Stich und gingen einfach auf und davon. Das tun die Menschen überall, immer wieder. Sie ziehen weiter und suchen nach etwas Besserem. Nur bezeichnet man das eben nicht als Verweigerung des Arbeitsauftrags.«

»Und warum nicht?«

»Worauf willst du hinaus?« murrte Takver und verkroch sich noch tiefer in den Wolldecken.

»Auf folgendes: daß es uns peinlich ist, zu sagen, wir hätten einen Arbeitsauftrag verweigert; daß das individuelle Bewußtsein ganz und gar vom Gesellschaftsbewußtsein beherrscht wird, anstatt im Gleichgewicht damit zu stehen. Wir kooperieren nicht — wir *gehorchen.* Wir fürchten, ausgestoßen zu werden, für faul, dysfunktionell, egoisierend gehalten zu werden. Wir haben mehr Angst vor der Meinung unserer Mitmenschen als Achtung vor unserer eigenen Freiheit zur Wahl. Du glaubst mir nicht, Tak, aber versuch bitte einmal, über deinen Schatten zu springen, nur in der Phantasie, und dann paß auf, was du empfindest. Dann wird dir klarwerden, was Tirin eigentlich ist und warum er zu einem Wrack, einer verlorenen Seele geworden ist. Er ist ein Verbrecher! Wir haben nämlich ebenso das Verbrechen geschaffen, wie das die Propertarier getan haben. Wir vertreiben einen Menschen aus der Sphäre unserer Billigung und verurteilen ihn dann dafür. Wir haben Gesetze geschaffen, Gesetze konventionellen Verhaltens, wir haben uns mit Mauern umgeben, die wir nicht erkennen können, weil sie ein integrierter Teil unseres Denkens sind. Tir dagegen hat das nie getan. Ich kenne ihn, seit wir zehn Jahre alt waren. Er hat es wirklich nie getan, er konnte keine Mauern errichten. Er war ein geborener Rebell. Er war ein geborener Odonier — ein echter! Er war ein freier Mensch, und wir anderen, seine Brüder, haben ihn zur Strafe für seine erste freie Tat in den Wahnsinn getrieben.«

»Ich glaube kaum, daß Tir eine sehr starke Persönlichkeit war«, erwiderte Takver abwehrend, die Stimme durch das Bettzeug gedämpft.

»O nein, er war überaus verletzlich.«

Langes Schweigen.

»Kein Wunder, daß der Gedanke an ihn dich nicht losläßt«, sagte sie. »Sein Stück. Dein Buch.«

»Aber ich habe ihm gegenüber einen Vorteil. Ein Wissenschaftler kann behaupten, seine Arbeit sei nicht er selbst, sondern lediglich die objektive Wahrheit. Ein Künstler kann sich nicht hinter der Wahrheit verstecken. Er kann sich überhaupt nirgends verstekken.«

Takver musterte ihn eine Weile aus den Augenwinkeln, dann drehte sie sich um, richtete sich auf und zog sich die Decke um die Schultern. »Brr! Ist das kalt… Das war ein Fehler von mir, nicht wahr, das mit dem Buch? Daß du Sabul erlauben solltest, es zu verstümmeln und seinen Namen drunterzusetzen. Damals kam es mir richtig vor. Wie das Befolgen der Maxime, die Arbeit kommt vor dem Arbeiter, Stolz vor Eitelkeit, Gemeinschaft vor dem Ego, und so weiter. Aber das war es im Grunde gar nicht, stimmt's? Es war eine Kapitulation. Ein

Sichbeugen vor Sabuls Autoritarianismus.«

»Ach, ich weiß nicht. Dadurch ist es wenigstens gedruckt worden.«

»Der richtige Zweck, aber die falschen Mittel! Ich habe in Rolny lange darüber nachgedacht, Shev. Ich will dir sagen, was daran schuld war. Ich war schwanger. Schwangere Frauen haben keine Moral. Nur die primitivste Art von Opferimpuls. Zum Teufel mit dem Buch, mit der Partnerschaft, mit der Wahrheit, wenn sie den kostbaren Foetus bedrohen!… Es ist ein Arterhaltungstrieb, der sich jedoch durchaus auch gegen die Gemeinschaft wenden kann; er ist biologisch, nicht sozial. Die Männer können dankbar sein, daß sie nie in die Fänge dieses Triebs geraten. Aber sie sollten immer berücksichtigen, daß eine Frau sehr wohl in seine Fänge geraten kann, und sich davor hüten, das zu vergessen. Das ist, glaube ich, auch ein Grund dafür, warum der alte Archismus die Frauen als Besitz betrachtete. Warum haben die Frauen das zugelassen? Weil sie ununterbrochen schwanger waren, weil sie bereits Besitztum waren — Sklavinnen!«

»Na schön, mag ja sein, aber unsere Gesellschaft hier ist immer dort eine echte Gemeinschaft, wo sie wahrhaft Odos Ideen verkörpert. Es war eine Frau, die das Versprechen gegeben hat! Was ist das, was du da jetzt tust — ergehst du dich in Schuldgefühlen? Suhlst du dich darin?« Shevek benutzte freilich nicht den Ausdruck ›suhlen‹, denn auf Anarres gab es keine Tiere, die sich suhlten, sondern ein Kompositum, das wörtlich übersetzt bedeutete: »sich unablässig und dick mit Exkrementen bedecken‹. Die Flexibilität und Präzision der PravicSprache ermöglichte die von ihren Erfindern keineswegs vorgesehene Anwendung bildhafter Metaphern.

»Nein, nein! Es war wunderbar, Sadik zu bekommen! Aber mit dem Buch hatte ich wirklich unrecht.«

»Wir hatten beide unrecht. Unsere Fehler begehen wir immer zusammen. Glaubst du wirklich, daß du diese Entscheidung für mich gefällt hast?«

»In diesem Falle ja.«

»Nein! In Wirklichkeit hat keiner von uns diese Entscheidung gefällt, hat keiner von uns eine freie Wahl getroffen. Das haben wir Sabul überlassen. Unserem eigenen, inneren Sabul — der Konvention, dem Moralismus, der Angst vor dem Anderssein, der Angst vor der Freiheit! Nun, nie wieder! Ich lerne langsam, aber ich lerne.«

»Was wirst du tun?« fragte Takver, einen Ton freudiger Erregung in der Stimme.

»Mit dir nach Abbenay gehen und ein Syndikat gründen, ein Drucksyndikat. Die *Grundregeln* drucken, ungekürzt. Und alles andere, was uns gefällt. Bedaps *Abriß offener Erziehung auf dem Gebiet der Naturwissenschaften,* den die PDK nicht veröffentlichen wollte. Und

Tirins Stück. Das bin ich ihm schuldig. Er hat mich gelehrt, was Gefängnisse sind und wer sie baut. Diejenigen, die sie bauen, sind ihre eigenen Gefangenen. Ich werde die mir eigene Funktion im Sozialorganismus erfüllen. Ich werde hingehen und Mauern einreißen.«.

»Das könnte ganz schön zugig werden«, erwiderte Takver, tief in die Bettdecken verkrochen. Sie schmiegte sich an ihn, und er legte ihr den Arm um die Schultern.

»Das glaube ich auch«, bestätigte er.

Nachdem Takver an jenem Abend eingeschlafen war, lag Shevek noch lange wach. Die Hände unter dem Kopf verschränkt, starrte er in die Dunkelheit, lauschte er auf die Stille. Er dachte an die lange Fahrt aus der Staubwüste heraus, erinnerte sich an die Salzmulden und Trugbilder der Wüste, an den Zugführer mit dem kahlen, braungebrannten Schädel und den freimütigen Augen, der gesagt hatte, daß man *mit* der Zeit arbeiten müsse, nicht gegen sie.

In diesen letzten vier Jahren hatte Shevek einiges über seinen eigenen Willen gelernt; hatte in der Frustration seine Kraft kennengelernt, der kein gesellschaftliches oder ethisches Gebot standhielt. Nicht einmal durch Hunger ließ sich sein Wille bezwingen. Je weniger er hatte, desto absoluter wurde sein Bedürfnis, zu *sein.*

Er identifizierte dieses Bedürfnis mit dem odonischen Ausdruck als seine »zellulare Funktion‹, dem analogischen Terminus für die Individualität des einzelnen, die Arbeit, die er am besten ausführen kann und die daher seinen optimalen Beitrag zur Existenz der Gesellschaft darstellte. Eine gesunde Gesellschaft würde ihn diese optimale Funktion frei erfüllen lassen, ihre Adaptabilität und Stärke in der Koordinierung aller derartigen Funktionen suchen. Das war die zentrale Idee von Odos ›Analogie‹. Daß die odonische Gesellschaft auf Anarres dieses Ideal nicht erreicht, ja sich von ihm entfernt hatte, entband ihn in seinen Augen keineswegs von seiner eigenen Verpflichtung ihr gegenüber; im Gegenteil. Nachdem der Mythos des Staats abgeschafft war, traten die wirkliche Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit der Gesellschaft und des Individuums um so klarer hervor. Opfer mochten vom einzelnen verlangt werden, Kompromisse jedoch nie: denn obwohl nur die Gesellschaft Sicherheit und Stabilität geben konnte, besaß allein der einzelne, allein das Individuum die Macht der ethischen Entscheidung — die Macht, durch freien Willen etwas zu verändern, der wesentlichsten Funktion des Lebens. Die odonische Gesellschaft war als permanente Revolution gedacht, und diese Revolution beginnt mit dem denkenden Geist.

All das hatte sich Shevek überlegt, zu diesem logischen Schluß war er gelangt, denn sein Bewußtsein war ganz und gar odonisch.

Daher war er inzwischen auch davon überzeugt, daß sein

radikaler und uneingeschränkter Wille, etwas zu schaffen, im odonischen Sinne sich selbst rechtfertigte. Sein Gefühl der Verantwortung vor allem gegenüber seiner Arbeit trennte ihn nicht von seinen Kollegen, von seiner Gesellschaft, wie er vermutet hatte, sondern verband ihn um so mehr mit ihnen.

Außerdem hatte er das Gefühl, wenn ein Mensch mit diesem Verantwortungsgefühl *einer* Sache gegenüber verpflichtet war, dieses Verantwortungsgefühl *allen* Dingen gegenüber an den Tag legen würde. Es war ein Fehler, sich selbst nur als ein Vehikel und sonst nichts zu betrachten und dieser Auffassung alle anderen Verpflichtungen zu opfern.

Diese Opferbereitschaft war es auch, die Takver an sich selbst festgestellt hatte, als sie schwanger war, und sie hatte mit so großem Abscheu davon gesprochen, weil auch sie eine echte Odonierin war und ihr die Trennung von Zweck und Mittel daher falsch vorkam. Für sie gab es, wie auch für ihn, keinen Zweck, kein Ziel. Es gab nur das Fortschreiten: das Fortschreiten war alles. Man konnte in einer vielversprechenden Richtung weitergehen, man konnte auch fehlgehen, aber man konnte sich nicht mit der Erwartung auf den Weg machen, irgendwann einmal irgendwo anzuhalten. Alle Verantwortlichkeiten, alle Verpflichtungen nahmen, auf diese Weise begriffen, Substanz und Beständigkeit an.

Und so war auch die gegenseitige Verpflichtung zwischen Takver und ihm, war ihre Verbindung während ihrer vierjährigen Trennung bestehengeblieben. Sie hatten beide darunter gelitten, hatten sogar sehr stark gelitten, aber es war ihnen beiden nicht in den Sinn gekommen, sich diesem Leiden zu entziehen, indem sie dieser Verpflichtung auswichen.

Denn letztlich, dachte er jetzt, als er in der Wärme von Takvers schlafenden Körper dalag, war es die Freude, nach der sie verlangten, das Sein in seiner ganzen Erfülltheit. Wenn man dem Leiden aus weicht, weicht man damit der Gelegenheit zur Freude aus. Man sichert sich zwar Vergnügen, oder Vergnügungen, fühlt sich aber nie erfüllt. Man wird so nie erfahren, wie es ist, heimzukehren.

Takver seufzte leise im Schlaf, als sei sie mit seinen Gedanken einverstanden; dann drehte sie sich um und träumte weiter.

Erfüllung, dachte Shevek, ist eine Funktion der Zeit. Die Jagd nach dem Vergnügen verläuft im Kreis, ist repetitiv, atemporal. Die Sucht des Zuschauers, des Nervenkitzel Suchenden, des sexuelle Promiskuität Ausübenden nach Abwechslung endet immer am selben Punkt. Sie hat ein Ende. Sie endet am Nullpunkt und muß wieder von neuem beginnen. Sie ist nicht Reise und Wiederkehr, sondern ein enger geschlossener Kreis, ein verschlossener Raum, eine Zelle.

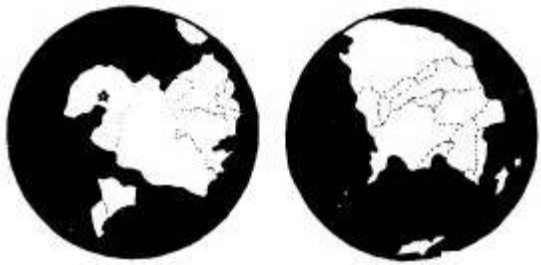
Und draußen vor diesem verschlossenen Raum breitet sich die

Landschaft der Zeit, in der der Geist mit ein wenig Glück und Courage die leicht zerstörbaren, provisorischen, unsicheren Straßen und Städte der Aufrichtigkeit bauen kann: eine von Menschen bewohnbare Landschaft.

Erst wenn in dieser Landschaft der Vergangenheit und Zukunft eine Handlung geschieht, ist es eine menschliche Handlung. Aufrichtigkeit, der Garant der Kontinuität von Vergangenheit und Zukunft, der die Zeit zu einem Ganzen verbindet, ist die Wurzel menschlicher Kraft; ohne sie kann nichts Gutes geschaffen werden.

Bei diesem Rückblick auf die vergangenen vier Jahre sah Shevek sie daher nicht als vertan, sondern als Teil des Gebäudes, das Takver und er mit ihrem Leben errichteten. Das Gute an dem Entschluß, *mit* der Zeit zu arbeiten, statt gegen sie, dachte er, ist die Tatsache, daß sie nicht vertan wird. Sogar der Schmerz zählt und ist wichtig.

11. Kapitel
Urras



Rodarred, die alte Hauptstadt der Provinz Avan, war eine Stadt der tausend Spitzen: ein Wald von Fichtenwipfeln, und über den Fichtenwipfeln ein noch höherer, luftigerer Wald von steinernen Türmen. Die Straßen waren dunkel und eng, häufig dunstig, unter den vielen Bäumen verborgen, Moos wuchs zwischen den Pflastersteinen. Nur von den sieben Flußbrücken aus konnte man die Spitzen der Haustürme sehen. Einige waren Hunderte von Metern hoch, andere glichen Schößlingen, ins Kraut geschossenen normalen Häusern. Einige waren aus Stein, andere aus Porzellan, Mosaik, bunten Glasscheiben, Kupfer-, Blech- oder Goldplatten, überladen mit Verzierungen, zart, glitzernd. In diesen sinnverwirrenden, bezaubernden Straßen hatte seit dreihundert Jahren, seit seiner Gründung, der Urrasti-Rat der Weltregierungen seinen Sitz. Außerdem hatten sich in Rodarred, nur eine Fahrstunde von Nio Esseia und dem Sitz der Nationalregierung entfernt, zahlreiche Botschaften und Konsulate des RWG angesiedelt. Die Terranische Botschaft des RWG war im Stromschloß zwischen der Schnellstraße nach Nio und dem Fluß untergebracht, von dem nur ein einziger gedrungener Turm mit quadratischem Dach und Schießscharten als Fenster aufstieg. Seine Mauern hatten schon eintausendvierhundert Jahrelang dem Wetter und allen Waffen getrotzt. An der Landseite war es von dunklen Bäumen umgeben, eine Zugbrücke überspannte den Schloßgraben. Jetzt war die Zugbrücke herabgelassen, die Schloßtore standen weit offen. Der Burggraben, der Fluß, das grüne Gras, die schwarzen Mauern, die Flagge hoch oben auf dem Turm alles schimmerte im Dunst, als die Sonne durch den Flußnebel brach und die Glocken in den Türmen von Rodarred endlos und unbeschreiblich harmonisch die siebente Stunde einläuteten.

Der Angestellte in der überaus modernen Rezeption des Schlosses war ganz auf ein ungeheures Gähnen konzentriert. »Wir öffnen erst

um acht«, erklärte er hohl.

»Ich möchte den Botschafter sprechen.«

»Der Botschafter frühstückt. Sie müssen sich einen Termin geben lassen.« Damit rieb sich der Angestellte die tränenden Augen und war erst dann richtig in der Lage, den Besucher wirklich deutlich zu sehen. Er starrte, bewegte ein paarmal lautlos die Lippen und fragte: »Wer sind Sie? Wo… Was wollen Sie?«

»Ich möchte den Botschafter sprechen.«

»Augenblick«, sagte der Mann im reinsten Nioti-Akzent, die Hand, ohne den Blick von dem Besucher zu wenden, nach einem Telefonapparat ausstreckend.

In dem Moment hielt ein Wagen zwischen dem Tor an der Zugbrücke und dem Eingang zur Terranischen Botschaft, dem mehrere Männer entstiegen. Die Metallverzierungen ihrer schwarzen Röcke glitzerten im Sonnenlicht. Zwei weitere Männer hatten die Halle gerade vorn Haupttrakt des Gebäudes her betreten, fremdartig aussehende, fremdartig gekleidete Männer, die sich angeregt unterhielten. An der Rezeption vorbei eilte Shevek auf sie zu. »Helfen Sie mir!« verlangte er.

Verblüfft sahen sie ihn an. Einer von ihnen wich stirnrunzelnd zurück. Der andere blickte an Shevek vorbei zu den Uniformierten hinüber, die jetzt in die Botschaft eindrangen. »Hier hinein!« sagte er kurz entschlossen, ergriff Shevek am Arm und schloß sich mit ihm in einem kleinen Nebenbüro ein — nur zwei Schritte und eine einzige Geste, sauber und gekonnt wie bei einem Ballettänzer. »Was ist los? Sind Sie aus Nio Esseia?«

»Ich möchte den Botschafter sprechen.«

»Gehören Sie zu den Streikenden?«

»Shevek. Mein Name ist Shevek. Von Anarres.«

Die Augen des Fremden funkelten klar, intelligent in dem pechschwarzen Gesicht. »Main-gott«, flüsterte der Terraner, und dann, auf lotisch: »Wollen Sie hier um Asyl bitten?«

»Ich weiß nicht. Ich…«

»Kommen Sie mit, Dr. Shevek. Sie müssen sich erst einmal ruhig hinsetzen.«

Sie kamen durch Korridore, über Treppen, die Hand des schwarzen Mannes ständig an seinem Arm.

Leute versuchten ihm die Jacke auszuziehen. Er wehrte sich, aus Furcht, sie könnten hinter dem Notizbuch in seiner Hemdtasche her sein. Irgend jemand sprach mit Autorität in einer unbekannten Sprache. Jemand anders sagte ruhig: »Schon gut. Er will nur feststellen, ob Sie verletzt sind. Ihre Jacke ist voll Blut.«

»Ein anderer Mann«, sagte Shevek. »Das Blut von einem anderen Mann.«

Mühsam richtete er sich auf, obwohl ihm der Kopf schwamm. Er lag in einem großen, sonnenhellen Zimmer auf einer Couch; anscheinend war er ohnmächtig geworden. Um ihn herum standen zwei Männer und eine Frau. Verständnislos starrte er sie an.

»Sie sind in der Terranischen Botschaft, Dr. Shevek. Auf terranischem Territorium. Sie sind in Sicherheit. Sie können hierbleiben, solange Sie wollen.«

Die Haut der Frau war gelblich-braun, wie eisenhaltige Erde, und haarlos, bis auf den Kopf; nicht rasiert, sondern tatsächlich haarlos. Ihre Züge waren sonderbar kindlich, kleiner Mund, flache Nase, Augen mit langen, schweren Lidern, Kinn und Wangen rundlich, mit Fettpolstern. Überhaupt die ganze Figur rundlich, zierlich, kindhaft.

»Sie sind in Sicherheit«, wiederholte sie.

Er wollte etwas sagen, konnte es nicht. Einer der Männer legte ihm sanft die Hand auf die Brust, schob und sagte behutsam: »Legen Sie sich hin.« Er legte sich zurück, flüsterte aber noch einmal: »Ich möchte den Botschafter sprechen.«

»Ich bin der Botschafter«, sagte die Frau. »Keng ist mein Name. Wir freuen uns, daß Sie zu uns gekommen sind. Hier sind Sie sicher. Bitte, rühren Sie sich ein wenig aus, Dr. Shevek. Unterhalten können wir uns später. Das hat keine Eile.« Ihre Stimme hatte einen seltsamen Ton, eine Art Singsang lag darin, aber sie war ebenso rauchig wie Takvers Stimme.

»Takver«, sagte er in seiner Heimatsprache, »ich weiß nicht, was ich tun soll.«

»Schlafen«, antwortete sie, und er schlief.

Nachdem er zwei Tage lang geschlafen und gegessen hatte und wieder seinen grauen Ioti-Anzug trug, den man gereinigt und gebügelt hatte, wurde er in den Privatsalon der Botschafterin im zweiten Stock des Hausturms geführt.

Die Botschafterin verbeugte sich weder vor ihm, noch schüttelte sie ihm die Hand, sondern legte ihre Hände vor der Brust zusammen und lächelte. »Ich freue mich, daß es Ihnen besser geht, Dr. Shevek. Aber nein, ich sollte wohl besser nur Shevek sagen, nicht wahr? Bitte, setzen Sie sich. Leider muß ich mich mit Ihnen auf lotisch unterhalten, in einer Sprache, die uns beiden fremd ist, da ich Ihre Sprache nicht kenne. Wie ich hörte, ist sie überaus interessant, die einzige rational erfundene Sprache, die zur Sprache eines großen Volkes geworden ist.«

Er kam sich groß, ungeschlacht, behaart vor, neben dieser höflichen und gewandten Ausländerin. Er setzte sich in einen tiefen, weichen Sessel. Keng nahm daraufhin ebenfalls Platz, schnitt aber eine Grimasse dabei. »Rückenschmerzen«, erklärte sie. »Vom ewigen Sitzen in diesen bequemen Sesseln.« Und nun erst fiel Shevek auf, daß es sich

keineswegs um eine Frau von dreißig oder weniger Jahren handelte, sondern um eine über Sechzigjährige; er hatte sich von ihrer glatten Haut und ihrer kindlichen Figur täuschen lassen. »Zu Hause sitzen wir meist auf Kissen auf dem Fußboden«, fuhr sie fort. »Doch wenn ich das hier täte, müßte ich noch häufiger zu allen emporblicken. Ihr Getier seid ja alle so groß!… Wissen Sie, wir haben da ein kleines Problem. Das heißt, eigentlich nicht wir, sondern die Regierung von A-Io. Ihre Leute auf Anarres, diejenigen, die in Funkverbindung mit Urras sind, haben dringend darum gebeten, mit Ihnen sprechen zu dürfen. Und nun ist die Ioti-Regierung in Verlegenheit.« Sie lächelte; es war ein aufrichtig belustigtes Lächeln. »Sie wissen nicht, was sie antworten sollen.«

Sie war ruhig. Sie war ruhig wie ein vom Wasser abgeschliffener Stein, der, wenn man ihn betrachtet, Ruhe ausstrahlt. Shevek lehnte sich im Sessel zurück und ließ sich mit seiner Antwort viel Zeit.

»Weiß die Ioti-Regierung, daß ich hier bin?«

»Nun, nicht offiziell. Wir haben nichts gesagt, sie haben uns nicht gefragt. Aber wir haben mehrere Ioti-Angestellte und -Sekretärinnen. Daher werden sie es natürlich wissen.«

»Ist das gefährlich für Sie — daß ich hier bin, meine ich?«

»Aber nein! Unsere Botschaft gehört zum Rat der Weltregierungen, ich bin nicht Botschafterin in A-Io. Sie hatten durchaus das Recht, hierherzukommen, ein Recht, das anzuerkennen die übrigen Angehörigen des Rates den Staat A-Io unter Umständen zwingen würden. Und wie ich Ihnen bereits sagte — dieses Schloß ist terranisches Territorium.« Sie lächelte wieder; ihr glattes, gepflegtes Gesicht legte sich in unzählige kleine Fältchen und glättete sich wieder. »Eine herrliche Idee, wie sie sich nur Diplomaten ausdenken können. Dieses Schloß, elf Lichtjahre von der Erde entfernt, dieses Zimmer in einem Turm von Rodarred in A-Io auf dem Planeten Urras der Sonne Tau Ceti, ist terranisches Territorium!«

»Dann können Sie ihnen mitteilen, daß ich hier bin.«

»Gut. Das wird die Sache vereinfachen. Ich wollte nur Ihr Einverständnis haben.«

»Es gibt keine… Nachricht für mich von Anarres?«

»Das weiß ich nicht. Danach habe ich nicht gefragt. Weil ich das Ganze noch nicht von Ihrer Seite aus betrachtet habe. Wenn Sie sich über irgend etwas Sorgen machen, könnten wir uns mit Anarres in Verbindung setzen. Wir kennen natürlich die Wellenlänge, auf der Ihre Leute senden, aber wir haben sie bisher nicht benutzt, weil wir dazu nicht aufgefordert worden waren. Wir hielten es für besser, Sie nicht zu drängen. Aber wir können Ihnen natürlich gern ein Gespräch vermitteln.«

»Haben Sie einen Sender?«

»Wir würden unser Schiff als Relaisstation benutzen, das HainSchiff, das sich im Orbit um Urras befindet. Hain und Terra arbeiten nämlich zusammen. Der Botschafter von Hain weiß, daß Sie sich bei uns aufhalten; er ist der einzige, der offiziell davon unterrichtet wurde. Das Funkgerät steht Ihnen also zur freien Verfügung.«

Er bedankte sich mit der Selbstverständlichkeit eines Menschen, der nicht nach verborgenen Motiven für ein freundliches Angebot sucht. Sie musterte ihn einen Moment lang prüfend, der Blick ihrer gescheiten Augen ruhte auf seinem Gesicht. »Ich habe Ihre Rede gehört«, sagte sie.

Er sah sie an, wie aus weiter Ferne. »Rede?«

»Ja, als Sie bei der Demonstration auf dem Kapitolsplatz sprachen. Heute vor einer Woche… Wir hören immer die Geheimsender ab, das Programm der Sozialistischen Arbeiter und der Indeterministen. Und die berichteten natürlich über die Demonstration. Ich habe Ihre Rede gehört und war tief bewegt. Dann gab es ein Geräusch, ein merkwürdiges Geräusch, und man hörte, daß die Menge anfing zu schreien. Erklärt wurde nichts. Nur dieses Geschrei war da. Und dann plötzlich Stille. Es war furchtbar, ganz furchtbar! Und Sie waren dabei… Wie sind Sie von dort entkommen? Wie sind Sie aus der Stadt entkommen? Die Altstadt ist immer noch abgesperrt; in Nio stehen drei Regimenter der Armee; sie treiben Tag für Tag Hunderte von Streikenden und Verdächtigen zusammen. Wie sind Sie hierhergekommen?«

Er lächelte schwach. »Mit einem Taxi.«

»Durch alle Kontrollpunkte? Und in dieser blutverschmierten Jacke? Wo jeder genau weiß, wie Sie aussehen?«

»Ich lag unter dem Rücksitz. Das Taxi wurde requiriert — ist das der richtige Ausdruck? Ein Risiko, das ein paar Leute für mich auf sich genommen haben.« Er blickte auf seine im Schoß gefalteten Hände. Er saß ganz still und sprach ganz ruhig, in seinen Augen und den Linien um seinen Mund aber lag eine ungeheure Gespanntheit. Er überlegte eine Weile und fuhr dann in demselben ruhigen Ton fort: »Zuerst war es Glück. Als ich aus meinem Versteck herauskam, hatte ich Glück, daß ich nicht sofort verhaftet wurde. Aber ich gelangte in die Altstadt. Von da an war es dann allerdings nicht mehr nur Glück. Die Leute dort haben überlegt, wohin ich mich flüchten könnte, haben Pläne gemacht, wie ich dorthin gelangen könnte, und viele Risiken auf sich genommen.« Er sagte ein Wort in seiner Heimatsprache, das er anschließend übersetzte: »Solidarität…«

»Es ist sonderbar«, sagte die Botschafterin von Terra. »Ich weiß so gut wie nichts über Ihre Welt, Shevek. Ich weiß nur, was die Urrasti uns erzählen, denn Ihre Leute wollen uns ja nicht kommen lassen. Ich

weiß natürlich, daß es sich um einen trockenen, unwirtlichen Planeten handelt. Und daß die Kolonie dort als Experiment in nicht-autoritärem Kommunismus gegründet wurde, daß sie seit über einhundertundsiebzig Jahren besteht. Von Odos Schriften habe ich ein paar gelesen, allerdings nicht viel. Ich dachte immer, das alles sei verhältnismäßig unwichtig für die jetzige Situation auf Urras, fremd, fern; ein interessantes Experiment. Aber das war ein Irrtum, nicht wahr, Shevek? Es ist wichtig. Vielleicht ist Anarres der Schlüssel zu Urras… Die Revolutionäre in Nio kommen aus derselben Tradition. Sie haben nicht nur für höhere Löhne gestreikt oder gegen die Einberufung zum Kriegsdienst protestiert. Sie sind nicht einfach Sozialisten, sondern sie sind Anarchisten; sie haben gegen die Macht gestreikt. Wissen Sie, der Umfang der Demonstration, die Intensität der allgemeinen Gefühle und die panische Reaktion der Regierung, das alles war für uns schwer zu verstehen. Warum diese Aufregung? Die Regierung hier ist keineswegs despotisch. Die Reichen sind tatsächlich sehr reich, aber die Armen sind nicht sehr arm. Sie sind nicht versklavt, und sie müssen nicht hungern. Warum geben sie sich nicht mit Brot und Reden zufrieden? Warum sind sie so überempfindlich?… Jetzt, ganz allmählich, beginne ich zu verstehen, warum. Aber es ist mir immer noch unerklärlich, warum die A-Io-Regierung, die ja wußte, daß diese indeterministische Tradition immer noch lebt, und der die Unzufriedenheit in den Industriestädten bekannt war, Sie trotzdem hergeholt hat. Das bedeutete doch, in einer Pulverfabrik ein Streichholz anzünden!«

»Ich sollte ja auch gar nicht in die Nähe dieser Pulverfabrik kommen. Ich sollte von den Massen tunlichst ferngehalten werden, nur in der Umgebung der Gelehrten und der Reichen leben. Damit ich keine Armen zu sehen bekam. Nichts Häßliches. Ich sollte in Watte gewickelt, in eine Schachtel gelegt, in Papier gepackt, in einen Karton gebettet und mit einer Plastikhaut überzogen werden, wie alles hier, in diesem Land. Dort sollte ich glücklich und zufrieden meine Arbeit verrichten, jene Arbeit, die ich auf Anarres nicht verrichten konnte. Und wenn ich damit fertig war, sollte ich ihnen das Ergebnis überreichen, damit sie Sie damit unter Druck setzen könnten.«

»Uns unter Druck setzen? Meinen Sie Terra, und Hain, und die anderen Interspacemächte? Unter Druck setzen — womit?«

»Mit der Annihilation des Raums.«

Sie schwieg eine Weile. »Ist es das, womit Sie sich beschäftigen?« fragte sie mit ihrer sanften Stimme.

»Nein. Damit beschäftige ich mich keineswegs! Denn erstens bin ich kein Erfinder, kein Ingenieur, sondern Theoretiker. Und was die hier von mir wollen, ist eine Theorie. Eine Allgemeine Feldtheorie für Temporalphysik. Wissen Sie, was das ist?«

»Shevek, Ihre cetische Physik geht glattweg über meinen Horizont. Ich bin auf dem Gebiet der Mathematik, der Physik, der Philosophieund anscheinend besteht sie aus all dem zusammen, und aus Kosmologie und allen möglichen anderen Dingen dazu — nicht bewandert. Doch wenn Sie von der Simultaneitätstheorie sprechen, weiß ich genausowenig, was Sie meinen, wie ich weiß, was Relativitätstheorie bedeutet; das heißt, ich weiß nur, daß die Relativitätstheorie zu gewissen großen praktischen Ergebnissen geführt hat. Das ist aber auch alles. Und daher nehme ich jetzt an, daß Ihre Temporalphysik wiederum neue Fortschritte der Technologie ermöglichen wird.«

Er nickte. »Wonach diese Leute streben«, erklärte er, »ist die Momentanübertragung von Materie durch den Raum. Transilienz. Raumfahrt ohne Durchquerung des Raums oder Ablauf von Zeit. Vielleicht erreichen sie es tatsächlich, aber nicht aufgrund meiner Gleichungen. Immerhin jedoch können sie aufgrund meiner Gleichungen den Ansible konstruieren, wenn sie es wollen. Der Mensch kann mit ihm die großen Abgründe nicht überspringen, Ideen aber können es.«

»Was ist ein Ansible, Shevek?«

»Eine Idee.« Er lächelte ohne eine Spur von Humor. »Ein Apparat, der Kommunikation zwischen zwei Punkten im Weltraum ohne Zeitintervall gestattet. Mit diesem Apparat werden natürlich keine Botschaften transportiert; Simultaneität ist gleich Identität. Nach unserem Begriffsvermögen aber wird diese Simultaneität als Übermittlung, als Sendung funktionieren. So daß wir sie zum Gespräch zwischen Welten benutzen können, ohne endlos darauf warten zu müssen, bis die Botschaften ankommen und die Antworten zurückkehren, wie es bisher bei den elektromagnetischen Impulsen der Fall ist. Im Grunde ist die Sache ganz einfach. Wie eine Art Telefon.«

Keng lachte. »›Die einfachen Sachen‹ der Physiker! Ich könnte dann also diesen ›Ansible‹ nehmen und mit meinem Sohn in Delhi sprechen? Und mit meiner Enkelin, die fünf Jahre alt war, als ich abreiste, und die elf Jahre älter geworden ist, während ich fast mit Lichtgeschwindigkeit von Terra nach Urras reiste? Und könnte mir berichten lassen, wie es *jetzt* zu Hause ist, statt vor elf Jahren? Und Entscheidungen könnten getroffen, Abkommen erreicht und Informationen mitgeteilt werden? Ich könnte mich mit Diplomaten auf Chiffewar, Sie könnten sich mit Physikern auf Hain unterhalten, Ideen könnten ohne Zeitverzögerung von einer Welt zur anderen übermittelt werden? — Wissen Sie was, Shevek? Ich glaube, Ihre ganz einfache Sache könnte das Leben von Milliarden Menschen auf den neun bekannten Welten grundlegend verändern!«

Er nickte.

»Der Apparat würde eine Weltenliga ermöglichen. Eine Föderation. Die Jahre haben uns getrennt, die Dekaden zwischen Abreise und Ankunft, zwischen Frage und Antwort. Es ist, als hätten Sie die menschliche Sprache erfunden! Wir könnten sprechen — endlich könnten wir miteinander sprechen!«

»Und was werden Sie sagen?«

Seine Bitterkeit erschreckte Keng. Sie sah ihn an und sagte gar nichts.

Er beugte sich im Sessel vor und rieb sich voll Schmerzen die Stirn. »Hören Sie«, begann er, »ich muß Ihnen erklären, warum ich zu Ihnen gekommen bin, und warum ich auf diese Welt gekommen bin. Es war wegen der Idee. Um die Idee zu lehren, andere daran teilhaben lassen. Wir auf Anarres, wir haben uns abgesondert. Wir sprechen nicht mit anderen Menschen, mit dem Rest der Menschheit. Dort konnte ich meine Arbeit nicht beenden. Und wenn ich sie beendet hätte, niemand hätte sie dort gewollt, weil sie keine Verwendung dafür haben. Deswegen bin ich hergekommen. Hier gibt *es* alles, was ich brauche das Gespräch, das Teilhaben, ein Experiment im Lichtlabor, das etwas beweist, was es gar nicht beweisen sollte, ein Buch von einer fremden Welt über die Relativitätstheorie, die Anregungen, die ich brauche. Und so konnte ich meine Arbeit endlich abschließen. Noch ist sie nicht ausführlich niedergelegt, aber ich habe die Gleichungen und die Schlußfolgerungen, sie ist fertig. — Doch die Ideen in meinem Kopf sind nicht die einzigen, die mir wichtig sind. Meine Gesellschaft ist auch eine Idee. Ich wurde durch sie geformt. Eine Idee der Freiheit, der Veränderung, der menschlichen Solidarität — eine sehr wichtige Idee. Und wenn ich auch dumm war, erkannte ich doch schließlich, daß ich, indem ich die eine Idee verfolgte, die Physik nämlich, die andere Idee verriet. Ich ließ mir von den Propertariern *die Wahrheit abkaufen.«*

»Was hätten Sie sonst tun sollen, Shevek?«

»Gibt es denn keine Alternative zum Verkaufen? Gibt es nicht so etwas wie ein Geschenk?«

»Gewiß…«

»Begreifen Sie nicht, daß ich sie Ihnen schenken will — und Hain und den anderen Welten — und den Staaten von Urras? Aber euch allen! Ich möchte sie mit allen teilen, damit keiner von euch sie, wie A-Io das will, dazu verwenden kann, Macht über die anderen zu erlangen, reicher zu werden oder mehr Kriege zu gewinnen. Damit ihr die Wahrheit nicht für euren persönlichen Profit verwendet, sondern ausschließlich zum Wohl der Allgemeinheit.«

»Die Wahrheit kann letztlich gar nicht anders, als dem Wohl der Allgemeinheit zu dienen«, entgegnete Keng.

»Letztlich, ja; aber ich will nicht bis dahin warten. Ich habe nur ein Leben, und das möchte ich nicht für Habgier, Profitiere! und Lügen vergeuden. Ich möchte nicht *jedwedem* Herren dienen.«

Kengs Gelassenheit war jetzt weitaus gezwungener als zu Beginn ihres Gesprächs. Die Kraft, die Sheveks Persönlichkeit ausstrahlte, unbehindert von jeglicher Schüchternheit oder Abwehr, war beeindruckend. Sie war erschüttert und betrachtete ihn voll Mitgefühl und mit einer Art scheuem Respekt.

»Wie ist sie eigentlich«, fragte sie, »wie kann sie sein, diese Gesellschaft, die Sie geformt hat? Ich hörte, wie Sie auf dem Platz von Anarres sprachen, und mußte weinen, aber im Grunde glaubte ich Ihnen nicht. Im fremden Land sprechen die Menschen immer so von ihrer Heimat… Aber Sie sind nicht wie die anderen Menschen. Irgendwie ist da ein Unterschied.«

»Der Unterschied liegt in der Idee«, erklärte er. »Und auch wegen dieser Idee bin ich hierhergekommen. Wegen Anarres. Da meine Leute sich weigern, den Blick nach außen zu wenden, dachte ich mir, daß ich die anderen dazu bringen könnte ihre Blicke auf uns zu richten. Ich dachte, es wäre besser, sich nicht hinter einer Wand zu verbarrikadieren, sondern eine Gesellschaft unter anderen, eine Welt unter anderen zu sein, zu geben und zu nehmen. Aber darin habe ich mich getäuscht, habe ich mich schwer getäuscht.«

»Wieso? Bestimmt haben Sie doch…«

»Weil es nichts, aber auch gar nichts auf Urras gibt, das wir Anarresti brauchen könnten! Wir sind vor einhundertundsiebzig Jahren mit leeren Händen abgezogen, und damit haben wir recht getan. Wir haben nichts mitgenommen, weil es hier nichts anderes gibt als Staaten und ihre Waffen, Reiche und ihre Lügen, Arme und ihr Elend. Auf Urras gibt es keine Möglichkeit, mit reinem Herzen recht zu tun. Man kann nichts tun, ohne daß Profit dabei eine Rolle spielt, und Furcht vor Verlust, und der Wunsch nach Macht. Man kann nicht guten Morgen sagen, ohne zu wissen, wer von euch dem anderen ›überlegen‹ ist oder versucht, das zu beweisen. Man kann sich anderen Menschen gegenüber nicht wie ein Bruder verhalten, sondern muß sie manipulieren, kommandieren, ihnen gehorchen oder sie hintergehen. Man darf einen anderen Menschen nicht berühren, und dennoch lassen sie einen nicht in Ruhe. Es gibt keine Freiheit. Es ist eine Schachtel — Urras ist eine Schachtel, ein Paket, mit der wunderschönen Verpackung des blauen Himmels, der Wiesen und Wälder, der großen Städte. Und wenn man diese Schachtel öffnet — was ist darin? Ein dunkler Keller voller Staub und Unrat und ein toter Mann. Ein Mann, dem man die Hand abgeschossen hat, weil er sie anderen reichen wollte. Ich bin endlich in der Hölle gewesen. Desar hatte ganz recht: Es ist Urras; Urras ist die Hölle.« Trotz seiner großen

Bewegung sprach er schlicht, mit einer gewissen Demut, und wiederum betrachtete ihn die Botschafterin von Terra mit zurückhaltendem, aber mitfühlendem Staunen, als wisse sie nicht, wie sie diese Schlichtheit auffassen sollte.

»Wir sind beide Fremde in diesem Land, Shevek«, sagte sie schließlich. »Ich komme von viel weiter her in Raum und Zeit als Sie. Und dennoch glaube ich allmählich, daß mir Urras weit weniger fremd ist als Ihnen… Lassen Sie mich Ihnen schildern, wie mir diese Welt erscheint. Mir und all meinen Mit-Terranern, die diesen Planeten kennengelernt haben, erscheint Urras als die freundlichste, vielfältigste, schönste aller bewohnten Welten. Als die Welt, die dem Paradies am nächsten kommt.«

Sie musterte ihn ruhig und aufmerksam; er schwieg.

»Gewiß, sie ist voller Übel, voller menschlicher Ungerechtigkeit, Habgier, Dummheit, Verschwendung. Aber sie ist auch voller Gutem, voll Schönheit, Vitalität, Leistung. Sie ist, wie eine Welt sein sollte! Sie ist *lebendig,* ungeheuer lebendig — lebendig trotz aller Übel, voller Hoffnung. Trifft das nicht zu?« Er nickte.

»Und werden Sie nun, Sie, Mann von einer Welt, von der ich mir keine Vorstellung machen kann, Sie, der Sie mein Paradies für die Hölle halten, werden Sie mich jetzt fragen, wie es auf *meiner* Welt aussieht?«

Er sah sie mit ruhigem Blick an, ohne ein Wort zu sagen.

»Meine Welt, die Erde, ist eine Ruine. Ein von den Menschen zerstörter Planet. Wir haben uns vermehrt, haben gepraßt und gekämpft, bis nichts mehr übriggeblieben war, und dann sind wir gestorben. Wir haben weder unserem Appetit noch unserer Gewalttätigkeit Zügel angelegt; wir haben uns nicht angepaßt. Wir haben uns selbst vernichtet. Aber zuerst haben wir unsere Welt zerstört. Auf der Erde gibt es keine Wälder mehr. Die Luft ist grau, der Himmel ist grau, es ist immer heiß. Sie ist bewohnbar, sie ist immer noch bewohnbar — aber nicht so wie diese Welt. Dies ist eine lebendige Welt, eine Harmonie. Meine Welt ist eine Disharmonie. Ihr Odonier wähltet die Wüste; wir Terraner schufen die Wüste…

Wir können dort leben, genau wie ihr. Die Menschen sind zäh! Es gibt jetzt fast noch eine halbe Milliarde von uns. Früher waren wir einmal neun Milliarden. Überall sieht man die alten Städte noch. Knochen und Steine zerfallen zu Staub, die kleinen Plastikstücke jedoch tun das nicht — sie können sich auch nicht anpassen. Als Spezies, als soziale Spezies haben wir versagt. Wir sind jetzt hier, wir verhandeln mit den anderen menschlichen Gesellschaften auf anderen Welten nur durch die Barmherzigkeit der Hainish. Sie kamen zu uns; sie brachten uns Hilfe. Sie bauten Schiffe und gaben sie uns, damit wir unsere Ruinenwelt verlassen konnten. Sie behandeln uns gütig, mit

Barmherzigkeit, wie der Starke den Kranken behandelt. Sie sind ein sehr seltsames Volk, die Hainish; älter als wir alle; unendlich großzügig. Wahre Altruisten. Sie werden von einer Schuld getrieben, die wir trotz all unserer eigenen Verbrechen nicht begreifen. Ich glaube, sie werden bei allem, was sie tun, von der Vergangenheit getrieben, von ihrer endlosen Vergangenheit. Nun, wir hatten gerettet, was wir retten konnten, hatten uns in den Ruinen auf Terra auf die einzig mögliche Art und Weise eingerichtet: durch totale Zentralisation. Totale Kontrolle über die Verwendung jedes einzelnen Hektar noch fruchtbaren Landes, jedes einzelnen Stücks Metall, jedes einzelnen Liters Treibstoff. Totale Rationierung, Geburtenkontrolle, Euthanasie, allgemeine Verpflichtung zur Arbeit. Absolute Reglementierung jedes Menschenlebens im Hinblick auf das Ziel der Rassenerhaltung. So weit waren wir gekommen, als die Hainish eintrafen. Sie brachten uns… ein wenig mehr Hoffnung. Nicht sehr viel. Wir haben es überlebt… Und können diese herrliche Welt, diese lebensvolle Gesellschaft, dieses Urras, dieses Paradies nur von außen betrachten. Wir können es nur bewundern, und vielleicht ein wenig beneiden. Nicht sehr.«

»Dann würde Anarres, nach allem, was Sie von mir gehört haben… Was würde Ihnen Anarres bedeuten, Keng?«

»Nichts. Gar nichts, Shevek. Wir haben unsere Chance für Anarres vor Jahrhunderten verspielt, lange bevor es überhaupt entstand.«

Shevek stand auf und trat ans Fenster, einen der langgestreckten, horizontalen Fensterschlitze des Turms. In der Wand darunter war eine Nische, in die einst ein Bogenschütze treten konnte, wenn er auf Angreifer vor dem Tor unten zielen wollte; trat man diese Stufe nicht hinauf, sah man nichts als den sonnengebadeten, leicht dunstigen Himmel. Shevek stand unter dem Fenster und starrte hinaus; das Licht erfüllte seine Augen.

»Sie verstehen nicht, was Zeit ist«, sagte er schließlich. »Sie behaupten, die Vergangenheit sei vorbei, die Zukunft sei nicht real, es gebe keine Veränderung, keine Hoffnung. Sie glauben, Anarres sei eine Zukunft, die nicht erreicht werden könne, wie Ihre Vergangenheit nicht verändert werden kann. So daß es nichts gibt als die Gegenwart, dieses Urras, die reiche, reale, statische Gegenwart, den jetzigen Augenblick. Und das, glauben Sie, sei etwas, was man besitzen könne! Sie beneiden es ein wenig. Sie finden, das sei etwas, was Sie gern hätten. Aber wissen Sie was? Es ist nicht real. Es ist nicht stabil, nicht fest — nichts ist stabil und fest. Die Dinge verändern sich, immer wieder. Besitzen kann man nie etwas… Am wenigsten die Gegenwart — wenn Sie sie nicht mit der Vergangenheit und Zukunft zusammen akzeptieren. Nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Zukunft; nicht nur die Zukunft, sondern auch die Vergangenheit!

Weil die nämlich real sind: Nur ihre Realität macht die Gegenwart real. Sie werden Urras weder erreichen noch auch nur verstehen, wenn Sie diese Realität, die beständige Realität von Anarres nicht akzeptieren. Sie haben recht, wir sind der Schlüssel. Doch als Sie das sagten, glaubten Sie gar nicht wirklich daran. Sie glauben nicht an Anarres. Sie glauben nicht an mich, obwohl ich hier, in diesem Moment, bei Ihnen in diesem Zimmer bin… Meine Leute hatten recht, und ich hatte unrecht: Wir können nicht zu Ihnen kommen. Das werden Sie nicht zulassen. Sie glauben im Grunde Ihres Herzens nicht an die Veränderung, an Evolution. Sie würden uns lieber vernichten als unsere Realität akzeptieren, als zuzugeben, daß Hoffnung besteht! Wir können nicht zu Ihnen kommen. Wir können lediglich darauf warten, daß Sie zu uns kommen.« Kengs Miene war verblüfft und nachdenklich, vielleicht sogar ein wenig benommen.

»Ich begreife *es* nicht… Ich begreife es nicht«, sagte sie dann. »Sie sind wie ein Mensch aus unserer eigenen Vergangenheit, wie diese alten Idealisten, die Visionäre der Freiheit; und dennoch kann ich Sie nicht verstehen, ist es, als versuchten Sie zu mir von zukünftigen Dingen zu sprechen; und dennoch sind Sie, wie Sie sagten, hier, jetzt!…« Aber ihr Wahrnehmungsvermögen war nicht reduziert. Nach einem kurzen Augenblick fragte sie ihn: »Warum sind Sie dann zu mir gekommen, Shevek?«

»Um Ihnen die Idee zu geben. Meine Theorie. Damit sie nicht Eigentum der Ioti wird, eine Investition oder eine Waffe. Wenn Sie dazu bereit sind, wäre es wohl am einfachsten, die Gleichungen über Funk zu verbreiten, sie allen Physikern dieser Welt zu geben, und den Hainish und den anderen Welten — sobald es nur geht. Wären Sie dazu bereit?«

»Mehr als bereit.«

»Es würde sich nur um wenige Seiten handeln. Die Beweise und einige der Explikationen würden längere Zeit brauchen, aber die können warten bis später, und wenn ich es nicht kann, können andere diese Arbeit übernehmen.«

»Aber was werden Sie dann tun? Wollen Sie nach Nio zurückkehren? In der Stadt herrscht anscheinend wieder Ruhe; der Aufstand scheint niedergeschlagen zu sein, wenigstens vorläufig; nur fürchte ich, daß die Ioti-Regierung Sie als Rebellen betrachtet. Gewiß, Thu wäre auch noch eine Möglichkeit…«

»Nein. Ich möchte nicht hierbleiben. Ich bin kein Altruist! Wenn Sie mir dabei helfen würden, möchte ich gern nach Hause zurückkehren. Vielleicht wären sogar die Ioti bereit, mich heimzuschicken. Das wäre, glaube ich, nur konsequent: mich verschwinden zu lassen, meine Existenz zu leugnen. Natürlich könnten sie es für bequemer halten, das zu erreichen, indem sie mich

umbringen oder mich bis ans Ende meines Lebens ins Gefängnis stecken. Aber ich möchte noch nicht sterben, vor allem aber nicht hier, in der Hölle. Wohin kommt die Seele, wenn man in der Hölle stirbt?« Er lachte; er hatte zu seiner gewohnten sanften Art zurückgefunden. »Wenn sie mich jedoch nach Hause schicken könnten, wären sie bestimmt erleichtert. Tote Anarchisten werden nämlich zu Märtyrern und leben noch Jahrhunderte weiter. Abwesende kann man vergessen.«

»Und ich dachte, ich wüßte, was ›Realismus‹ ist«, sagte Keng lächelnd, aber es war kein müheloses Lächeln.

»Wie können Sie das, wenn Sie nicht wissen, was Hoffnung ist?«

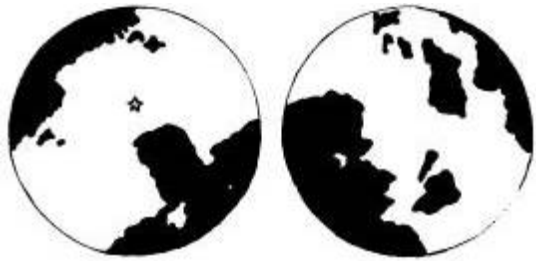
»Beurteilen Sie uns nicht zu hart, Shevek.«

»Ich beurteile Sie überhaupt nicht. Ich bitte Sie lediglich um Hilfe für die ich Ihnen nichts geben kann.«

»Nichts? Sie bezeichnen Ihre Theorie als nichts?«

»Wägen Sie es gegen die Freiheit eines einzigen menschlichen Geistes ab«, sagte er, sich zu ihr umwendend. »Was wiegt schwerer? Können Sie das sagen? Ich kann es nicht.«

12. Kapitel
Anarres



»Ich möchte euch ein neues Projekt des Initiativsyndikats vorlegen«, sagte Bedap. »Wie ihr wißt, stehen wir seit ungefähr zwanzig Dekaden mit Urras in Funkkontakt…«

»Gegen die Empfehlung dieses Rates, der Verteidigungsföderative und das Mehrheitsvotum der Liste!«

»Ja«, antwortete Bedap, der den Sprecher grimmig von oben bis unten maß, aber keinen Protest gegen die Unterbrechung erhob. Bei den Versammlungen der PDK gab es keine Regeln für ein parlamentarisches Vorgehen. Unterbrechungen waren zuweilen häufiger als Erklärungen. Im Vergleich zu einer gutgeleiteten Managerkonferenz war diese Versammlung das, was ein Stück rohes Rindfleisch im Vergleich zu einem Schaltplan war. Rohes Rindfleisch jedoch funktioniert weit besser als ein Schaltplan — dort nämlich, wo es hingehört: in einem lebendigen Tier.

Bedap kannte alle seine alten Gegner in diesem Import-Export-Rat; er bekämpfte sie nun schon drei volle Jahre lang. Dieser Sprecher aber war neu, ein junger Mann, vermutlich per Lotterie auf die PDK-Liste gelangt. Bedap musterte ihn, nun weniger grimmig, ja fast gewinnend, und fuhr fort: »Wir wollen hier doch keine alten Streitfragen durchhecheln, nicht wahr? Ich hätte da nämlich eine neue. Wir haben eine interessante Botschaft von einer Gruppe auf Urras bekommen. Sie kam über die Wellenlänge, die unsere Ioti-Kontakte benutzen, aber sie kam nicht zur üblichen Zeit, und das Signal war äußerst schwach. Anscheinend wurde es von einem Land namens Benbili ausgesandt, und nicht von A-Io. Die Gruppe nennt sich ›Odonische Gesellschaft‹. Anscheinend handelt es sich um Post-Besiedlung-Odonier, die irgendwie in den Lücken der Gesetze und der Regierung auf Urras existieren. Ihre Botschaft war an die ›Brüder auf Anarres‹ gerichtet. Ihr könnt sie im Syndikats-Bulletin lesen, sie ist interessant. Sie fragen an, ob wir erlauben, daß sie Leute

rüberschicken.«

»Hierher? Wir sollen Urrasti hierherkommen lassen? Spione?…«

»Nein, Siedler.«

»Dann wollen sie, daß wir die Besiedlung wieder freigeben, Bedap?«

»Sie sagen, daß sie von ihrer Regierung gejagt werden, und hoffen, daß wir…«

»Die Besiedlung wieder freigeben! Für jeden Profitler, der sich als Odonier bezeichnet? Die sollen doch gefälligst…«

Eine ganze Sitzungsdebatte auf Anarres wiederzugeben, wäre schwierig; sie verlief schnell, oft sprachen mehrere Personen auf einmal, niemand sprach lange, die meisten unbeholfen, es gab viel Sarkasmus, vieles blieb ungesagt; der Ton war emotionsgeladen, wurde nicht selten hitzig und sehr persönlich; es kam zu einem Ende, jedoch zu keinem Schluß. Es war wie eine Diskussion unter Brüdern oder unter Gedanken in einem unentschlossenen Verstand.

»Wenn wir diese sogenannten Odonier aufnehmen, wie wollen die überhaupt hierherkommen?«

Das sagte der Gegner, den Bedap am meisten fürchtete, eine kühle, intelligente Frau namens Rulag. Sie war das ganze Jahr seine gescheiteste Feindin im Rat gewesen. Er blickte zu Shevek hinüber, um seine Aufmerksamkeit auf diese Frau zu lenken; Shevek nahm zum erstenmal an der Debatte teil. Irgend jemand hatte Bedap erzählt, daß Rulag Ingenieurin war, und er hatte an ihr auch den klaren und pragmatischen Verstand der Ingenieure sowie den Haß der Mechaniker auf Komplexität und Irregularität feststellen können. Sie opponierte bei jeder Gelegenheit gegen das Initiativsyndikat, unter anderem auch in der Frage seiner Existenzberechtigung. Ihre Argumente waren gut, und Bedap hatte Respekt vor ihr. Manchmal, wenn sie von der Macht des Planeten Urras sprach, von der Gefahr, die es bedeutet, aus einer Position der Schwäche heraus mit den Starken zu verhandeln, glaubte er ihr sogar.

Denn es gab Zeiten, da fragte sich Bedap insgeheim, ob er und Shevek, damals, als sie sich im Winter '68 zusammengesetzt und die Möglichkeiten diskutiert hatten, die es für einen frustrierten Physiker gab, der seine Arbeit drucken lassen und sie an Physiker auf Urras weitergeben wollte, ob sie damals nicht eine unkontrollierbare Kette von Ereignissen in Gang gesetzt hatten. Als sie schließlich den Funkkontakt hergestellt hatten, waren die Urrasti interessierter an Gesprächen und am Informationsaustausch gewesen, als sie es erwartet hatten; und als sie Berichte über diesen Austausch gedruckt hatten, war die Opposition auf Anarres heftiger und bösartiger gewesen, als sie es erwartet hatten. Auf beiden Welten schenkte man ihnen mehr Beachtung, als ihnen angenehm war. Denn wenn der

Feind einen begeistert in die Arme schließt, während die eigenen Landsleute einen voll Bitterkeit ankeifen, fragt man sich einfach unwillkürlich, ob man nicht tatsächlich ein Verräter ist.

»Ich glaube, sie würden mit einem der Frachter kommen«, antwortete er jetzt. »Sich wie gute Odonier mitnehmen lassen. Falls ihre Regierung oder der Rat der Weltregierungen das zuläßt. Werden sie es zulassen? Werden die Archisten den Anarchisten einen Gefallen tun? Das würde ich gern feststellen. Wenn wir eine kleinere Gruppe, sagen wir, sechs bis acht etwa dieser Leute, einlüden — was würde letzten Endes geschehen?«

»Eine lobenswerte Neugier«, erklärte Rulag. »Es stimmt, wenn wir wüßten, wie es wirklich auf Urras zugeht, würden wir die Gefahr besser kennen. Doch die Gefahr liegt im Akt des Feststellens selbst.« Sie stand auf und ließ dadurch erkennen, daß sie mehr als einen oder zwei Sätze sagen wollte. Bedap zuckte zusammen und warf Shevek, der neben ihm saß, einen finsteren Blick zu. »Vor der mußt du dich hüten«, murmelte er. Shevek antwortete nicht; aber er war bei Versammlungen immer recht wortkarg und scheu, zu nichts zu gebrauchen, es sei denn, ein Thema berührte ihn wirklich tief, dann erwies er sich als ein überraschend eindringlicher Redner. Jetzt aber saß er nur da und starrte auf seine Hände. Als Rulag sprach, fiel Bedap jedoch auf, daß sie ihre Worte zwar an ihn richtete, dabei aber ständig Shevek ansah.

»Euer Initiativsyndikat«, sagte sie, das Possessivpronomen stark betonend, »hat einen Sender gebaut, Botschaften nach Urras gesendet und von dort empfangen, und diese Kommunikationen veröffentlicht. Das alles geschah gegen den Rat der Mehrheit in der PDK und zunehmende Proteste seitens der gesamten Bruderschaft. Zu Maßnahmen gegen eure Ausrüstung und euch selbst ist es bisher noch nicht gekommen, hauptsächlich, glaube ich, weil wir Odonier nicht einmal mehr auf den Gedanken kommen, jemand könnte einen Weg einschlagen, der anderen schadet, und ihn gegen jeden Rat und Protest weiterverfolgen. So etwas kommt selten vor. In der Tat seid ihr sogar die ersten von uns, die ein Verhalten an den Tag legen, wie es die archistischen Kritiker an einer Gesellschaft ohne Gesetze immer vorausgesagt haben: ein Verhalten ohne jedes Verantwortungsgefühl dem Wohlergehen der Gemeinschaft gegenüber. Ich habe nicht vor, mich abermals über den Schaden auszulassen, den ihr bereits angerichtet habt, die Übermittlung wissenschaftlicher Informationen an einen mächtigen Feind, das Eingeständnis unserer Schwäche, das jede eurer Sendungen an Urras darstellt. Doch jetzt, da ihr glaubt, wir hätten uns an all das gewöhnt, wagt ihr es, mit einem noch viel schlimmeren Vorschlag zu kommen. Was spielt es schon für eine Rolle, sagt ihr euch, ob man sich über Kurzwelle mit ein paar Urrasti

unterhält, oder mit ihnen hier in Abbenay spricht? Wo ist da schon ein gravierender Unterschied? Wo ist der Unterschied zwischen einer geschlossenen und einer offenen Tür? Machen wir doch die Tür auf — das ist es, was er sagen will, *ammari*. Machen wir doch die Tür auf, lassen wir die Urrasti kommen! Sechzig oder achtzig Ioti-Profitler mit dem übernächsten, damit sie uns studieren und sich überlegen können, wie man uns als Besitz unter die Nationen von Urras verteilen kann. Und mit dem nächsten Trip kommen dann sechs- oder achthundert bewaffnete Kriegsschiffe: Kanonen, Soldaten, eine Besatzungsarmee. Das Ende von Anarres, das Ende des Versprechens. Unsere Hoffnung liegt einzig und allein, und zwar schon seit einhundertundsiebzig Jahren, in den Siedlungsstatuten: Kein Urrasti darf das Schiff verlassen, bis auf die Siedler — damals nicht, und heute nicht. Kein Kontakt. Wollten wir jetzt von diesem Prinzip abgehen, könnten wir auch zu den Tyrannen sagen, über die wir einstmals triumphierten: Das Experiment ist fehlgeschlagen, kommt und versklavt uns alle wieder!«

»Aber durchaus nicht!« konterte Bedap prompt. »Die Botschaft ist ganz eindeutig: Das Experimentist ein Erfolg, wir sind jetzt stark genug, euch als ebenbürtig gegenüberzutreten.«

Die Diskussion ging weiter, ein unablässiges Herumhämmern auf diesem Thema. Sie dauerte nicht lange. Wie üblich, wurde nicht abgestimmt. Fast alle Anwesenden waren unbedingt dafür, an den Siedlungsstatuten festzuhalten, und sobald das klar wurde, sagte Bedap: »Nun gut, das wäre also erledigt. Weder die *Kuieo Fort* noch die *Mindful* wird einen Urrasti herbringen. In dieser Frage muß sich das Syndikat eindeutig der Meinung unserer Gesellschaft als Ganzes beugen; wir haben um euren Rat gebeten, und den befolgen wir. Doch das Problem hat noch einen anderen Aspekt. Shevek?«

»Nun ja«, sagte Shevek, »da wäre die Frage, ob man einen Anarresti nach Urras schicken kann.«

Zwischenrufe und zahllose Fragen. Shevek hob seine Stimme nicht, fuhr aber unbeirrt in seiner Rede fort. »Das würde niemandem, der auf Anarres lebt, schaden. Und ich halte es für eine Frage, die das Recht des einzelnen betrifft, sozusagen eine Art Test dafür. Die Siedlungsstatuten verbieten es nicht. Es jetzt zu verbieten, wäre eine Machtanmaßung der PDK, eine Einschränkung des Rechts jedes Odoniers, frei zu handeln, solange er andere nicht schädigt.«

Rulag beugte sich vor; sie lächelte ein wenig. »Jeder von uns kann Anarres verlassen«, erklärte sie. Ihr Blick wanderte von Shevek zu Bedap und wieder zurück. »Jeder von uns kann gehen, wann immer er will und falls ihn die Frachter der Propertarier mitnehmen. Nur zurückkommen kann er nicht.«

»Wer sagt das?« wollte Bedap wissen.

»Die Besiedlungsstatuten. Keiner, der mit einem Frachtschiff kommt, darf die Grenzen des Hafens von Anarres überschreiten.«

»Na, na, na! Das gilt doch sicher nur für die Urrasti, nicht aber für die Anarresti«, wandte ein alter Mann, Ferdaz hieß er, ein, der bei jeder Debatte etwas zu sagen hatte, auch wenn er sie dadurch meist in eine Richtung lenkte, die ihm gar nicht paßte.

»Jeder, der von Urras kommt, ist ein Urrasti«, erklärte Rulag.

»Paragraphenreiterei! Was soll diese Wortklauberei?« fragte eine stille, schwere Frau namens Trepil.

»Wortklauberei?« rief der junge Mann, das neue Ratsmitglied empört; er hatte einen starken Northrising-Akzent und eine tiefe, kräftige Stimme. »Wenn ihr was gegen Wortklauberei habt, dann sage ich euch folgendes: Wenn es hier Leute gibt, denen es auf Anarres nicht paßt, laßt sie nur laufen. Ich helfe ihnen gerne. Ich werde sie zum Hafen *tragen;* ich werde ihnen sogar einen Tritt versetzen! Doch wenn sie es wagen sollten, zurückgeschlichen zu kommen, dann werden sie uns kennenlernen! Uns, die echten Odonier! Und wir werden sie nicht lächelnd empfangen und sagen, herzlich willkommen, ihr lieben Brüder. Wir werden ihnen die Zähne in den Hals schlagen und die Eier in den Bauch treten. Verstanden? Ist das endlich klar genug für euch?«

»Klar — nein; eindeutig — ja. Eindeutig wie ein Furz«, antwortete Bedap und winkte geringschätzig ab. »Klarheit ist eine Funktion des Geistes. Du solltest ein paar Odonismen lernen, bevor du hier das Maul so weit aufreißt.«

»Ihr seid es nicht wert, den Namen Odo auszusprechen!« schrie der junge Mann aufgebracht. »Ihr seid Verräter, du und dein ganzes Syndikat! Die Leute von Anarres beobachten euch. Glaubst du, wir wissen nicht, daß Shevek nach Urras eingeladen ist, um dort den Profitlern Anarresti-Wissen zu verkaufen? Glaubst du, wir wissen nicht, daß ihr Rotzlöffel am liebsten dort sein und reich sein und euch von den Propertariern die Schulter klopfen lassen möchtet? Ihr Scheißkerle könnt ruhig hingehn! Wir sind froh, wenn wir euch los sind! Falls ihr jedoch zurückkommen wollt, werdet ihr sehen, was *Gerechtigkeit* ist!«

Er war aufgesprungen, beugte sich weit über den Tisch und schrie Bedap mitten ins Gesicht. Bedap blickte ihn gelassen an und antwortete: »Du meinst nicht Gerechtigkeit, du meinst Strafe. Findest du, daß das dasselbe ist?«

»Er meint Gewalttätigkeit«, korrigierte Rulag. »Und wenn es zu Gewalttätigkeiten kommt, seid ihr es, die sie ausgelöst haben. Ihr und euer Syndikat. Und dann habt ihr sie verdient.«

Ein magerer Mann mittleren Alters, der neben Trepil saß, begann zu sprechen — mit einer so leisen, vom Staubhusten heiseren Stimme,

daß ihn zuerst niemand hörte. Er war ein zu Besuch weilender Delegierter eines Bergarbeitersyndikats in Südwest, der in dieser Angelegenheit eigentlich kein Mitspracherecht hatte. »… was die Menschen verdienen«, sagte er gerade. »Denn wir, jeder einzelne von uns, verdienen alles, jeden Luxus, der je in den Gräbern toter Könige aufgehäuft wurde; und wir, jeder einzelne von uns, verdienen nichts, nicht mal einen Bissen Brot, wenn wir hungern. Haben wir nicht gegessen, während ein anderer hungerte? Wollt ihr uns dafür belohnen, daß wir hungerten, während andere aßen? Kein Mensch verdient Bestrafung, kein Mensch verdient Belohnung. Befreit eure Gedanken von der Vorstellung des › *Verdienens*‹, und ihr werdet allmählich zu denken beginnen.« Das waren natürlich Odos Worte aus den *Gefängnisbriefen,* doch so, mit der schwachen, heiseren Stimme gesprochen, wirkten sie sonderbar, als überlege dieser Mann sie sich Wort für Wort, als kämen sie aus seinem eigenen Herzen, langsam, mühselig, wie das Wasser langsam, mühselig aus dem Wüstensand quillt.

Rulag lauschte mit hoch erhobenem Kopf und verkniffenem Gesicht, wie ein Mensch, der große Schmerzen unterdrückt. Ihr gegenüber saß Shevek mit gesenktem Kopf am Tisch. Die Worte hinterließen ein langes Schweigen, und in dieses Schweigen hinein sagte er:

»Was wir wollen, ist, alle daran zu erinnern, daß wir nicht nach Anarres gekommen sind, um hier Sicherheit zu finden, sondern um *frei* zu sein. Wenn wir alle einer Meinung sein, alle nur in der Gemeinschaft gut funktionieren müssen, sind wir nicht besser als eine Maschine. Wenn der einzelne nicht in Solidarität mit seinen Brüdern arbeiten kann, ist es seine *Pflicht,* allein zu arbeiten. Seine Pflicht und sein *Recht.* Wir sind dabei, dieses Recht den Menschen immer mehr vorzuenthalten. Immer häufiger sagen wir, du *mußt* mit den anderen zusammenarbeiten, du *mußt* dich der Herrschaft der Mehrheit beugen. Jede Herrschaft aber ist Tyrannei. Die Pflicht des einzelnen besteht darin, *keine* Herrschaft zu akzeptieren, der Initiator seines eigenen Handelns zu sein, Verantwortung auf sich zu nehmen. Nur wenn jeder das tut, kann die Gesellschaft leben, sich verändern, sich anpassen und überleben. Wir sind nicht Untertanen in einem auf Gesetze gegründeten Staat, sondern Mitglieder einer durch Revolution geformten Gesellschaft. Die Revolution ist unsere Verpflichtung: unsere Hoffnung auf Evolution. ›Die Revolution liegt in der geistigen Einstellung des einzelnen — oder nirgends. Entweder sie ist für alle, oder sie ist nichts. Sieht man sie als Mittel zum Zweck, wird sie niemals wahrhaft beginnen.‹ Wir können hier nicht einfach aufhören. Wir müssen weitermachen. Wir müssen Risiken eingehen.«

Ebenso ruhig, aber sehr kühl, erwiderte Rulag: »Du hast kein

Recht, uns alle mit einem Risiko zu belasten, zu dem dich nur private Motive treiben.«

»Niemand, der nicht bereit ist, so weit zu gehen wie ich, hat das Recht, mich aufzuhalten«, erklärte Shevek. Sekundenlang trafen sich ihre Blicke. Dann schlugen beide die Augen nieder.

»Das Risiko einer Reise nach Urras betrifft niemanden außer denjenigen, der sie unternimmt«, sagte Bedap. »Sie verändert nicht das geringste an den Siedlungsstatuten und auch nichts an unserem Verhältnis zu Urras, höchstens vielleicht in moralischer Hinsicht, und dann auch nur zu unserem Vorteil. Aber ich glaube nicht, daß wir schon jetzt in der Lage sind, darüber zu entscheiden. Deswegen werde ich den Vorschlag vorläufig zurückziehen, falls ihr damit einverstanden seid.«

Sie waren einverstanden, und Bedap verließ die Versammlung zusammen mit Shevek.

»Ich muß noch rüber zum Institut«, sagte Shevek, als sie aus dem PDK-Gebäude ins Freie traten. »Sabul hat mir einen von seinen Papierfetzen geschickt — zum erstenmal seit vielen Jahren. Möchte wissen, was er von mir will.«

»Und ich möchte wissen, was diese Rulag eigentlich will. Sie hat etwas gegen dich. Vermutlich Neid. Wir dürfen euch nie wieder einander gegenübersetzen, sonst erreichen wir nie etwas. Obwohl dieser junge Bursche aus Northrising auch ziemlich negativ war. Mehrheitsherrschaft, und Macht ist Recht! Werden wir mit unserer Sache durchkommen, Shev? Oder schließt sich die Oppostion noch stärker zusammen?«

»Vielleicht werden wir wirklich jemanden nach Urras schicken müssen — um unser Recht durch Taten zu behaupten, falls wir es nicht mit Worten vermögen.«

»Mag sein. Hauptsache, ich muß nicht selber hin! Ich werde über unser Recht, Anarres zu verlassen, reden, bis mir die Zunge zum Hals raushängt, doch wenn ich es selber tun müßte, würde ich mich lieber aufhängen…«

Shevek lachte. »Ich muß gehen. In ungefähr einer Stunde bin ich zu Hause. Komm doch heut abend mit uns zum Essen.«

»Wir treffen uns also dann bei euch.«

Shevek ging mit langen Schritten die Straße hinab; Bedap blieb zögernd vor dem PDK-Gebäude stehen. Es war Nachmittag, ein windiger, sonniger, kalter Frühlingstag. Die Straßen von Abbenay waren hell, sauber, belebt. Bedap war gleichzeitig freudig erregt und niedergeschlagen. Alles, auch seine eigenen Gefühle, war vielversprechend und dennoch unbefriedigend. Er machte sich auf, in Richtung des Pekesh-Blocks, wo Shevek und Takver jetzt in einem Wohnheim lebten, und fand, wie er gehofft hatte, Takver und das

Baby vor.

Takver hatte zwei Fehlgeburten gehabt, und dann war schließlich Pilun gekommen, spät und eigentlich unerwartet, aber höchst willkommen. Sie war schon bei der Geburt klein gewesen und war jetzt, beinahe zwei Jahre alt, immer noch sehr klein, mit unglaublich dünnen Ärmchen und Beinchen. Wenn Bedap sie auf dem Arm hatte, fürchtete er sich immer ein wenig vor diesen Ärmchen, so zart, daß er sie mit einem Ruck seiner Hand hätte brechen können. Er war Pilun sehr zugetan, war fasziniert von ihren grauen Augen und hingerissen von ihrer Vertrauensseligkeit, und doch, wenn er sie berührte, spürte er wie nie zuvor die beängstigende Verlockung der Grausamkeit, wußte er plötzlich, warum die Starken die Schwachen quälen. Und daher — wieso ›daher‹, konnte er allerdings nicht sagen — begriff er auch jetzt etwas, was ihm vorher unverständlich gewesen war oder ihn nicht interessiert hatte: Elternliebe. Er empfand ein außerordentliches Vergnügen, wenn Pilun zu ihm *›tadde‹* sagte.

Er setzte sich auf die Bettplattform unter dem Fenster. Das Zimmer war groß und hatte zwei Plattformen. Der Fußboden war mit Matten bedeckt; andere Möbelstücke gab es nicht, weder Tische noch Stühle, nur einen kleinen, tragbaren Zaun, der Piluns Spiel- und Schlafplatz abschirmte. Takver hatte die lange, breite Schublade der anderen Plattform aufgezogen und sortierte die Papiere, die sie enthielt. »Bitte, nimm doch Pilun, Dap!« sagte sie mit ihrem breiten Lächeln, als die Kleine auf ihn zustrebte. »Sie hat mir mindestens zehnmal diese Papiere durcheinandergebracht, immer, wenn ich sie gerade sortiert hatte. Ich bin in einer Minute fertig damit — na ja, sagen wir, ihn zehn.«

»Laß dir Zeit. Ich möchte mich gar nicht unterhalten. Ich möchte nur ganz einfach hier sitzen. Komm, Pilun! Geh mal schön — so ist es fein! Komm zu Tadde Dap! So, jetzt haben wir dich aber!«

Pilun saß zufrieden auf seinem Schoß und studierte seine Hand. Bedap schämte sich seiner Nägel, die er zwar jetzt nicht mehr abkaute, die durch das ständige Kauen aber deformiert waren, und ballte die Hand zur Faust, um sie zu verstecken; dann schämte er sich seiner Scham, öffnete die Hand wieder und überließ sie Pilun. Die Kleine tätschelte sie.

»Ein hübsches Zimmer habt ihr hier«, sagte er. »Mit der sonnigen Nordseite. Hier drinnen ist es immer ruhig.«

»Ja. Psst. Ich zähle das hier.«

Nach einer Weile legte sie die Papiere fort und schob die Lade wieder zu. »So! Tut mir leid. Ich habe Shevek versprochen, diesen Artikel für ihn zu paginieren. Möchtest du etwas zu trinken?«

Zahlreiche Grundnahrungsmittel waren zwar noch rationiert, obwohl nicht mehr ganz so streng wie fünf Jahre zuvor. Die

Obstgärten von Northrising hatten jedoch weniger gelitten und sich von der Dürre schneller erholt als die Getreideanbaugebiete, so daß Trockenfrüchte und Obstsäfte im vergangenen Jahr von der Rationierungsliste gestrichen worden waren. Takver hatte eine Flasche vor dem schattigen Fenster stehen. Sie schenkte jedem eine Tasse voll ein, in ziemlich unförmigen Steinguttassen, die Sadik in der Schule gemacht hatte. Dann setzte sie sich auf die gegenüberliegende Bettplattform und sah Bedap lächelnd an. »Nun, wie geht's bei der PDK?«

»Wie immer. Wie geht's im Fischlabor?«

Takver blickte in ihre Tasse, bewegte sie so, daß sich das Licht auf der Oberfläche der Flüssigkeit spiegelte. »Ich weiß nicht recht. Ich werde wohl aufhören.«

»Warum, Takver?«

»Besser aufhören, als rausgeworfen werden… Das Dumme ist nur, mir gefällt diese Arbeit, und ich mache sie gut. Außerdem ist dies der einzige Job dieser Art in ganz Abbenay. Aber du kannst nicht Mitglied eines Forschungsteams sein, wenn dieses Forschungsteam dich nicht als Mitglied haben will.«

»Machen sie's dir denn wirklich so schwer?«

»Immer schwerer«, antwortete sie und sah unwillkürlich rasch zur Tür, als wolle sie sich vergewissern, daß Shevek nicht dort stand und sie hörte. »Einige sind einfach unglaublich. Na ja, du weißt schon. Hat keinen Zweck, sich darüber aufzuregen.«

»Nein, deswegen bin ich ja froh, dich allein angetroffen zu haben. Ich weiß wirklich nicht. Ich, und Shev, und Skovan, und Gezach, wir alle, die wir die meiste Zeit in der Druckerei oder im Funkturm verbringen, haben keine Arbeitsaufträge, deswegen kommen wir außerhalb unseres Initiativsyndikats kaum je mit Menschen zusammen. Ich selbst bin natürlich viel in der PDK, aber das ist was anderes, da bin ich auf Opposition eingestellt, weil ich sie bewußt hervorrufe. Aber was haben sie denn gegen dich?«

»Haß«, antwortete Takver mit ihrer dunklen, weichen Stimme. »Tiefen Haß. Der Direktor meines Projekts spricht nicht mehr mit mir. Nun gut, das ist kein großer Verlust; der ist sowieso ein Stockfisch. Aber andere sagen mir offen, was sie denken… Da ist zum Beispiel eine Frau, nicht bei uns im Fischlabor, sondern hier im Wohnheim. Ich gehöre zum Hygieneausschuß dieses Blocks und mußte sie aufsuchen, um etwas mit ihr zu besprechen. Sie ließ mich nicht mal ausreden. ›Wage es nicht, dieses Zimmer zu betreten, ich kenne euch, ihr verdammten Verräter, ihr Intellektuellen, ihr Egoisieren, und so weiter und so fort, und dann knallte sie mir die Tür vor der Nase zu. Es war grotesk.« Takver lachte ein wenig bedrückt. Pilun, die sie lachen sah, lächelte, schmiegte sich fester in Bedaps Arm und gähnte ausgiebig.

»Aber weißt du, es war wirklich beängstigend. Ich bin ein Feigling, Dap. Ich mag keine Gewalttätigkeit. Ich mag nicht mal Mißbilligung!«

»Natürlich nicht. Die einzige Sicherheit, die wir haben, ist die Billigung unserer Nachbarn. Ein Archist kann Gesetze brechen und hoffen, daß er ungestraft davonkommt, eine Gewohnheit aber kann man nicht ›brechen‹; sie ist der Rahmen, innerhalb dessen man mit anderen Menschen zusammenlebt… Wir beginnen erst zu spüren, was es heißt, Revolutionäre zu sein, wie Shev es heute bei der Versammlung ausgedrückt hat. Und bequem ist das auf keinen Fall.«

»Manche Menschen haben Verständnis«, berichtete Takver mit energischem Optimismus. »Eine Frau im Omnibus gestern, zum Beispiel, ich weiß nicht, woher ich sie kenne, vermutlich von der Zehnttagarbeit; die sagte zu mir: ›Es muß wunderbar sein, mit einem großen Wissenschaftler zusammen zu leben, es ist doch sicher sehr interessant! Und ich antwortete, ja, man habe wenigstens immer genügend Gesprächsstoff… Pilun, nicht einschlafen, Kleines ! Shevek kommt bestimmt bald nach Hause, und dann gehen wir zum Essen. Schaukel sie ein bißchen, Dap. Ja, also, du siehst, sie wußte, wer Shev ist, aber sie haßte ihn nicht und mißbilligte ihn nicht, sondern war wirklich nett.«

»Ja, die Menschen wissen, wer er ist«, bestätigte Bedap. »Und das ist eigentlich doch komisch, denn die verstehen seine Bücher doch ebensowenig wie ich. Er glaubt, daß ihn ein paar Hundert verstehen. Diese Studenten in dem Bezirksinstituten, die Simultaneitätskurse organisieren, zum Beispiel. Ich selbst würde höchstens auf ein paar Dutzend tippen. Und trotzdem kennen die Leute ihn, haben das Gefühl, daß sie auf ihn stolz sein können. So viel hat das Syndikat wenigstens erreicht. Es hat Shevs Bücher gedruckt. Vielleicht war dies wirklich das einzig Vernünftige, was wir erreicht haben.«

»Aber hör mal! Die PDK-Sitzung heute muß aber schon sehr deprimierend gewesen sein.«

»War sie. Ich würde dich ja gern aufmuntern, Takver, aber ich kann es nicht. Das Syndikat rüttelt zu stark an der Basis der sozialen Bindung, der Angst vor allen Fremden. Ein junger Bursche dort hat heute tatsächlich mit gewaltsamen Gegenmaßnahmen gedroht. Nun gut, es war kein akzeptabler Vorschlag, aber er wird Gleichgesinnte finden, die sie an seiner Stelle ergreifen. Und dann diese Rulag — verdammt noch mal, die ist eine Gegnerin, vor der wir uns hüten müssen!«

»Weißt du eigentlich, wer sie ist, Dap?«

»Nein. Wer denn?«

»Hat Shev es dir nicht gesagt? Na ja, er spricht nicht gern über sie. Sie ist seine Mutter.«

»Shevs *Mutter?«*

Takver nickte. »Sie verließ ihn, als er zwei Jahre alt war. Der Vater blieb bei ihm. Das ist natürlich nichts Ungewöhnliches. Nur Shevs Gefühle sind ungewöhnlich. Er hat das Gefühl, etwas Wesentliches verloren zu haben — er und der Vater. Er will kein allgemeines Prinzip daraus ableiten, daß Eltern immer die Kinder bei sich behalten müßten oder so. Aber die Bedeutung, die er der Loyalität beimißt, die geht, glaube ich, darauf zurück.«

»Nein, was ungewöhnlich ist, wirklich ungewöhnlich«, entgegnete Bedap voller Eifer, ohne zu merken, daß Pilun auf seinem Schoß eingeschlafen war, »das sind ihre Gefühle ihm gegenüber! Sie hat geradezu darauf gelauert, daß er zu einer Import-Export-Versammlung kam, das konnte man heute ganz deutlich erkennen. Sie weiß, daß er die Seele unserer Gruppe ist, und haßt uns seinetwegen. Warum? Aus Schuldbewußtsein? Ist die Odonische Gesellschaft schon so verkommen, daß wir uns von *Schuldbewußtsein* motivieren lassen?… Weißt du, jetzt, da ich das weiß, finde ich, daß sie sich ähnlich sehen. Nur bei ihr ist alles hart geworden — steinhart, tot.«

Während er sprach, öffnete sich die Tür, und Shevek kam mit Sadik herein. Sadik war zehn Jahre alt, groß für ihr Alter und sehr dünn, säe bestand fast nur aus Beinen, war zart, zerbrechlich, mit einer dichten Wolke dunklem Haar. Shevek folgte ihr, und Bedap betrachtete ihn neugierig im für ihn neuen Licht seiner Verwandtschaft mit Rulag, sah ihn, wie man wohl gelegentlich einen sehr alten Freund sieht, mit einer Klarheit, zu der die gesamte Vergangenheit beiträgt: das schöne, stille Gesicht, voll Leben, aber abgespannt, müde bis auf die Knochen. Es war ein sehr individuelles Gesicht, und dennoch glichen seine Züge nicht nur denen der Mutter, sondern auch denjenigen vieler anderer Anarresti, ein Volk von Auserwählten, auserwählt durch die Vision der Freiheit, und angepaßt an eine unfruchtbare Welt, eine Welt der Distanz, des Schweigens, der Trostlosigkeit.

Im Zimmer entstand mittlerweile beträchtliche Enge, viel Bewegung, viel Gemeinschaft: Begrüßungen, Lachen, Pilun wurde herumgereicht, um, sehr gegen ihren Willen, schläfrig wie sie war, geherzt und geküßt zu werden, die Flasche wurde herumgereicht, damit sich jeder einschenken konnte, Fragen, Gespräche. Zunächst bildete Sadik den Mittelpunkt, weil sie am seltensten mit der Familie zusammen war, dann Shevek. »Was wollte der alte Fettsteiß von dir?«

»Du warst im Institut?« erkundigte sich Takver, die ihn aufmerksam musterte, als er sich neben ihr niederließ.

»Nur kurz vorbeigegangen. Sabul hatte mir heute morgen eine Nachricht zum Syndikat geschickt.« Shevek trank seinen Obstsaft, und als er die Tasse wieder absetzte, lag ein sehr merkwürdiger Zug um seinen Mund, eine Art Un-Ausdruck. »Er sagte mir, die

Physikerföderative habe einen Ganzzeitposten frei. Selbständige Arbeit, zeitlich unbegrenzt.«

»Für dich? Dort? Im Institut?«

Er nickte.

»Das hat Sabul dir gesagt?«

»Er versucht, dich auf seine Seite zu ziehen«, meinte Bedap.

»Das glaube ich auch. Was man nicht mit der Wurzel ausrotten kann, soll man domestizieren, wie wir in Northsetting zu sagen pflegten.« Plötzlich lachte Shevek auf. »Findet ihr nicht, daß das komisch ist?«

»Nein«, antwortete Takver, »das finde ich ganz und gar nicht komisch. Es ist abscheulich. Wie konntest du es nur fertigbringen, auch nur ein einziges Wort mit ihm zu sprechen? Nach all den Verleumdungen, die er über dich verbreitet hat, und all den Lügen, du hättest ihm die *Grundregeln* gestohlen, und daß er dir nichts davon gesagt hat, als die Urrasti dir diesen Preis gegeben haben, und dann, letztes Jahr, als er diese Studenten, die die Vorlesung organisiert hatten, einfach auseinanderjagte und wegschickte, weil du angeblich einen ›krypto-autoritären Einfluß‹ auf sie ausübtest *du* und autoritär! —, verdammt noch mal, das war einfach gemein, unverzeihlich! Wie kannst du so einem Menschen gegenüber höflich sein?«

»Nur, weil ja nicht alles von Sabul ausgeht. Er ist lediglich das Sprachrohr.«

»Das weiß ich, aber er läßt sich gern als Sprachrohr benutzen. Und dann ist er immer so dreckig! Aber was hast du ihm geantwortet?«

»Ich habe ihn sozusagen — hingehalten.« Shevek lachte wieder, und Takver musterte ihn prüfend und erkannte jetzt, daß er sich trotz seiner großen Selbstbeherrschung in einem Zustand größter Nervenanspannung oder Erregung befand.

»Dann hast du sein Angebot nicht rundweg abgelehnt?«

»Ich habe gesagt, ich hätte mich vor ein paar Jahren entschlossen, keine regulären Arbeitsaufträge mehr anzunehmen, solange ich in der Lage sei, theoretisch zu arbeiten. Und er antwortete, da dies eine selbständige Arbeit sei, könne ich mit meinen Forschungen nach Belieben fortfahren, und der Zweck dieses Auftrags an mich sei es warte mal, wie hat er sich ausgedrückt? —, ›mir den Zugang zu den Experimentiereinrichtungen des Instituts und zu den regulären Publikations- und Verbreitungskanälen zu erleichtern‹. Mit anderen Worten, zur PDK-Presse.«

»Dann hast du also doch gewonnen!« Takver sah ihn mit seltsamem Ausdruck an. »Du hast gewonnen. Sie werden drucken, was du schreibst. Das wolltest du doch, als wir vor fünf Jahren hierher

zurückkamen. Die Mauern sind eingerissen. Genau wie du es dir vorgenommen hattest.«

»Es gibt Mauern hinter den Mauern«, wandte Bedap ein.

»Ich habe nur gewonnen, wenn ich diesen Posten annehme. Sabul will mich… legalisieren. Mich offiziell machen. Um mich vom Initiativsyndikat zu trennen. Meinst du nicht, daß das sein Motiv ist, Bedap?«

»Aber sicher.« Bedaps Miene war finster geworden. »Teile und — wie heißt das, um zu schwächen? Ach ja *herrsche.«*

»Aber wenn sie Shev wieder ins Institut aufnehmen und seine Schriften von der PDK-Presse gedruckt werden, dann drücken sie damit doch ihr Einverständnis mit dem gesamten Syndikat aus, nicht wahr?«

»In den Augen der meisten Leute wohl«, sagte Shevek. »Nein, bestimmt nicht«, entgegnete Bedap. »Die werden es allen ganz genau erklären. Der große Physiker wurde von einer Gruppe Unzufriedener irregeleitet. Intellektuelle werden ständig irregeleitet, weil sie so hilflos sind, weil sie über so irrelevante Dinge wie Zeit und Raum und Realität nachdenken müssen, Dinge, die mit dem wirklichen Leben nichts zu tun haben, wodurch sie von bösen Abweichlern mühelos getäuscht werden können. Aber die guten Odonier des Instituts haben ihn wohlwollend auf seine Fehler hingewiesen, und er ist auf den Pfad der sozialorganischen Wahrheit zurückgekehrt. — Und dem Initiativsyndikat wurde damit sein einzig berechtigter Anspruch auf die Aufmerksamkeit aller Bewohner von Anarres oder Urras genommen.«

»Ich verlasse das Syndikat nicht, Bedap.«

Bedap hob den Kopf. Nach einer Minute sagte er: »Nein. Das weiß ich.«

»Also gut. Gehen wir essen. Mein Magen knurrt fürchterlich. Hör mal, Pilun: grrrau, grrrau!«

»Häuf!« befahl Pilun energisch, inzwischen wieder munter. Shevek nahm sie auf den Arm, stand auf und setzte sie auf seine Schulter. Hinter den beiden Köpfen, dem des Mannes und dem des Kindes, drehte sich lautlos das einzige Mobile im Zimmer. Es war groß und bestand aus flachgehämmerten Drähten, so daß sie, von der Seite gesehen, fast unsichtbar wurden, die Ovale, zu denen sie geformt waren, in Abständen aufblitzen und dann wieder verschwinden ließen, genau wie in einem bestimmten Winkel der Sonneneinstrahlung die beiden hauchdünnen klaren Glaskugeln, die sich mit den Drahtovalen in komplex ineinander verschlungenen ellipsoiden Orbits um den gemeinsamen Mittelpunkt drehten, nie ganz zusammentreffend, nie sich ganz trennend. Takver nannte es die ›Inhabitation der Zeit‹.

Sie gingen zum Pekesh-Refektorium und warteten, bis die

Anzeigentafel eine Abmeldung registrierte, damit sie Bedap als Gast mibringen konnten. Sobald er sich hier eintrug, wurde er in dem Refektorium, in dem er gewöhnlich aß, abgemeldet, denn das ganze System wurde stadtweit von einem Computer koordiniert. Dies war einer jener hochmechanisierten ›homöostatischen Prozesse‹, wie sie die frühen Siedler so liebten und wie sie nur noch in Abbenay existierten. Genau wie die weniger komplizierten Arrangements, die anderswo verwendet wurden, funktionierte es nie reibungslos; es gab Verknappungen, Überschüsse, Frustrationen, nie aber in störendem Ausmaß. Abmeldungen kamen im Pekesh-Refektorium selten vor, denn seine Küche war die beste in ganz Abbenay. Endlich gab es einen freien Platz, und sie gingen hinein. Zwei junge Leute, die Bedap flüchtig als Heimnachbarn von Shevek und Takver kennengelernt hatte, setzten sich zu ihnen. Davon abgesehen blieben sie allein — gemieden? Aber es spielte keine Rolle. Sie aßen gut, unterhielten sich gut. Dann und wann jedoch spürte Bedap, daß sich eine Region des Schweigens um sie gebildet hatte.

»Keine Ahnung, was sich die Urrasti als nächstes ausdenken werden«, sagte er, und obwohl sein Ton unbeschwert klang, merkte er zu seinem eigenen Ärger, daß er mißtrauisch die Stimme senkte. »Sie haben gebeten, herkommen zu dürfen, und Shev nach Urras eingeladen. Wie wird ihr nächster Schritt aussehen?«

»Daß sie Shev tatsächlich eingeladen haben, wußte ich nicht«, behauptete Takver stirnrunzelnd.

»Doch, du wußtest es«, widersprach Shevek. »Als sie mir sagten, daß sie mir den Preis gegeben hätten, du weißt doch, von Seo Oen, da haben sie mich gefragt, ob ich nicht zu ihnen kommen könne — erinnerst du dich? Um mir das *Geld* abzuholen, das anscheinend dazugehört.« Shevek lächelte strahlend. Falls es eine Region des Schweigens um ihn herum gab, störte ihn das offenbar nicht weiter; er war schon immer allein gewesen.

»Ja, stimmt! Das wußte ich. Nur war ich mir zu dem Zeitpunkt nicht bewußt, daß es überhaupt im Bereich des Möglichen lag. Du hattest doch schon seit Dekaden darüber gesprochen, daß du im PDK den Vorschlag machen wolltest, irgend jemanden nach Urras zu schicken nur, um die Leute zu schockieren.«

»Und das haben wir letztlich auch getan, heute nachmittag. Dap hat mich praktisch gezwungen, es zu sagen.« »Waren sie denn sehr schockiert?«

»Denen standen die Haare zu Berge, und die Augen sind Ihnen fast aus dem Kopf gefallen…«

Takver kicherte. Pilun saß neben Shevek auf einem Kinderstuhl, schärfte ihre Zähne an einem Stück Holumbrot und sang leise vor sich hin. »O dippeldap, mippeldap«, plapperte sie, »abberi abberi

babbernap!« Shevek antwortete gewandt in der gleichen Sprache. Die Konversation der Erwachsenen wurde oberflächlich und ohne weitere Unterbrechung fortgeführt. Bedap störte das nicht sehr; er hatte schon vor langem gelernt, daß man Shevek mit all seinen Komplikationen nehmen mußte oder gar nicht. Die stillste von allen war die kleine Sadik.

Bedap blieb nach dem Essen noch ungefähr eine Stunde mit ihnen zusammen in den hübschen, weiten Gemeinschaftsräumen des Wohnheims sitzen und erbot sich, als er aufbrach, Sadik zu ihrem Schuldormitorium zu bringen, das an seinem Heimweg lag. Und nun kam es zu einem jener kleinen Ereignisse oder Signale, die nur den Mitgliedern einer Familie verständlich sind; er selbst wußte nur, daß Shevek ohne jedes Aufsehen aufstand, um mitzukommen. Takver mußte Pilun füttern, die allmählich immer ungeduldiger wurde. Sie küßte Bedap, dann machte er sich mit Shevek und Sadik auf den Weg. Die beiden Männer unterhielten sich konzentriert und gingen achtlos am Lernzentrum vorbei. Als sie umkehrten, sahen sie, daß Sadik vor dem Dormitorium stehengeblieben war. Sie stand reglos, wie erstarrt aufrecht und schmal, ihr Gesicht nur Augen, voller Angst, im schwachen Schein der Straßenlaterne. Shevek stand einen Moment betroffen, dann ging er eilig auf sie zu. »Was ist los, Sadik?«

»Darf… darf ich heute bei euch im Zimmer schlafen, Shevek?« fragte das Kind. »Aber natürlich. Was ist passiert?«

Sadiks zartes, schmales Gesicht bebte und schien zu zerbrechen. »Die mögen mich nicht, im Dormitorium!« Ihre Stimme wurde schrill vor Erregung, war aber dennoch leiser geworden.

»Sie mögen dich nicht? Was meinst du damit?«

Noch berührten sie einander nicht. Sie antwortete mit verzweifeltem Mut. »Weil sie… weil sie das Syndikat nicht mögen, und Bedap, und… und dich. Sie sagen… Die große Schwester im Dormzimmer sagt, du… wir wären alle Ver… sie sagt, wir wären alle *Verräter!«* Bei diesem Wort zuckte das Kind wie von einem Schuß getroffen zusammen, und nun nahm Shevek es fest in die Arme. Sadik klammerte sich mit aller Kraft an ihn, schluchzte sich das Herz aus dem Leib. Sie war zu groß, um noch auf den Arm genommen zu werden, deswegen stand er nun da, hielt sie fest und streichelte ihr Haar. Über ihren dunklen Kopf hinweg sah er zu Bedap hinüber. Auch in seinen eigenen Augen standen Tränen. »Alles in Ordnung, Dap. Geh nur nach Hause.«

Bedap konnte nichts tun, nicht helfen, sie nur dort allein lassen, den Vater und das Kind, in einer Intimität, die er mit ihnen nicht teilen konnte, und die eine der schwersten und tiefsten war, der Intimität des Schmerzes. Als er ging, fühlte er sich nicht erleichtert, sondern nutzlos, klein. »Ich bin nun neununddreißig Jahre alt«, dachte

er, als er in Richtung seines Wohnheims, des Fünf-Mann-Zimmers, davonging, in dem er vollkommen unabhängig lebte. »In wenigen Dekaden werde ich vierzig sein. Und was habe ich geschafft? Was habe ich getan? Nichts. Mich nur in anderer Leute Leben eingemischt, weil ich selber kein Leben habe. Ich habe mir niemals die Zeit genommen… Und plötzlich werde ich keine Zeit mehr haben, und dann habe ich… *das da* nie kennengelernt.« Er blickte zurück, die lange, stille Straße hinunter, bis dahin, wo die Ecklaternen sanfte Lichtteiche in die windige Dunkelheit warfen, aber er war schon zu weit entfernt, um Vater und Tochter sehen zu können, aber vielleicht waren sie auch schon gegangen. Und was er mit ›das da‹ meinte, hätte er nicht sagen können, obwohl er gut mit Worten umzugehen verstand; dennoch glaubte er es klar zu verstehen, glaubte er, daß all seine Hoffnung in diesem Verstehen lag, und daß er, um gerettet zu werden, sein Leben vollkommen ändern mußte.

Als Sadik sich so weit beruhigt hatte, daß er sie loslassen konnte, ließ Shevek sie auf den Stufen vor dem Dormitorium sitzen und ging hinein, um der Nachtwache zu sagen, daß sie über Nacht bei ihren Eltern bleiben würde. Der Ton, in dem die Nachtwache antwortete, war kühl. Alle Erwachsenen, die in Kinderdormitorien arbeiteten, mißbilligten Übernachtungen außerhalb des Dormitoriums, fanden, daß sie die Erziehung störten; Shevek redete sich ein, er irre sich, wenn er bei dieser Nachtwache mehr als nur diese Mißbilligung zu finden vermeinte. Die Korridore des Lernzentrums waren hell erleuchtet, hallten von Lärm, Musikübungen, Kinderstimmen wider. All die alten Geräusche waren da, die Gerüche, die Schatten, die Echos der Kinderzeit, an die sich Shevek erinnerte, und mit ihnen die Ängste. Die Ängste vergißt man.

Er ging hinaus und wanderte mit Sadik heim, den Arm um ihre schmalen Schultern gelegt. Sie war still, kämpfte immer noch mit den Tränen. Als sie zum Eingang des Pekesh-Hauptwohnheims kamen, sagte sie plötzlich: »Ich weiß, daß es nicht schön für dich und Takver ist, wenn ich über Nacht bleibe.«

»Wie kommst du darauf?«

»Weil ihr allein sein wollt. Erwachsene Partner wollen allein sein.«

»Aber Pilun ist doch da«, wandte er ein.

»Pilun zählt nicht.« — »Du zählst auch nicht.«

Sie schniefte, versuchte aber tapfer zu lächeln.

Als sie jedoch in das erleuchtete Zimmer traten, fragte Takver beim Anblick ihres schneeweißen, rotfleckigen, verschwollenen Gesichtchens sofort erschrocken: »Du liebe Zeit, was ist denn passiert?« — Und Pilun, beim Trinken gestört, begann zu brüllen, woraufhin Sadik ebenfalls wieder zusammenbrach, und eine Zeitlang

weinten sie alle und trösteten einander und wehrten tapfer den Trost der anderen ab. Dann entstand plötzlich Stille, Pilun saß auf dem Schoß der Mutter, Sadik auf dem ihres Vaters.

Als das Baby satt war und zu Bett gebracht wurde, fragte Takver mit leiser, aber besorgter Stimme: »Also jetzt — was ist los?«

Sadik, den Kopf an Sheveks Brust gebettet, war ebenfalls schon fast eingeschlafen. Er streichelte ihr übers Haar, damit sie sich nicht wieder aufregte, und antwortete: »Ein paar Leute vom Lernzentrum scheinen uns zu mißbilligen.«

»Und wer gibt ihnen, verdammt noch mal, das Recht, uns zu mißbilligen?«

»Psst! Sie mißbilligen das Syndikat.«

»Ach so!« sagte Takver in einem sonderbar gutturalen Ton. Sie schloß ihre Bluse und riß dabei einen Knopf ab. Stumm starrte sie den Knopf an, der auf ihrer Handfläche lag. Dann sah sie Shevek und Sadik an.

»Seit wann geht das denn nun schon so?«

»Schon lange«, antwortete Sadik, ohne den Kopf zu heben.

»Tage, Dekaden, ein ganzes Quartal?«

»Ach, noch länger. Aber sie werden… Sie sind jetzt viel gemeiner geworden, im Dorm. In der Nacht. Und Terzol läßt sie.« Sadik sprach fast wie im Schlaf, sehr gelassen, als gehe sie das alles nichts mehr an.

»Und was machen sie?« erkundigte sich Takver, obwohl Shevek sie mit den Blicken zu warnen suchte.

»Na ja, sie… sie sind eben gemein. Sie lassen mich nicht mitspielen und so. Tip, weißt du, die war meine beste Freundin, immer ist sie zu mir gekommen, und wir haben noch lange nach dem Lichtaus geredet. Aber das tut sie jetzt nicht mehr. Terzol, das ist die große Schwester im Dorm, die sagt… Shevek… Shevek sei…«

Er unterbrach sie, weil er spürte, wie sich der kindliche Körper wieder spannte, die Anforderung an ihren Mut einfach zuviel wurde. »Sie sagt, Shevek sei ein Verräter, Sadik sei eine Egoisiererin… Du weißt schon, was sie sagt, Takver!« Seine Augen funkelten. Takver kam und berührte einmal sehr kurz, sehr scheu, die Wange ihrer Tochter. Mit ruhiger Stimme sagte sie: »Ja, ich weiß.« Dann setzte sie sich ihnen gegenüber auf die andere Bettplattform.

Das Baby, warm eingepackt an der Wandseite, schnarchte leise. Im Zimmer nebenan kamen Leute aus dem Refektorium zurück, eine Tür knallte, irgend jemand unten im Hof rief gute Nacht und bekam von einem offenen Fenster aus Antwort. Das große Wohnheim, zweihundert Zimmer, lebte gedämpft um sie herum; genau wie ihre Existenz in seine Existenz einging, so ging seine Existenz, als Teil eines Ganzen, in die ihre ein. Sadik glitt vom Schoß ihres Vaters und setzte sich dicht neben ihn auf die Plattform. Ihr dunkles Haar war wirr und

zerzaust, hing ihr in Strähnen ums Gesicht.

»Ich wollte es euch nicht sagen, weil…« Ihre Stimme war dünn und klein. »Aber es wird immer schlimmer. Sie machen sich gegenseitig immer gemeiner.«

»Dann wirst du nicht mehr dorthin zurückkehren«, erklärte Shevek. Er wollte den Arm um ihre Schultern legen, aber sie wehrte sich, blieb aufrecht sitzen.

»Und wenn ich hingehe und mit ihnen rede…«, sagte Takver.

»Hat keinen Zweck. Gefühle kann man nicht ändern.«

»Aber was haben sie bloß gegen uns?« fragte Takver verständnislos.

Shevek antwortete nicht. Er legte Sadik nun doch den Arm um die Schultern, und sie gab endlich nach, schmiegte den Kopf, schwer vor Müdigkeit, an seine Seite. »Es gibt schließlich noch andere Lernzentren«, sagte er ohne große Überzeugung.

Takver stand auf. Sie konnte einfach nicht mehr still sitzen, mußte irgend etwas tun. Aber es gab nicht viel zu tun. »Komm, Sadik, ich flechte dir das Haar«, schlug sie mit leiser Stimme vor.

Sie bürstete und flocht ihrer Tochter das Haar; sie stellten den Wandschirm quer durch das Zimmer und legten Sadik neben das schlafende Baby. Als sie ihr gute Nacht sagten, wäre sie fast wieder in Tränen ausgebrochen, nach einer halben Stunde jedoch hörten sie an ihrem Atem, daß sie eingeschlafen war.

Shevek hatte sich mit einem Notizbuch und der Schiefertafel, die er zum Rechnen benutzte, am Kopfende ihrer Bettplattform niedergelassen.

»Ich habe heute das Manuskript paginiert«, sagte Takver.

»Und wieviel ist es geworden?«

»Einundvierzig Seiten. Mit dem Nachtrag.«

Er nickte. Takver stand auf, sah über die Trennwand hinweg nach den schlafenden Kindern, kam zurück und setzte sich auf den Rand der Plattform.

»Ich wußte, daß irgend etwas los war. Aber sie hat kein Wort gesagt. Das tut sie nie, sie ist eben so… so in sich gekehrt. Und ich wäre nie darauf gekommen, daß es dies war. Ich dachte, dies wäre allein unser Problem, ich hätte nie gedacht, daß sie es an den Kindern auslassen.« Sie sprach leise und voll Bitterkeit. »Es wächst, und es wächst immer weiter… Wird es in einer anderen Schule anders sein?«

»Das weiß ich nicht. Wenn sie sehr häufig bei uns ist, vielleicht nicht.«

»Du willst doch nicht etwa behaupten…«

»Nein, gewiß nicht. Ich stelle lediglich eine Tatsache fest. Wenn wir dem Kind intensive individuelle Liebe schenken, können wir ihm auch nicht das ersparen, was damit immer Hand in Hand geht, das

Risiko, leiden zu müssen. Durch uns leiden zu müssen.«

»Aber es ist nicht fair, daß sie unter dem, was wir tun, leiden muß! Sie ist so gut, so gutmütig, wie klares Wasser…« Takver hielt inne, erstickt durch aufsteigende Tränen, trocknete sich die Augen, preßte die Lippen zusammen.

»Nicht unter dem, was wir tun, nur unter dem, was ich tue.« Er legte sein Notizbuch hin. »Du mußt ja auch darunter leiden.«

»Mir ist es gleich, was die Leute denken.«

»Auch bei der Arbeit?«

»Ich kann einen anderen Posten annehmen.«

»Nicht hier, nicht auf deinem Spezialgebiet.«

»Na und? Willst du, daß ich woanders hingehe? Die SorrubaFischereilabors in Frieden-und-Fülle würden mich nehmen. Aber wo bleibst dann du?« Ärgerlich sah sie ihn an. »Hier etwa?«

»Ich könnte mitkommen. Skovan und die anderen machen gute Fortschritte mit ihrem lotisch, sie werden das Funkgerät bald allein bedienen können, und das ist im Augenblick meine Hauptfunktion beim Syndikat. Meine Physikarbeiten kann ich in Frieden-und-Fülle genausogut weiterführen wie hier. Doch wenn ich nicht tatsächlich aus dem Syndikat austrete, ist das Problem auch dann nicht gelöst, nicht wahr? Ich bin nämlich das Problem, ich allein. Ich bin derjenige, der Ärger macht.«

»Ob man sich in einem kleinen Ort wie Frieden-und-Fülle um so was kümmert?« — »Ich fürchte ja.«

»Shev, wie sehr hast du dich mit diesem Haß schon herumschlagen müssen? Hast du es mir einfach verschwiegen, wie Sadik?«

»Und wie du. Nun ja, gelegentlich. Als ich im letzten Sommer nach Concord ging, war es ein bißchen schlimmer, als ich es dir geschildert habe. Steine wurden geworfen, es gab sogar eine richtige Prügelei. Die Studenten, die mich gebeten hatten zu kommen, mußten sich für mich schlagen. Das taten sie auch, aber ich habe gemacht, daß ich fortkam; ich brachte sie nur in Gefahr. Nun gut, Studenten lieben die Gefahr. Und schließlich hatten wir diesen Kampf herausgefordert, hatten die Leute absichtlich in Rage gebracht. Und eine Menge waren auf unserer Seite. Jetzt aber… frage ich mich allmählich, ob ich nicht dich und die Kinder gefährde, Tak. Nur dadurch, daß ich bei euch bleibe.«

»Aber du selbst, du bist natürlich nicht in Gefahr!« sagte sie hitzig.

»Ich habe sie herausgefordert. Aber ich hätte niemals gedacht, daß sich ihr Sippenhaß auch auf euch erstrecken würde. Die Gefahr, in der ihr schwebt, erschreckt mich mehr als die, in der ich selber schwebe.« »Altruist!«

»Mag sein. Ich kann's nicht ändern. Ich fühle mich verantwortlich, Tak. Ohne mich könntet ihr überall hingehen, oder auch hier wohnen bleiben. Du hast zwar für das Syndikat gearbeitet, doch was sie dir übelnehmen, ist deine Loyalität zu mir. Ich bin das Symbol. Für mich gibt es keinen Ort, an den ich mich zurückziehen könnte.«

»Geh nach Urras«, sagte Takver. Ihre Stimme war so rauh, daß Shevek zurückfuhr, als hätte sie ihn ins Gesicht geschlagen.

Sie sah ihm nicht in die Augen, sondern wiederholte nur, jetzt noch leiser: »Geh nach Urras… Warum eigentlich nicht? Du bist dort willkommen. Hier dagegen wollen sie dich nicht. Vielleicht sehen Sie hier dann ein, was sie an dir verloren haben… Und du möchtest doch gehen. Das habe ich heute abend gemerkt. Ich habe nie daran gedacht, aber als wir über den Preis sprachen, beim Essen, da habe ich es gemerkt, an der Art, wie du gelacht hast.«

»Ich brauche weder Preise noch Belohnungen!«

»Nein, aber du brauchst Anerkennung und Diskussion und Studenten — ohne die Bedingungen, die Sabul daran knüpft. Und außerdem: Du und Dap, ihr redet immer davon, der PDK mit der Idee, daß jemand nach Urras gehen müßte, um sein Recht auf Selbstbestimmung zu demonstrieren, zu schockieren. Aber wenn ihr immer nur davon redet und keiner wirklich hingeht, macht ihr die Opposition ja doch nur stärker, beweist ihr damit, daß man eine Gewohnheit nicht brechen kann. Jetzt, wo ihr das Thema bei der PDK-Versammlung angeschnitten habt, *muß* einfach jemand hinfahren. Und das müßtest du sein. Dich haben sie nach Urras eingeladen; du hast einen Grund für die Reise. Geh und hol dir deinen Preis — das Geld, das sie dort für dich aufbewahren«, schloß sie mit einem unvermittelten, aber ganz und gar echten Lachen.

»Aber ich will gar nicht nach Urras, Takver!«

»Doch, du willst, das weißt du genau. Obwohl *ich* nicht genau weiß, warum.« — »Na ja, ich möchte natürlich die Physiker kennenlernen… Und die Labors in Ieu Eun sehen, wo sie Lichtforschung treiben.« Seine Miene war beschämt, als er es sagte.

»Und das ist dein gutes Recht«, erklärte Takver voll Energie. »Wenn es zu deiner Arbeit gehört, mußt du es tun.«

»Es würde dazu beitragen, die Revolution am Leben zu halten, nicht wahr — auf beiden Seiten?« sinnierte er. »Eine wahrhaft verrückte Idee! Wie Tirins Stück, nur umgekehrt. Ich werde die Archisten unterminieren… Nun, das wird ihnen wenigstens beweisen, daß Anarres tatsächlich existiert. Sie unterhalten sich mit uns über Funk, aber ich habe das Gefühl, daß sie in Wirklichkeit nicht an uns glauben. An das, was wir sind.«

»Wenn sie das täten, hätten sie vielleicht Angst. Dann kämen sie vielleicht und würden uns in die Luft sprengen — falls du sie wirklich

überzeugen kannst.«

»Das glaube ich nicht. Ich stifte vielleicht wieder mal eine kleine Revolution in ihrer Physik, aber sicher nicht in ihrer Weltanschauung. Nein, nur hier kann ich auf die Gesellschaft einwirken, obwohl man hier nichts von meiner Physik hält. Du hast ganz recht: Jetzt, da wir es offen ausgesprochen haben, müssen wir handeln.« Eine Pause entstand. Dann sagte er: »Ich möchte wissen, wie die Physik der anderen Rassen aussieht.«

»Welcher anderen Rassen?«

»Der fremden. Der Leute von Hain und anderen Sonnensystemen. Auf Urras gibt es zwei außerplanetarische Botschaften, die von Hain und die von Terra. Die Hainish haben den Interstellarantrieb erfunden, den die Urrasti jetzt benutzen. Uns würden sie ihn vermutlich auch geben, wenn wir sie darum bäten. Es wäre wirklich interessant, zu erfahren…»Er beendete den Satz nicht.

Nach einer langen Pause wandte er sich zu ihr um und sagte in einem ganz anderen, sehr ironischen Ton: »Und was würdest du machen, während ich bei den Propertariern zu Besuch weile?«

»Mit den Kindern an die Sorruba-Küste umziehen und ein sehr friedliches Leben als Fischlabor-Technikerin führen. Bis du zurückkommst.«

»Zurückkommen? Wer weiß, ob ich zurückkommen kann?« Sie sah ihm offen in die Augen. »Was sollte dich hindern?« »Vielleicht die Urrasti. Vielleicht wollen sie mich dort festhalten. Sie lassen niemanden frei kommen und gehen, wie er will, das weißt du. Vielleicht auch unsere eigenen Leute. Vielleicht hindern sie mich an der Landung. In der PDK haben mir das heute einige angedroht. Rulag gehört auch dazu.«

»Natürlich! Rulag kennt nichts als Feindseligkeit. Sie will dir nur die Möglichkeit der Heimkehr nehmen.«

»Das ist richtig. Das trifft es genau.« Er lehnte sich wieder zurück und betrachtete Takver mit nachdenklicher Bewunderung. »Aber Rulag ist leider nicht die einzige. Für viele Menschen würde jeder, der nach Urras geht und wieder hierher zurückkommen will, nichts weiter als ein Verräter sein, ein Spion.« »Und was würden sie dagegen tun?«

»Nun, wenn sie die Verteidigung von der Gefahr überzeugen könnten, würden die das Schiff vielleicht abschießen.« »Würde die Verteidigung wirklich so dumm sein?« »Ich glaube nicht. Aber jeder, auch wenn er nicht zur Verteidigung gehört, könnte mit Schießpulver Sprengkörper herstellen und das Schiff in die Luft sprengen, wenn es landet. Oder — wahrscheinlicher — mich überfallen, sobald ich das Schiff verlassen habe. Das halte ich für eine praktikable Möglichkeit. Man müßte sie in den Plan für eine Besichtigungsfahrt zu den Sehenswürdigkeiten auf Urras aufnehmen.«

»Würde es sich für dich lohnen — das Risiko?« Eine Weile starrte er ins Leere. »Ja«, antwortete er dann, »in gewisser Weise schon. Ich könnte dort meine Theorie beenden und sie ihnen geben — uns und ihnen und allen anderen Welten. Das wäre schön. Hier bin ich eingemauert. Es ist zu eng, die Arbeit fällt mir schwer, ich kann nicht richtig experimentieren, ohne die entsprechende Ausrüstung, ohne Kollegen und ohne Studenten, die mir behilflich sind. Und wenn ich sie fertig habe, wollen sie meine Arbeit nicht. Und wenn sie sie doch wollen, wie Sabul, verlangen sie von mir, daß ich die Initiative gegen Anerkennung eintausche… Meine Arbeit werden sie erst verwenden, wenn ich tot bin, wie das immer geschieht. Aber warum soll ich mein Lebenswerk Sabul schenken, allen Sabuls, all den miesen, kleinen, hinterhältigen, habgierigen Egos eines einzigen Planeten? Ich möchte es *allen* geben. Es ist ein großes Thema, an dem ich arbeite. Es muß verteilt werden, an alle! Groß genug ist es.«

»Es lohnt sich also«, sagte Takver.

»Was lohnt sich?«

»Das Risiko. Daß du vielleicht nicht zurückkehren kannst.«

»Daß ich nicht zurückkehren kann…« Er betrachtete Takver mit einem seltsam eindringlichen, und dennoch abwesenden Blick.

»Ich glaube, wir haben mehr Menschen auf unserer Seite, auf der Seite des Syndikats, als wir es uns vorstellen. Nur daß wir eben noch nicht viel getan haben, getan, um sie zusammenzuschließen, kein Risiko auf uns genommen haben. Wenn man das täte, würden sie uns, glaube ich, zu Hilfe kommen. Wenn man die Tür aufmachte, würden sie wieder frische Luft riechen, würden sie die Freiheit riechen.«

»Und würden vielleicht angerannt kommen, um die Tür schleunigst wieder ins Schloß zu werfen…«

»Wenn sie das tun, ist ihnen nicht zu helfen. Das Syndikat kann dich bei der Landung schützen. Und wenn die Leute dann immer noch so feindselig und so voll Haß sind, sagen wir einfach, zur Hölle mit ihnen, was nützt eine anarchistische Gesellschaftsform, die sich vor Anarchisten fürchtet? Wir werden fortgehen und in der Einsamkeit, in Obersedep, in Uttermost leben, oder, wenn's sein muß, in die Berge gehen und dort ganz allein leben. Platz genug gibt es. Und es gibt bestimmt Menschen, die mit uns kommen wollen. Wir werden eine neue Kommune gründen. Wenn unsere Gesellschaft so tief sinkt, daß sie Politik und Machtstreben toleriert, dann ist es höchste Zeit, daß wir auf und davon gehen und ein Anarres über Anarres hinaus gründen, einen neuen Anfang machen. Na wie klingt das ?«

»Wunderbar«, antwortete er, »ganz wunderbar, mein Herz. Aber ich gehe nicht nach Urras.«

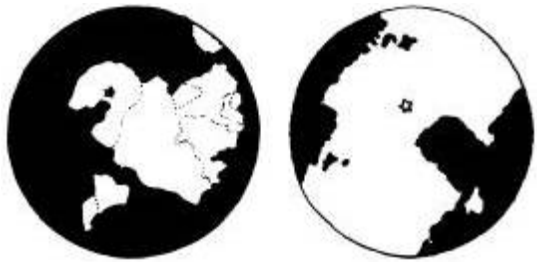
»O doch! Und du wirst wieder heimkommen«, entgegnete Takver. Ihre Augen waren sehr dunkel, es war ein weiches Dunkel, wie das

Dunkel eines Waldes bei Nacht. »Wenn du es willst. Du erreichst immer, was du willst. Und du kommst immer wieder zurück.«

»Sei nicht dumm, Takver! Ich gehe nicht nach Urras.«

»Ich bin müde«, sagte Takver. Sie reckte sich und kam herüber, um ihre Stirn auf seinen Arm zu legen. »Laß uns zu Bett gehen.«

13. Kapitel
Urras — Anarres



Bevor sie sich aus dem Orbit lösten/füllte der bewölkte Türkis von Urras, die Aussichtsluken, immens und schön. Dann drehte sich das Schiff, und die Sterne kamen in Sicht, unter ihnen ein runder, heller Felsbrocken, Anarres: In Bewegung, und doch nicht bewegt, von welcher Hand geworfen, zeitlos kreisend, Zeit schaffend.

Sie führten Shevek durch das Schiff, das Interstellarschiff *Davenant.* Der Unterschied zum Frachter *Mindful* hätte nicht größer sein können. Von außen wirkte es wie eine bizarre, zerbrechliche Skulptur aus Glas und Draht, ganz und gar nicht wie ein Schiff, nicht einmal Bug und Heck hatte es, denn es flog nie durch eine Atmosphäre, die dicker gewesen wäre als die des interplanetarischen Raums. Innen war es so geräumig und fest wie ein Haus. Die Räume waren groß, abgeschlossen, die Wände mit Holz getäfelt oder mit gewebten Textilien bedeckt, die Decken hoch. Nur war es ein Haus mit herabgelassenen Jalousien, denn nur wenige Räume hatten Aussichtsluken, und es war überall sehr, sehr still. Sogar auf der Brücke und in den Maschinenräumen herrschte diese seltsame Stille, und die Maschinen und Instrumente waren in ihrem Design ebenso schlicht und funktionell wie die Einrichtung eines Segelschiffs. Zur Entspannung gab es sogar einen Garten, dessen Beleuchtung dem Sonnenlicht angepaßt war, und die Luft duftete süß nach Erde und Laub; während der Schiffsnacht wurde der Garten verdunkelt, und seine Aussichtsluken gaben den Blick auf die Sterne frei.

Obwohl die Interstellarreisen jeweils nur wenige Stunden oder Tage Schiffszeit in Anspruch nahmen, verbrachte ein Schiff, das beinahe mit Lichtgeschwindigkeit dahinflog, unter Umständen Monate mit der Erforschung eines Sonnensystems oder blieb jahrelang in der Umlaufbahn eines Planeten, auf dem die Besatzung lebte oder den sie erkundete. Daher bot es sehr viel Geräumigkeit, allen möglichen Komfort und war für jene, die an Bord bleiben mußten, überaus angenehm zu bewohnen. Im Stil verriet es weder den Luxus von Urras

noch die herbe Schlichtheit von Anarres, sondern man hatte, mit der Mühelosigkeit langer Praxis, einen schön ausgeglichenen Mittelweg gefunden. Man konnte sich vorstellen, daß man hier leben konnte, ohne durch die erforderlichen Einschränkungen allzu sehr belastet zu werden, zufrieden, mit den eigenen Gedanken beschäftigt. Und sie waren ein nachdenkliches Volk, die Hainish, die zur Besatzung gehörten — höflich, rücksichtsvoll, ein wenig düster. Spontaneität kannten sie kaum. Der jüngste von ihnen wirkte älter als alle an Bord befindlichen Terraner.

Doch Shevek kümmerte sich während des dreitägigen Flugs nach Anarres, den die *Davenant* mit ihrem chemischen Antrieb in der konventionellen Geschwindigkeit zurücklegte, kaum um Terraner und Hainish im Schiff. Er antwortete, wenn man ihn ansprach; er beantwortete bereitwillig Fragen; aber er selbst stellte nur sehr wenige. Wenn er sprach, geschah es aus einem inneren Schweigen heraus. Die Besatzungsangehörigen der *Davenant,* vor allem die jüngeren, fühlten sich zu ihm hingezogen, als besitze er etwas, das ihnen fehlte, oder als sei er etwas, das sie zu sein wünschten. Sie unterhielten sich untereinander oft über ihn, waren ihm gegenüber jedoch scheu. Er war sich dessen nicht bewußt. Er war sich ihrer überhaupt kaum bewußt. Er war sich nur der Tatsache bewußt, daß vor ihnen Anarres lag. Er war sich der betrogenen Hoffnung und des gehaltenen Versprechens bewußt; des Mißerfolgs; und der endlich erschlossenen Quelle der Freude in seinem Geist. Er war ein Mann, der aus dem Gefängnis entlassen wird, der zu seiner Familie heimkehrt. Was immer ein solcher Mann an seinem Weg entdeckt, sieht er höchstens als Lichtreflexe in den Augenwinkeln.

Am zweiten Tag der Reise saß er in der Nachrichtenzentrale des Schiffs und unterhielt sich über Funk mit Anarres, zuerst auf der Wellenlänge der PDK, und nun mit dem Initiativsyndikat. Er saß aufmerksam vorgebeugt, lauschte oder antwortete mit einem Schwall seiner klaren, ausdrucksstarken Heimatsprache, gelegentlich mit seiner freien Hand gestikulierend, als könne dies sein Gesprächspartner sehen, gelegentlich laut auflachend. Der erste Offizier der *Davenant,* ein Hainish namens Ketho, der die Funkverbindung überwachte, beobachtete ihn nachdenklich. Ketho hatte am vorangegangenen Abend nach dem Essen eine Stunde mit Shevek, dem Kommandanten, und anderen Besatzungsmitgliedern zusammengesessen und hatte — in seiner ruhigen, zurückhaltenden Hainish-Art — eine Menge Fragen über Anarres gestellt.

Schließlich drehte Shevek sich zu ihm um. »So, fertig«, sagte er. »Der Rest hat Zeit, bis ich zu Hause bin. Morgen wird man sich wegen des Landevorgangs mit Ihnen in Verbindung setzen.«

Ketho nickte. »Sie haben gute Nachrichten erhalten.«

»Das stimmt! Jedenfalls einige — wie sagt man bei Ihnen? — aufmunternde Nachrichten.« Sie mußten sich auf lotisch unterhalten; Shevek beherrschte die Sprache fließender als Ketho, der sich zwar korrekt, aber auch sehr steif ausdrückte. »Die Landung wird ziemlich aufregend werden«, fuhr Shevek fort. »Ich werde von vielen Feinden, aber auch von vielen Freunden empfangen werden. Die guten Nachrichten, das sind die Freunde… Es scheint nun mehr von ihnen zu geben als zu dem Zeitpunkt meiner Abreise.«

»Diese Möglichkeit eines Überfalls, wenn Sie landen«, fragte Ketho. »Die Hafenbehörden von Anarres haben die Dissidenten doch hoffentlich unter Kontrolle! Sie würden Sie doch nicht absichtlich landen und anschließend umbringen lassen, wie?«

»Sie werden mich schon gut beschützen. Aber schließlich bin ich selber ein Dissident. Ich habe das Risiko bewußt auf mich genommen. Das ist als Odonier nämlich mein Recht.« Lächelnd blickte er Ketho an. Der Hainish lächelte nicht zurück; sein Gesicht blieb tiefernst. Er war ein gutaussehender Mann von ungefähr dreißig Jahren, hochgewachsen, mit heller Haut wie ein Getier, aber beinahe so haarlos wie ein Terraner, mit sehr kraftvollen, aber fein geschnittenen Zügen.

»Ich freue mich, es mit Ihnen teilen zu dürfen«, antwortete er. »Ich werde Sie im Landungsboot begleiten.«

»Gut«, sagte Shevek. »Nicht jeder würde sich darum reißen, unsere Gewohnheiten zu teilen.«

»Vielleicht doch mehr, als Sie denken«, erwiderte Ketho. »Wenn Sie es ihnen nur erlaubten.«

Shevek, der mit den Gedanken nicht ganz bei diesem Gespräch gewesen war, hatte gerade gehen wollen. Jetzt blieb er stehen. Er sah Ketho an und sagte nach einer Weile: »Wollen Sie damit sagen, daß Sie gern mit mir landen möchten?«

Der Hainish antwortete ebenso offen: »Ja, das möchte ich.«

»Würde Ihr Kommandant das denn erlauben?«

»Ja. Als Offizier eines Schiffs im Einsatz gehört es sogar zu meinen Pflichten, jede neue Welt, wenn möglich, zu erforschen und zu untersuchen. Der Kommandant und ich haben uns über diese Möglichkeit unterhalten. Vor der Abreise haben wir mit unseren Botschaftern darüber gesprochen. Sie waren der Ansicht, daß man keine offizielle Landeerlaubnis beantragen solle, da Ihr Volk es sich zum Prinzip gemacht hat, Fremde nicht an Land gehen zu lassen.«

»Hm«, machte Shevek unverbindlich. Er ging zur anderen Wand hinüber und blieb vor einem Bild stehen, das eine Landschaft auf Hain zeigte, sehr schlicht und fein, ein dunkler Fluß, der unter einem schweren Himmel zwischen Wiesen dahinströmte. »Die Siedlungsstatuten von Anarres verbieten es jedem Urrasti, auf unserem

Planeten zu landen, es sei denn, innerhalb der Grenzmauer des Hafens«, sagte er. »Diese Statuten besitzen nach wie vor Gültigkeit. Aber Sie sind schließlich kein Urrasti.«

»Als Anarres besiedelt wurde, waren keine anderen Rassen bekannt. Das Verbot schließt daher alle Fremden ein.«

»Zu dieser Schlußfolgerung kamen unsere Manager auch vor sechzig Jahren, als Ihre Leute zum erstenmal in unser Sonnensystem kamen und mit uns zu sprechen versuchten. Aber ich finde, daß das nicht richtig war. Sie haben nur noch mehr Mauern errichtet.« Er wandte sich um und blieb, die Hände auf dem Rücken verschränkt, stehen, während er den Offizier aufmerksam musterte. »Warum wollen Sie mit an Land gehen, Ketho?«

»Weil ich Anarres kennenlernen möchte«, antwortete der Hainish. »Schon bevor ich nach Urras kam, hat mich Ihre Heimat interessiert. Es fing damit an, daß ich Odos Schriften las. Sie faszinierten mich. Ich habe…« Er zögerte, als sei er verlegen, fuhr aber dann in seiner zurückhaltenden, gewissenhaften Ausdruckswiese fort: »Ich habe sogar ein bißchen Pravic gelernt.«

»Dann ist es Ihr eigener Wunsch — Ihre eigene Initiative?«

»Absolut.«

»Und Ihnen ist klar, daß es gefährlich sein kann?«

»Ja.«

»Die Dinge sind… ein bißchen durcheinander geraten, auf Anarres. Das haben mir jedenfalls meine Freunde über Funk mitgeteilt. Aber es war ja von vornherein unsere Absicht — das Syndikat, meine Reise —, die Menschen aufzurütteln, mit ein paar Gewohnheiten zu brechen, zu erreichen, daß die Leute Fragen stellen. Sich wie Anarchisten verhalten! All das ist geschehen, während ich fort war. Sie sehen also, niemand kann wissen, was geschieht. Und wenn Sie mit mir an Land gehen, könnte sogar noch mehr losbrechen. Allzu weit darf ich nicht gehen. Ich kann Sie nicht als offiziellen Vertreter einer fremden Regierung einführen. Das ist auf Anarres ganz ausgeschlossen.«

»Das ist mir klar.«

»Wenn Sie aber erst einmal dort sind, wenn Sie mit mir durch diese Mauer geschritten sind, dann sind Sie, wie ich es sehe, einer von uns. Dann sind wir Ihnen und Sie uns verantwortlich, sind Sie ein Anarresti unter denselben Bedingungen wie alle anderen. Aber das sind keine bequemen Bedingungen. Freiheit ist niemals sicher und bequem.« Er sah sich um in dem stillen, ordentlichen Raum mit den schlichten Konsolen und empfindlichen Instrumenten, der hohen Decke und den fensterlosen Wänden und blickte dann wieder Ketho an. »Sie werden sehr, sehr allein sein«, sagte er.

»Meine Rasse ist sehr alt«, entgegnete Ketho. »Wir sind seit

tausend Millennien zivilisiert. Unsere Geschichte reicht über Hunderte dieser Millennien zurück. Wir haben es mit allen probiert. Mit Anarchismus, einfach mit allem. Aber *ich* habe es nicht probiert. Es heißt bei uns, daß es nichts Neues unter den Sonnen gibt. Doch wenn nicht jedes Leben, jedes einzelne Leben neu ist, warum werden wir dann geboren?«

»Wir sind die Kinder der Zeit«, sagte Shevek auf Pravic. Der Jüngere sah ihn einen Moment lang an und wiederholte dann die Worte auf lotisch. »Wir sind die Kinder der Zeit.«

»Gut«, sagte Shevek und lachte laut. »Sehr gut, *ammar!* Sie sollten jetzt noch einmal Anarres rufen — zuerst das Syndikat... Ich habe zu Keng, der Botschafterin, gesagt, daß ich für das, was ihre und Ihre Leute für mich getan haben, kein Gegengeschenk machen kann; nun, vielleicht kann ich Ihnen dafür etwas geben. Eine Idee, ein Versprechen, ein Risiko…«

»Ich werde mit dem Kommandanten sprechen«, erwiderte Ketho, so ernst wie immer, doch mit einem ganz leichten Zittern der Erregung, der Hoffnung in der Stimme.

Sehr spät abends an diesem Schiffstag war Shevek im Garten der *Davenant.* Hier war das Licht gelöscht worden, so daß der Raum nur von den Sternen erleuchtet wurde. Die Luft war recht kalt. Eine nachts blühende Blume von irgendeiner unvorstellbaren Welt hatte zwischen den dunklen Blättern ihren Blütenkelch geöffnet und sandte geduldig, aber erfolglos ihren süßen Duft aus, um irgendein unvorstellbares Insekt anzulocken, das Billionen Meilen entfernt in einem Garten auf einer anderen Welt unter einem anderen Stern seine Bahnen zog, das Licht der Sonnen ist verschieden, aber es gibt nur eine Dunkelheit. Shevek stand vor der hohen, durchsichtig gemachten Aussichtsluke und blickte auf die Nachtseite von Anarres hinab, einen schwarzen Bogen, der die Hälfte der Sterne verdeckte. Er überlegte, ob Takver wohl am Hafen sein würde. Als er zuletzt mit Bedap gesprochen hatte, war sie noch nicht aus Frieden-und-Fülle in Abbenay eingetroffen, deswegen hatte er es Bedap überlassen, mit ihr zu besprechen, ob es klug war, wenn sie zum Hafen kam.

»Glaubst du etwa, ich könnte sie zurückhalten, selbst wenn es wirklich nicht klug wäre?« hatte Bedap ihn gefragt. Und er überlegte, wie sie wohl durch die Sorruba-Küste herübergekommen sein mochte; mit einem Luftschiff, hoffte er, falls sie die beiden Mädchen mitbrachte. Eine Zugfahrt war zu anstrengend für die Kinder. Er erinnerte sich an die Mühsal der Reise von Chakar nach Abbenay im Jahre '68, als Sadik drei endlose Tage lang reisekrank gewesen war.

Die Tür zum Gartenraum ging auf, ein wenig mehr Licht fiel herein. Der Kommandant der *Davenant riet* seinen Namen; er antwortete; der Kommandant kam mit Ketho herein.

»Wir haben die Angaben für unser Landungsboot von Ihrer Bodenkontrolle bekommen«, berichtete der Kommandant. Er war ein gedrungener, eisengrauer Terraner, immer kühl und geschäftsmäßig nüchtern. »Wenn Sie bereit sind, können wir mit den Startvorbereitungen für das Landungsboot beginnen.«

»Ja.«

Der Kommandant nickte und verschwand. Ketho trat neben Shevek an die Sichtluke.

»Wollen Sie wirklich mit mir durch diese Mauer gehen, Ketho? Für mich ist das leicht. Was auch geschieht, ich kehre heim. Sie aber verlassen Ihr Zuhause. ›Wahres Reisen ist stets Heimkehr…‹«

»Ich hoffe auch, heimkehren zu können«, antwortete Ketho mit seiner ruhigen Stimme. »Zu gegebener Zeit.«

»Wann gehen wir an Bord des Landungsboots?«

»In ungefähr zwanzig Minuten.«

»Ich bin bereit. Ich habe nichts zu packen.« Shevek lachte; es war ein Lachen reinen, ungetrübten Glücks. Der Hainish musterte ihn aufmerksam, als wisse er nicht genau, was Glücklichsein war, und erkenne es doch oder erinnere sich von ferne daran. Er stand neben Shevek, als wolle er ihn etwas fragen. Aber er stellte diese Frage nicht. »Es wird früher Morgen sein, wenn wir im Hafen von Anarres landen«, sagte er schließlich und entschuldigte sich, er müsse seine Sachen holen und würde sich später mit Shevek an der Startluke treffen.

Allein geblieben, wandte sich Shevek wieder der Aussichtsluke zu und sah den blendend hellen Bogen des Sonnenaufgangs über dem Temae, das gerade in Sicht gekommen war.

»Heute abend werde ich mich auf Anarres schlafen legen«, dachte er. »Ich werde neben Takver liegen. Ich wünschte, ich hätte Pilun dieses Bild mitgebracht, das schöne Bild von dem kleinen Lamm.«

Aber er hatte nichts mitgebracht. Seine Hände waren so leer, wie sie immer gewesen waren.